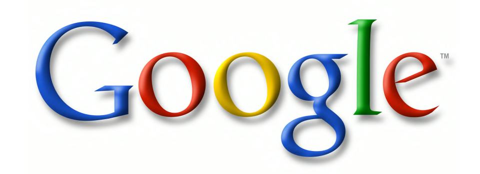
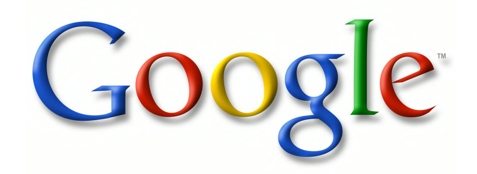
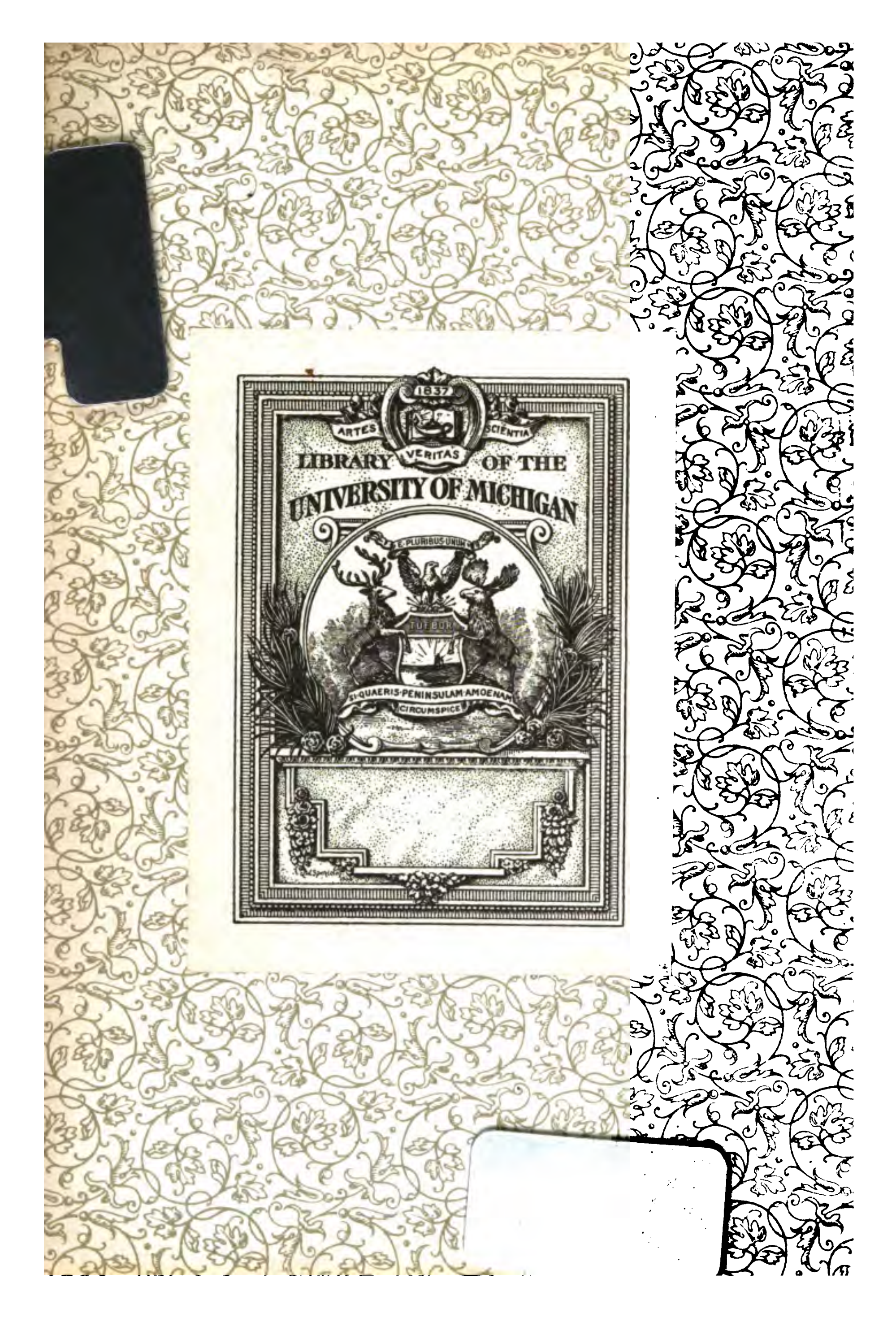
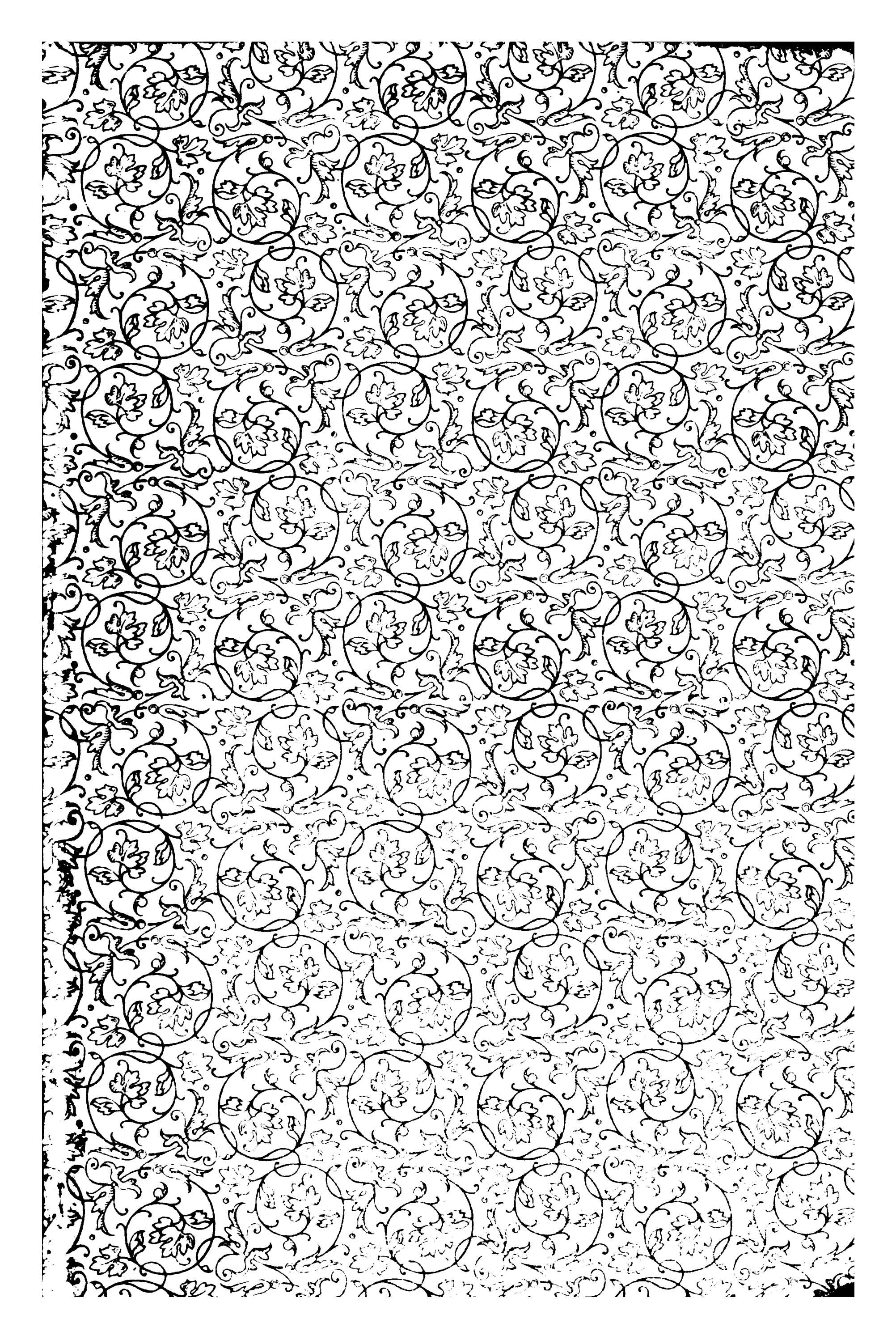


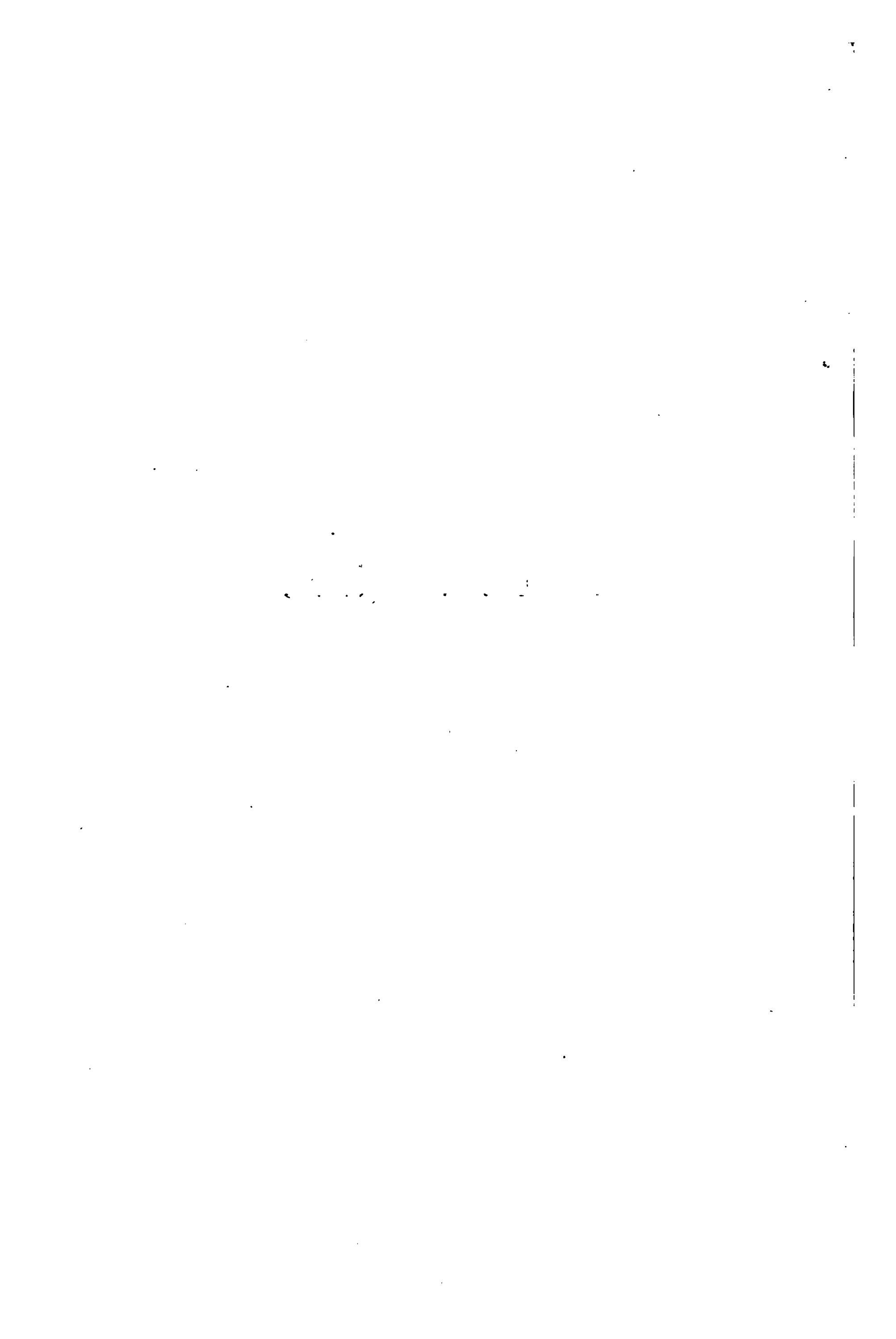

Google



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Im Osten Asiens.



Im Osten Asiens.

Von

Otto E. Ehlers.

Mit zahlreichen Illustrationen und zwei Karten.



Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1896.

Inhalt.

Vorwort.

Die Saiten sind zerrissen, der frohe Mund verstummt... Die brausenden Fluten eines reißenden Tropenflusses haben den jugendkräftigen Mann tückisch hinabgezogen, als er im Begriff stand, durch eine kühne, heroische Forscherthat seinen Namen mit markigen Zügen in die eherne Tafel der Erforschungsgeschichte Neu-Guineas einzugraben. Das, was keinem bisher gelungen, die Durchquerung der Insel, sollte auch Ehlers versagt bleiben, ja schlimmer, der Versuch ihm zum Verhängnis werden.

Nur mit einem Gefühl tiefer Wehmut vermag ich die folgenden Blätter, das letzte Werk eines hochbegabten Schriftstellers, eines edelen Menschen, der Öffentlichkeit zu übergeben. Bevor Ehlers den wagemutigen Entschluß faßte, den Schleier zu lüften, der bis auf den heutigen Tag das Innere Neu-Guineas verhüllt, unternahm er noch eine Fahrt längs der ostasiatischen Küste über Hongkong, Canton, Macao, Schanghai, Tschifu und Tientsin. Von hier aus wendete er sich dem Innern zu, besuchte Peking, die Stadt der Städte, und das großartige, an bizarren Monumenten reiche Gräberfeld der Ming-Dynastie und unternahm dann über den Paß von Kalgan hinaus einen Vorstoß in die Mongolei. Ein vierwöchentlicher Aufenthalt im Königreich Korea schloß die Chinafahrt ab.

Wie in allen seinen früheren Werken, die ihn schnell zu dem unbestritten beliebtesten Reiseschriftsteller der Gegenwart gemacht haben, beweist Ehlers auch hier fein ausge-

zeichnetes Schilderungstalent, das sich mit einer ungemein scharfen Auffassung und einer feinen Beobachtung äußerst glücklich paart. Seit der Zeit Marco Polos bis auf unsere Tage sind China und die Chinesen häufig genug zum Gegenstand der Darstellung in Schrift und Bild gemacht worden, und es war für den Verfasser sicher keine geringe Aufgabe, einem so viel und vielseitig behandelten Thema nicht nur neue, sondern auch fesselnde Seiten abzugewinnen. Daß ihm dies in vollem Umfang gelungen, dafür wird ihm selbst die strengste Kritik das Zeugnis nicht versagen dürfen.

In plastischer Deutlichkeit entrollt sich vor dem Leser ein klares, farbenreiches Bild jener uralten Kultur, deren heutige Träger im eisernen Zwange einer vergilbten Tradition gleichsam erstarrt sind. Der prächtige, goldene Humor, der Ehlers so viele Freunde gewonnen hat, verläßt ihn auch unter den langbezopften Söhnen des himmlischen Reiches nicht; in unvergleichlicher Weise belebt er launig die Schilderung von Land und Leuten, Sitte und Tracht. Neben den kulturellen werden auch die staatlichen Verhältnisse Chinas und Koreas treffend charakterisiert; mit prophetischem Blick sieht der Reisende in seinen kritischen Betrachtungen den Gang der Weltgeschichte, das Geschick der Völker voraus. Was er damals ausgesprochen, ist eingetreten und durch die Schlachten des japanisch-chinesischen Krieges bestätigt worden.

Möge dieser letzte Band den gleichen Beifall finden wie seine Vorgänger.

Dr. Hermann Paetel.



Hongkong.

Am 19. Juli verließ ich Kohsi-Chang, die neueste Sommerresidenz des Königs von Siam, und damit zugleich das Land des weißen Elefanten. Die „Phra Chula Chom Klao“, ein kleinerer Dampfer der Scotch Oriental Co., hatte auf dem Wege von Bangkok nach Hongkong Kohsi-Chang angelaufen, um hier ihre Ladung zu ergänzen, da die Barre an der Mündung des Meinam den Schiffen keinen größeren Tiefgang, als 13 Fuß gestattet. Ich nahm Passage und schiffte mich ein.

Unsere Fracht bestand aus Reis, getrockneten Muscheltieren (einer chinesischen, recht übel riechenden Delikatesse) und etwa 100 in ihre Heimat zurückkehrenden chinesischen Kulis. Als einziger Kajüten-Passagier war ich in denkbar angenehmster Weise untergebracht und lernte während meiner siebentägigen Fahrt wiederum einsehen, daß es Thorheit ist, zu glauben, man sei, je größer das Schiff, um so besser aufgehoben. Es geht mit den Schiffen nicht selten wie mit den Gurken, die kleinsten sind häufig die besten.

Meine Kabine war die geräumigste, die ich je an Bord eines Dampfers innegehabt, mit zweischläfrigem Bett, großer Waschtoilette nebst Kommode versehen und ausgezeichnet gelüftet. Essen und Bedienung ließen nichts zu wünschen übrig.

Chinesische Kulis sind im allgemeinen nicht gerade die angenehmsten Reisegefährten. Ihre nahezu nackten Leiber bieten dem Auge keinen erfreulichen Anblick dar, und die Geruchsnerven der Europäer pflegen an dem Rauch der Opiumpfeifen wie an dem Dufte chinesischer Speisen, bei denen getrocknete Seetiere eine große Rolle spielen, durchaus keine Freude zu empfinden. Außerdem ist den bezopften Söhnen des himmlischen Reiches ein so hohes Maß passiver Unverschämtheit zu eigen, daß der hieran noch nicht gewöhnte Abendländer nur schwer ein nervöses Zucken im Handgelenk zu unterdrücken vermag. Der Chinese ist mit allergrößter Vorsicht zu behandeln, und der Kapitän eines Schiffes thut am weisesten, sich gar nicht direkt mit ihm abzugeben, sondern einen von ihm besoldeten chinesischen Beamten für Ruhe und Ordnung verantwortlich zu machen. Schon mancher Schiffskapitän hat seine „Schlagfertigkeit" hier bitter zu bereuen gehabt, denn die Chinesen stehen zusammen wie ein Mann, und wenn sie sich nicht auf der Stelle rächen, so geschieht dies später durch eine Achterklärung gegen das betreffende Schiff, welches dann in Zukunft vergeblich nach der vorzüglich zahlenden Kulifracht Umschau halten kann.

Schon in Singapore und Bangkok hatte ich verschiedentlich den Gastwirten mein Befremden darüber ausgedrückt, daß sie nicht gegen die Unverschämtheit einzelner



Li-Hung-Chang.

ihrer Bediensteten einschritten, und stets die Antwort erhalten, die Leute hielten derartig zusammen, daß im Falle einer von ihnen bestraft oder entlassen würde, man nicht nur Gefahr liefe, selbigen Tages seine sämtlichen Diener zu verlieren, sondern auch in Zukunft für kein Geld Ersatz zu erhalten. Der chinesische Diener hat — das kann ihm niemand abstreiten — einige gute Eigenschaften und ist bei weitem, wenn nicht zuverlässiger, so doch leistungsfähiger, als der Inder, Malaye und Siamese, aber als Mensch ist er mir persönlich durchaus unsympathisch, ja mehr als das, er ist mir widerwärtig.

Bekanntlich ist vor kurzem von Singapore aus der erste Transport chinesischer Kulis nach Ost-Afrika abgegangen, und in wenigen Tagen sollen in Macao 600 Chinesen verladen werden, die als Eisenbahnarbeiter für den Kongostaat angeworben sind.

Man verfolgt hier diese Unternehmungen mit großem Interesse und ist gespannt zu hören, ob Arbeitgeber wie Arbeitnehmer im dunklen Weltteil ihre Rechnung finden werden. Daß der chinesische Kuli als Pflanzer und Erdarbeiter, namentlich da, wo er im Akkord arbeitet, seinesgleichen sucht, darüber ist sich alle Welt einig; die Frage ist nur, ob er für Afrika nicht zu teuer zu stehen kommt. Es ist mir unbekannt, wieviel Anwerbung und Transport der von Singapore nach Pangani geschafften Kulis gekostet hat, ich weiß jedoch, daß man die Kosten für den Kopf von Macao nach einem beliebigen Hafen der deutsch-ostafrikanischen Küste auf 450 Mark gegen 240 Mark nach Sumatra berechnet. Der Vertrag würde auf 3 Jahre, 30 Mark garantierten Verdienst im Monat, freie Beköstigung und freie Rückfahrt lauten. Die Kosten

der letzteren werden auf etwa 150 Mark für den Kopf angenommen.

Demnach würden sich die Unkosten für Anwerbung, Hin- und Rückfahrt für den einzelnen Kuli auf rund 600 Mark d. h. 200 Mark jährlich, gleich etwa 70 Pfg. für jeden Arbeitstag belaufen. Rechnet man die Beköstigung (Reis, Thee und gesalzenes Fleisch) auf 30 Pfg. für Mann und Tag dazu, so ergiebt sich alles in allem ein Gesamttagelohn von 2 Mark für den Mann, d. h. viermal soviel, als der Eingeborene in Ostafrika als Plantagenarbeiter bis jetzt zu erhalten pflegt.

Sollte sich trotz dieser hohen Löhne die Beschäftigung chinesischer Kulis für die Plantagen als profitabel herausstellen, so kommt es nur darauf an, durch richtige, gerechte Behandlung die Chinesen zu fesseln. Von den Berichten, die sie in ihre Heimat schicken, wird es abhängen, ob man weiteren Zuzug wird erwarten können oder nicht. Amerika hat den Chinesen seine Thore verschlossen, es ist also gute Aussicht vorhanden, daß ein Teil des Stromes der chinesischen Auswanderer sich ohne Schwierigkeit wird nach Afrika lenken lassen. —

Eine Fahrt im chinesischen Meer ist im Monat Juli infolge der dann häufig dort auftretenden Cyklone besonders gefährlich, und kein Jahr vergeht, ohne daß gerade während dieses Monats hier die See ihre Opfer fordert. Zum Glück hatte sie sich diesesmal nicht die „Phra Chula" als solches ausersehen, sondern sich damit begnügt, unserem Kapitän einige recht sorgenschwere Stunden zu bereiten, bis wir endlich am siebenten Tage, nachdem wir ungezählte malerische Halbinseln passiert hatten, in die sichere, herrliche Hafenbucht von Hongkong

einliefen. Eingeschlossen von hohen, größtenteils unbewaldeten Bergen, unter denen der etwa 1800 Fuß messende Mount Victoria, zu dessen Fuße sich die eigentliche Stadt ausdehnt, die erste Stelle einnimmt, bedeckt mit nach Hunderten zählenden vor Anker liegenden Dampfern und Seglern aller Nationen, seinen Tausenden von chinesischen Dschunken und Sampans, seinen rastlos hin- und herfahrenden Dampfpinassen, bietet der Hafen von Hongkong ein Bild eigenartigen Reizes und seltener Großartigkeit.

Langsam gleiten wir vorüber an löschenden oder ladenden Küstenfahrzeugen, von denen erfreulicher Weise viele die deutsche Flagge führen, sowie an riesenhaften europäischen und amerikanischen Postdampfern, unausgesetzt gefolgt und umschwärmt von Sampans in allen Größen, bemannt mit wüst lärmenden Chinesen, die schreiend und gestikulierend unseren an Bord befindlichen Kulis ihre Dienste anbieten. Alle sind bewaffnet mit langen Enterhaken aus Bambus, um in dem Augenblick, da unser Anker in die Tiefe rasselt, mit ganz erstaunlicher Behendigkeit an diesen emporkletternd, sich über die Reeling zu schwingen. In wenigen Sekunden sind Hunderte von Menschen auf diese Weise an Bord gelangt und rennen wie die Ameisen eines aufgestörten Haufens durch einander, Menschen mit sich ziehend, Gepäck an sich reißend und mit ihrer Beute zurück in die Boote kletternd.

Nur wer eine derartige Szene im Hafen von Hongkong mit angesehen hat, kann sich einen Begriff davon machen, wie wehrlos die Besatzung selbst eines großen Dampfers gegen chinesische Piraten sein muß, sobald die-

selben erst einmal in Enternähe gelangt sind. Gegen diesen, in ununterbrochener Folge an allen Ecken und Enden über Bord sich ergießenden Menschenstrom nützen der verhältnismäßig kleinen Besatzung weder Äxte noch Repetiergewehre.

Zum Glück braucht heutigen Tages der in den chinesischen Gewässern reisende Europäer nicht mehr mit seeräuberischen Überfällen als mit einer wahrscheinlichen Gefahr zu rechnen. Wer jedoch glaubt, Seeräuber gäbe es überhaupt nur noch in Romanen, Operetten und „Reisebeschreibungen“, der befindet sich denn doch im Irrtum. Die überall in den Kabinen und Salons der in den chinesischen Häfen verkehrenden Schiffe aufgestellten Waffen sind nicht lediglich ihrer dekorativen Wirkung wegen angebracht, denn kaum ein Jahr ist vergangen, seitdem ein zwischen Hongkong und Swatow fahrender Dampfer von einer Seeräuberbande überfallen worden ist. Der Kapitän sowie mehrere Passagiere wurden dabei getötet, die übrigen Europäer kampfunfähig gemacht, die Feuer der Maschine ausgelöscht und dann das Schiff nach allen Regeln der Kunst ausgeplündert, worauf sich die Piraten mit ihrem Raub entfernten.

Zum Glück war einer der Ingenieure am Leben geblieben, so daß das Schiff nach Hongkong zurückkehren und sofort Anzeige von dem Vorgefallenen erstattet werden konnte. Es gelang dadurch, einen Teil der Piraten einzufangen und ihnen durch Trennung des Kopfes vom Rumpfe ihr sauberes Handwerk für immer zu legen.

In keinem Hafen der Welt habe ich mir soviel Zeit gelassen, an Land zu gehen, wie in Hongkong.

Noch stundenlang, nachdem wir vor Anker gegangen

Hongkong.



waren, saß ich auf Deck, meine Blicke weidend an der mich umgebenden Landschaft und an dem erstaunlich lebhaften Treiben im Hafen.

Und alles das: diese Stadt mit ihrem sich allmählich bis in die Höhe des Victoria Peaks verlierenden Häusermeer, ihren Palästen, Docks und Gärten, mit ihrem nie ruhenden Schiffsverkehr, in 50 Jahren war es geschaffen worden aus dem Nichts, in 50 Jahren war aus dem unbewohnten, nichts hervorbringenden Felseneiland der drittgrößte Hafenplatz der Welt geworden! Sohn Albions! wenn Du irgendwo stolz sein kannst auf den Unternehmungsgeist, auf die Leistungsfähigkeit Deiner Väter und Brüder, so hier in Hongkong. Kühn war das Mühen, herrlich der Lohn!

Wie England Hongkong erworben hat und was dieser Erwerbung alles vorangegangen, das erfährt der Leser am besten aus dem „Konversationslexikon", wie dieses Buch der Weisheit ja trotz aller Verdeutschungsepidemie auch heutigen Tages noch genannt wird. Genug, die Insel wurde 1851 von der chinesischen Regierung den Engländern abgetreten und bildet heute eine sogenannte Kronkolonie. Nach der Volkszählung im Jahre 1891 zählte dieselbe 221 441 Einwohner gegen 160 102 im Jahre 1881, darunter 8545 Europäer.

Hongkong ist vorzüglich befestigt, und die Einfahrt in den Hafen im Kriegsfalle ohne Schwierigkeiten mit Torpedos zu sperren. Die Besatzung wird auf 2989 Mann angegeben. Hongkong ist Freihafen, seine Ein- und Ausfuhr soll gegen 800 Millionen Mark jährlich betragen.

Die natürlichen Erzeugnisse der etwa 50 Kilometer im

Umfange messenden Insel sind gleich Null, nur in einzelnen kleinen Thälern wird ein wenig Reis und Gemüse gebaut. Hongkong ist daher mit Ausnahme von Fischen in Bezug auf Nahrungsmittel gänzlich vom Auslande abhängig und würde sich im Falle einer Blokade in kürzester Zeit vis-à-vis de rien befinden. Als industrielle Etablissements wären neben verschiedenen Schiffswerften nur einige Zuckerraffinerien, eine Rumbrennerei, eine Seidenspinnerei sowie einige Sägemühlen und Zementfabriken zu erwähnen. Die Dockanlagen Hongkongs zählen zu den besten ihrer Art.

Die Presse ist mit 3 englischen und 5 chinesischen Tagesblättern neben einigen Wochenschriften vertreten. Die meisten derselben sind auf einen — gelinde gesagt — unparlamentarischen Ton gestimmt, und es giebt hier kein Blatt, welches jemals ein solches vor den Mund nimmt.

Gegen Abend fuhr ich mit einer mir freundlichst zur Verfügung gestellten Dampfpinasse der Scotch Oriental Co. an Land, bestieg dort eine von zwei chinesischen Kulis getragene offene Bambussänfte und ließ mich in flottem Tempo durch die Hauptstraßen der Stadt tragen. Hongkong ist eine der wenigen Hafenstädte, die im Innern halten, was sie von außen versprechen, wenigstens gilt dies in Bezug auf das Europäerviertel; die Straßen sind in vorzüglichem Zustande, die Häuser solide gebaut, mit Gas und Wasserleitung versehen, und trotz des ganz enormen Wertes des Grund und Bodens fehlt es weder an breiten Promenaden, noch an Schmuckanlagen und Spielplätzen. In den Schaufenstern europäischer wie chinesischer Läden finden wir die Industrie- und Kunst-

Straße in Hongkong.

erzeugnisse beider Hemisphären in verführerischem Durcheinander ausgebreitet. Hier ist alles vorhanden, was Herz und Gaumen sich nur wünschen können, vom Pariser Korsett bis zum westfälischen Pumpernickel, vom Kamschatka-Biberfell bis zur Jäger-Unterhose. Und wie in den Läden die Erzeugnisse, so finden wir in den Straßen die Vertreter aller Nationen in buntem Gedränge. Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.

In der Chinesenstadt freilich geht es weniger kosmopolitisch zu. Hier gehört fast alles, mit Ausnahme der mit geladenem Karabiner bewaffneten indischen Polizisten, zum Reiche der Mitte, Menschen und Schweine, Prunk und Schmutz, Wohlgeruch und schlimme Düfte. Nur an den breiteren Gassen erkennt man, daß die Stadt unter englischer Verwaltung erbaut ist.

Da ich mir eine Schilderung chinesischen Straßenlebens für Kanton vorbehalte, bitte ich den Leser, mir zurück in die Europäerstadt Hongkongs zu folgen. Was dem Besucher hier besonders aufzufallen pflegt, ist die gänzliche Abwesenheit aller von Pferden gezogenen Gefährte. Es sollen freilich in der Kolonie fünf oder sechs Droschken existieren (man munkelt sogar von einer siebenten), gesehen aber habe ich keine einzige. Europäer wie Eingeborene bedienen sich zum Verkehr, falls sie ihre eigenen Beine schonen wollen, ausschließlich der Tragestühle oder der Rickshaws; Schweine werden, jedes einzelne in ein weitmaschiges Bambusgeflecht geschnürt, auf Schubkarren, und größere Lasten in Rollwagen, die oft von 16 bis 20 Chinesen gezogen und geschoben werden, befördert. Das Pferd dient hier allein dem Polospiel und Rennzwecken. Die Rennbahn, in größter Nähe

der Stadt, ebenso reizend gelegen wie vorzüglich gehalten, ist eine der leichtesten Bahnen der Welt, und wenn von ihr bis zum Friedhof nur ein Schritt ist, so glaube ich, dürfte es nur in den seltensten Fällen vorkommen, daß die Sportsmen Hongkongs von der sich ihnen hier bietenden Bequemlichkeit Gebrauch machen können, denn Hälse werden hier nicht gebrochen.

Dieser soeben erwähnte Friedhof ist übrigens unstreitig die größte der wenigen Sehenswürdigkeiten der Kolonie. Was ist selbst der campo santo Genuas im Vergleich zu diesem Paradiese der Toten? Bei dem Gedanken, hier einmal begraben zu werden, könnte einem geradezu das Wasser im Munde zusammenlaufen. Der Friedhof Hongkongs ist in erster Linie botanischer Garten und als solcher allein einer der reizendsten, die man sehen kann. In sanften Steigungen sich bergan ziehend, von einem murmelnden Bächlein durchzogen, bietet er mit seinen leise plätschernden Springbrunnen, seinen seltenen Palmen, aromatisch duftenden Koniferenhainen, seinen blühenden Boskets und farbenprächtigen Blumenbeeten, die in geschmackvoller Anordnung das saftige Grün größerer Rasenflächen wohlthuend unterbrechen, mit seinen hier und da verstreut hervorleuchtenden Marmorkreuzen und Denkmälern ein Bild wunderbarer Ruhe und tiefsten Friedens; er ist in der That ein Gefilde der Glücklichen. Nicht wie auf unseren heimatlichen Kirchhöfen liegen hier die Gräber nebeneinander wie Klaviertasten, sondern unauffällig, in malerischer Anordnung verteilt in den ausgedehnten Anlagen. Steigt man hinauf auf schattigen Wegen und unter den mit blühenden Schlingpflanzen überwucherten Bogengängen hinan bis

zur Höhe dieses Edens, da thut das Meer sich mit seinen Buchten vor den erstaunten Augen auf, und über die Gärten des allmächtigen mors imperator hinweg gleiten die Blicke des entzückten Wanderers nach einem Teil des Hafens, der Stätte ununterbrochen pulsierenden Lebens. Das einzige menschliche Wesen, welches mir in diesem unvergleichlichen campo santo des fernen Ostens begegnete, war der Friedhofsinspektor, ein westindischer Neger, schwarz wie der Tod. Ich konnte nicht umhin, zu gestehen, daß dieser pechkohlrabenschwarze Mohr hier vortrefflich in die Landschaft paßte.

In glücklichster Stimmung kehrte ich an Bord zurück, um den Anblick Hongkongs bei Nacht von der Wasserseite zu genießen. Von einer leichten Südwestbrise umfächelt, in einem bequemen Korbstuhl liegend, sah ich im Hafen und am Lande die ersten Lichter auftauchen, sah, wie mit Zauberschlag die Hauptstraßen der Stadt in elektrischem Glanze erstrahlten, und während sich allmählich Fenster um Fenster, Haus um Haus erhellte bis hoch hinauf zum Gipfel des Peaks, da überkam mich ein Gefühl echter heimatlicher Weihnachtsfreude; denn das erleuchtete Hongkong glich einem riesenhaften Christbaum. — „Boy! half a bottle of Champain.“ — Und er kam, der Trank der Labe, und in der weihevollen Stimmung, in der ich mich befand, leerte ich mein Glas auf das Wohl aller meiner Lieben daheim.

Am folgenden Morgen siedelte ich in das große, aber miserabel gehaltene Hongkong-Hotel über, um einige Stunden später als einziger Gast am Frühstückstisch vor einem neunundzwanzig verschiedene Gerichte

aufweisenden Speisezettel zu sitzen und mich über die Unverschämtheit einiger Dutzend chinesischer Boys zu ärgern.

Für ein Zimmer ohne Bedienung, geschmackloses Essen und schlechte Behandlung zahlt man hier fünf Dollar täglich. Zum Glück sorgten verschiedene meiner gastlichen Landsleute während der kurzen Dauer meines Aufenthaltes in Hongkong dafür, daß ich lediglich die Nächte und auch von diesen nur kleinste Bruchteile im Gasthof zuzubringen hatte.

Leider brachte mir Hongkong eine schmerzliche Enttäuschung durch die Abwesenheit meines langjährigen Freundes, unseres allgemein beliebten dortigen Konsuls, Herrn Coates. Derselbe hatte krankheitshalber und zum höchsten Bedauern der gesamten deutschen Kolonie nach Europa zurückkehren müssen.

In seinem zeitweiligen Vertreter, dem aus Canton herübergekommenen Herrn Konsul Budler, lernte ich einen ebenso liebenswürdigen, wie über chinesische Verhältnisse gut unterrichteten Herrn kennen, und mit ganz besonderem Vergnügen denke ich an einen Abend zurück, den ich mit ihm in dem prächtigen Mount Austin-Hotel zubrachte. Letzteres, fast auf dem Gipfel des „Peaks", etwa 1400 Fuß über dem Meere gelegen und von allen Seiten der Brise ausgesetzt, dient der vornehmen Welt Hongkongs als eine Art Sanatorium. Die Temperatur pflegt hier um 5—6 Centigrad niedriger zu liegen als unten in der Stadt, mit der der Gasthof durch eine Drahtseilbahn, deren Steigung 1 : 2 beträgt, verbunden ist. Die etwa 12 Minuten dauernde Fahrt ist überaus genußreich, und der Blick aus der Vogelschau in die

herrliche Hafenbucht und auf das tief unten liegende Häusermeer sucht an Großartigkeit ihresgleichen. Die größten Schiffskolosse erscheinen dem Auge hier wie Kinderspielzeuge, die chinesischen Dschunken gleichen winzigen Nußschalen. Am eigenartigsten aber ist der Blick in einer klaren Nacht, denn da bieten die Millionen von Lichtern im Hafen und in der Stadt genau das Bild eines sich unter uns ausbreitenden Sternenhimmels, in dem die elektrischen Bogenlichter die Rolle der Sterne erster Größe spielen.

Um den Park herum gruppieren sich zahllose Villen wohlhabender Europäer, die in der Regel auch noch ein Haus in der Stadt besitzen, in dem sie den Winter zubringen, um so bequemer während der stets sehr belebten „season“ ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen zu können. Der Winter in Hongkong ist eine ununterbrochene Folge von Essen, Bällen und sonstigen Vergnügungen; um so stiller ist's im Sommer, namentlich in diesem Jahre, wo alle Welt an den Folgen einer schweren finanziellen Krisis zu tragen hat.

Die Finanzlage der Kolonie selbst ist infolge der Einnahmen aus dem Opiummonopol und Landverkauf eine derartig günstige, daß die Europäer lediglich zu einer Miethssteuer in Höhe von 14 v. H. herangezogen zu werden brauchen. Große Summen werden jährlich zur Verschönerung der Insel und für gesundheitliche Zwecke verausgabt. Die ununterbrochen fortgesetzte Anpflanzung von Kieferbeständen hat im Verein mit der Anlage enormer Wasserwerke sicherlich viel dazu beigetragen, daß Hongkong, dessen Gesundheitsverhältnisse anfangs derartig ungünstige waren, daß die Regierung

sogar ernstlich mit dem Gedanken umging, die Kolonie gänzlich wieder aufzugeben, heute eine Sterblichkeit von nicht über 2 v. H. aufweist.

Nachdem ich nach dem sehr hübschen botanischen Garten, dem Museum, dem palastartigen Gebäude der Hongkong-Shanghai-Bank, sowie den verschiedenen Klubhäusern (unter denen der im gotischen Stil erbaute deutsche Klub, in dem sich neben prächtigen Lese- und Spielsälen auch ein Theatersaal befindet, unstreitig die erste Stelle einnimmt) Besuche abgestattet hatte, verließ ich das gastliche Hongkong, um mit einem der fürstlich eingerichteten Dampfer der Hongkong-Canton-Macao Steamship Co. nach Canton zu fahren und mich hier in den Strudel unverfälschten chinesischen Volkslebens zu stürzen.





Canton.

Wäre Canton ein langweiliges Nest à la Buxtehude und die Fahrt dorthin mit Strapazen aller Art verknüpft, sie würde sich dennoch lohnen, ihrer selbst wegen. Aber Canton ist kein langweiliges Nest, sondern eine der größten, interessantesten Städte des himmlischen Reiches; die Fahrt von Hongkong dorthin geschieht in der denkbar bequemsten Weise in Dampfern, die in Bezug auf Bequemlichkeit vielleicht nur von den großen Mississippi-booten übertroffen werden, so daß der Reisende, welcher Hongkong besucht, ohne von hier einen Ausflug nach Canton zu unternehmen, eine ganz unverzeihliche Unterlassungssünde begehen würde.

Es fahren täglich zwei Dampfer von Hongkong nach Canton, einer in der Frühe, ein zweiter des Abends. Natürlich wählt der Reisende, welcher reist, um zu sehen und zu genießen und nicht nur, um sagen zu können, daß er überall gewesen sei, den Frühdampfer.

Man zahlt für die gegen 7 Stunden dauernde Fahrt, nach heutigem Dollarkurs berechnet, 9 Mark und für

jede an Bord genommene Mahlzeit einbegriffen Wein, Bier oder sonstige berauschende Stoffe 4 Mark 50 Pfg.

Der „Ho Nam", auf dem ich mich eines schönen Julimorgens einschiffte, ist das prächtigste Schiff der Flotille der Hongkong-Canton-Macao-Steamship Co., in Glasgow erbaut und hat 1 200 000 Mark gekostet. Es ist eines der schönsten Fahrzeuge, die ich kenne, sehr sauber gehalten und mit wohlthuender Raumverschwendung eingerichtet. Ich war der einzige Salonpassagier und hatte für mich allein einen Raum zur Verfügung, in dem ich mit einem Viererzug bequem eine 8 hätte fahren können. Im hinteren Teil des Schiffes befinden sich, über einander liegend, die zweite und dritte Klasse. Beide waren angefüllt mit chinesischen Passagieren. Dieselben saßen in der zweiten Klasse auf Stühlen, in der dritten dagegen lagen sie, so nackt wie möglich, eine wahre Orgie von Menschenfleisch, sich fächelnd, Opium rauchend, lesend oder Karten spielend, am Boden. Ein auf sehr hoher Kiste sitzender, lebhaft gestikulierender und Fratzen schneidender Rhapsode hielt mit schriller Stimme einen allem Anschein nach etwas frivolen und daher wie überall in der Welt, beifällig aufgenommenen Vortrag. Diese Geschichtenerzähler findet man auf allen vielbefahrenen chinesischen Dampfern, sie bezahlen ihre Fahrt wie jeder andere, und veranstalten Sammlungen, bevor das Schiff sein Ziel erreicht hat.

Für die ersten Stunden fahren wir auf den smaragdgrünen Wassern der Bai dahin, zwischen größtenteils unbewaldeten und unbewohnten Felseninseln, die von der Morgensonne mit den zartesten Farbentönen übergossen sind. Dann werden die Fluten allmählich trüber und trüber und

endlich schmutzig gelb. Zu beiden Seiten hin flache, dann leicht hügelige Ufer, weißgetünchte Befestigungen, weniger Achtung gebietend, als malerisch, ein, je weiter wir kommen, um so regerer Dschunkenverkehr, stromab treibende Flöße — wir befinden uns im Chu-kiang, dem Perl- oder Cantonfluß. Bald werden ein paar schornsteinartige, stark verwitterte Pagoden sichtbar, dann erreichen wir Whampoa, ein am rechten Flußufer gelegenes Städtchen, ehemals eine verkehrsreiche Stadt, da vor Abschluß des Vertrages von Nanking (1842), demzufolge Canton und 4 andere chinesische Hafenplätze dem europäischen Handel geöffnet wurden, fremden Fahrzeugen nur gestattet war, bis hierher stromauf zu gehen. Heute ist Whampoa nicht viel mehr als ein Dorf, hat jedoch durch seine früher einer europäischen Gesellschaft gehörenden, später von der chinesischen Regierung erworbenen Dockanlagen, sowie durch eine dort befindliche Armee- und Marineschule, Torpedostation und Schiffswerft eine hohe Bedeutung für die kaiserlich chinesische Kriegsflotte. Etwa ein halbes Dutzend Fahrzeuge derselben lagen im Strome vor Anker. Schwarz gestrichen, äußerlich sauber gehalten, machten sie mit ihrer stolz im Winde flatternden Kaiserlichen Flagge, einen blauen, nach roter Kugel schnappenden Drachen in gelbem Felde darstellend, keinen üblen Eindruck.

Später erfuhr ich, daß ein Teil der Flotte aus alten, in Hongkong aufgekauften, aptierten Segelschiffen bestehe, daß die Geschütze an Bord — für ein heilloses Geld von Krupp bezogen — wenn überhaupt, innen und außen mit Sand geputzt würden, und daß die Mannschaft sich größtenteils mit Opiumrauchen beschäftige.

Letzteres schien auch der Fall zu sein, als wir vorüberfuhren, denn auf allen Schiffen zusammen konnte ich mit dem besten Willen und Krimstecher nur drei Mann auf Deck ausfindig machen; sie trugen die weiten weißen chinesischen Hosen und Jacken, den Zopf aufgerollt unter einem Strohhut. An Bord von Schiffen und in Fabriken ist der Zopf, der in China durchaus de rigueur ist, und ohne den man höchstens einmal einen soeben erst aus dem Gefängnis entlassenen Verbrecher sieht, der freien Bewegung überaus hinderlich, da man leicht mit demselben irgendwo hängen bleibt. Der Chinese trägt ihn daher hier bei der Arbeit meist um den Kopf gewunden. Vor Leuten, denen er Achtung schuldig ist, also z. B. vor Europäern, darf er jedoch nicht mit aufgestecktem Zopf erscheinen, und man wird daher häufig sehen, daß die an Bord der Schiffe bedienenden Boys, um nicht an Stühlen u. s. w. hängen zu bleiben, ihr Zopfende in die Tasche stecken.

Da wir nun einmal beim Zopfe sind, will ich hier auch gleich verraten, daß in der Regel nur etwa die Hälfte desselben aus Haaren, der Rest aber aus schwarzer Seide besteht. Ist der Zopf mit weißer Seide durchflochten, so ist dies ein Zeichen tiefer Trauer, rote Zopfverlängerungen sieht man bei Festlichkeiten, meist jedoch nur bei ganz jungen Leuten. Übrigens trägt nicht nur der männliche Chinese den Zopf, sondern auch das schöne Geschlecht schmückt sich mit demselben, so lange man ihm den Jungfernkranz winden kann.

Verheiratete Frauen tragen, so weit ich es bis jetzt gesehen habe, das Haar gescheitelt und hinten in einen kunstvollen Knoten geflochten, auch eine sogenannte

Ponyfrisur trifft man nicht selten. Unbekannt dürfte manchem sein, daß der Zopf nicht chinesischen Ursprungs, sondern von den Mandschus in China eingeführt ist.

Er erleichtert wesentlich das Ergreifen von Flüchtlingen, sowie den Transport von Gefangenen, auch macht er den Kindern beim Pferdespielen die Leine entbehrlich. Soviel für jetzt vom Zopfe.

Die Umgebung Whampoas ist hübsch und freundlich. Man war auf den Feldern gerade mit der Reisernte beschäftigt; die bereits abgeernteten Felder wurden sofort mit dem von einem Büffel gezogenen Haken bearbeitet, andere waren sogar schon wieder mit frischen Reispflänzchen besteckt. Der Chinese ist ein ganz unglaublich fleißiger Mensch, wenn es sich um seinen Vorteil handelt, er kann jedoch, das habe ich in Siam gesehen — wo er für Tagelohn arbeitet, in Bezug auf Faulheit sich würdig dem deutschen Maurergesellen zur Seite stellen.

Je mehr wir uns Canton nähern, um so fruchtbarer wird die Gegend. Der Verkehr auf dem Flusse grenzt ans Fabelhafte, und man begreift nicht, wie es möglich ist, daß unser Dampfer sich durch dieses Gewirr von Fahrzeugen aller Art seinen Weg bahnen kann. Verschiedentlich hatte ich Gelegenheit, die Gewandtheit und Unerschrockenheit der Chinesen zu beobachten, denn während wir mit einer Fahrgeschwindigkeit von gegen acht Knoten an den uns begegnenden Booten vorübersausten, brachten mehrere Insassen derselben es fertig, zu uns an Bord zu springen.

Neben den oft mehrere hundert Tons haltenden Dschunken mit ihren riesigen, fledermausflügelartigen

Mattensegeln und den gleichzeitig als Boot und Haus dienenden Sampans interessierten mich besonders die nach beiden Seiten weit überbauten Entenboote, auf denen tausende von Enten gemästet werden, sowie die pantoffel- — oder wenn Sie lieber wollen — torpedoähnlichen, blitzschnell dahingleitenden sogenannten Slipperboote, vor allem aber die mir vollkommen neuen, durch Menschenkraft getriebenen Sternwheeler (Schiffe mit einem großen, am Stern angebrachten Schaufelrade). Wir begegneten oder überholten mehrere dieser kuriosen Fahrzeuge. Einige derselben waren von beträchtlicher Größe. Die kleinsten wurden von 9, die größten von 16, in Reihen von je 3 oder 4 hintereinander stehenden, auf Treträdern arbeitenden Kulis in Bewegung gesetzt. Die Erfindung ist erst etwa sieben Jahre alt und eine echt chinesische, wenn ihr auch unsere Dampfschiffe dabei als Vorbild gedient haben. Anfangs sollen einzelne dieser Tretradschiffe mit einem Schornstein versehen gewesen sein, in dem bei der Einfahrt in Canton Papier verbrannt wurde, um so vollkommen den Eindruck von Dampfschiffen zu machen.

Da, so viel man mir sagte, bisher noch kein Modell dieses Bootes nach Europa gegangen ist, habe ich ein solches bestellt, um damit irgend ein heimatliches Museum zu erfreuen.

Das erste, was der stromauf fahrende Reisende von Canton zu sehen bekommt, sind die Thürme der die ganze Stadt hoch überragenden Kathedrale der französischen Mission. Daneben sieht man einige Pagoden, sowie eine große Anzahl schmuckloser, kastenartiger, sieben- und achtstöckiger, mit kleinen Fensterchen versehener Gebäude aus

dem Häusermeere sich erheben. Es sind dies, wie ich später erfuhr, Ihnen aber schon jetzt sagen will, Pfandleihhäuser, deren es in der Stadt mehr als 200 giebt. Der Chinese ist ein geborener Spieler, und wo gespielt wird, da sammeln sich auch die Pfandleiher.

Bevor wir Canton erreichen, kommen wir noch an verschiedenen, scheinbar unbeaufsichtigten, aber mit dräuenden Kanonen ausgestatteten Forts, unter anderen dem auf einem Inselchen inmitten des Flusses reizend gelegenen Macao-Fort vorüber, passieren dann ein am linken Ufer liegendes Pfahlbautendorf, steuern durch ein sinnverwirrendes Gedränge von Fahrzeugen hindurch, vorbei an einem schwimmenden Stadtteil, der durch große mit einander verbundene Boote gebildet wird, und halten endlich gegen 3 Uhr nachmittags vor dem der Dampfer-Kompagnie gehörenden Landesteg.

Ein Konsulatskawasse, bedeckt mit trichterförmigem, mit rotem Haarbusch gezierten Bambushut, kam an Bord und übergab mir einen Brief des derzeitigen Vertreters des von Canton abwesenden Konsuls Budler, Herrn Lange, von dem ich eingeladen wurde, im Konsulatsgebäude abzusteigen und während der Dauer meines Aufenthaltes in Canton mich als seinen Gast zu betrachten.

Ohne Zeitverlust bestieg ich den bereitgehaltenen Tragsessel, und meinem kleinen indischen Diener und dem Kawassen die Beförderung meines Gepäcks überlassend, ließ ich mich von vier kräftigen, leichtfüßigen Kulis nach Schamien, dem von der Stadt durch einen Kanal gänzlich abgeschiedenen Europäerviertel, tragen. Dieser Weg führte nur etwa 10 Minuten durch die Chinesenstadt, aber was ich während dieser kurzen Spanne

Zeit zu Gesichte bekam, die engen Straßen mit ihren an beiden Seiten in ununterbrochener Folge sich aneinander reihenden Kaufläden und Werkstätten, die in allen Farben glänzenden, mit großen, vergoldeten, chinesischen Schriftzeichen versehenen, von jedem Hause herabhängenden, 1 bis 2 Fuß breiten und 5 bis 10 Fuß langen Firmenschilder, die ungeheuren, sich in den Straßen drängenden Menschenmassen gaben mir einen Vorgeschmack der meiner für die nächsten Tage harrenden Genüsse.

Den meisten Europäern ist es ein Greuel, sich unter Eingeborenen zu bewegen und sich mit schwitzenden Kulis herumzudrängen, sie lassen sich höchstens einmal, ein Eau de Cologne durchtränktes Taschentuch vor der Nase, in einer womöglich zu drei Vierteilen verschlossenen Sänfte im Geschwindschritt durch einige Straßen tragen, während es für mich keine größere Wonne giebt, als zu Fuß mich unter ein mir unbekanntes Volk zu mischen und seine Gewohnheiten an der Quelle zu studieren. Die Geschmäcker sind eben verschieden. Mir sind wiederum five o'clock teas und garden parties durchaus contre coeur.

Wir erreichten nunmehr ein eisernes, von einer Abteilung Soldaten bewachtes Gitterthor, durch welches keinem Chinesen, es sei denn, daß er sich als Diener oder als Geschäftsfreund eines Europäers ausweisen kann, der Eintritt gestattet ist, überschritten eine Steinbrücke und befanden uns in Schamien.

Welch ein Gegensatz zu der soeben verlassenen Chinesenstadt! Schattenspendende Bäume, Rasenplätze, zu beiden Seiten zweistöckige, ganz in europäischem Stil gebaute Häuser und Villen mit kleinen Vorgärten, irgendwo

eine im üppigen Grase sich dehnende Ziege, ein auf einem Fenstersims sich sonnender, behaglich blinzelnder Kater, zwei in einem Garten an hohen Bambusstangen auf- und abkletternde Affen, sonst kein lebendes Wesen, so weit das Auge reicht, überall die Ruhe des Kirchhofes.

Nach wenigen Minuten hielten wir vor einem prächtigen, am Flusse gelegenen Gebäude, unserem Konsulate. Im Garten wehte an freistehendem Maste die deutsche Kriegsflagge, und zwar, wie ich besonders erwähne, eine nicht zerrissene, wie man solche sonst so häufig auf deutschen Konsulaten im Auslande zu sehen bekommt. Wir sind überhaupt in Canton in jeder Beziehung würdig vertreten nicht nur als Reich, sondern auch durch die hier wohnenden deutschen Kaufleute, die, so viele ihrer sind, überall sowohl gesellschaftlich, wie im Munizipalrate sehr geachtete Stellungen einnehmen.

Herr Lange, der als deutscher Offizier wegen eines Knieübels seinen Abschied hatte nehmen müssen und später, bevor er in den Konsulatsdienst eintrat, einige Jahre als Instruktionsoffizier von der chinesischen Regierung angestellt war, hat diese Zeit wie wenige Europäer benutzt, sich mit den Sitten und Gebräuchen, sowie den Eigentümlichkeiten und der Denkweise der Söhne des himmlischen Reiches bekannt zu machen.

Bei Europäern wie Chinesen gleich beliebt, taktvoll, vorurteilsfrei und — last not least — mit einem vortrefflichen Magen ausgerüstet, ist Herr Lange just der Mann, wie man ihn als Konsul im Osten braucht.

Dem lebhaften Interesse, welches mein liebenswürdiger Wirt sich nach wie vor für chinesisches Volksleben erhalten hat, verdanke ich, daß derselbe mich auf

den meisten von mir unternommenen Tag- und Nachtausflügen begleitete und mich auf unendlich viele Dinge aufmerksam machte, die meiner Beobachtung ohne einen so trefflichen Führer wohl entgangen sein würden.

Den Nachmittag des Tages meiner Ankunft benutzte ich zu einem Rundgang um Schamien. Als trotz des 1842 mit China abgeschlossenen Vertrages die Chinesen fortgefahren hatten, den Europäern das Betreten Cantons zu verweigern, riß den Engländern und Franzosen endlich die Geduld, und nachdem zuvor noch allerhand Streitereien stattgefunden hatten, nahmen sie im Jahre 1857 nach erfolgreicher Beschießung die Stadt, um sie bis 1861 besetzt zu halten. Im Jahre 1859 überließ die chinesische Regierung diesen beiden Mächten Schamien, derzeit ein wertloses schlammiges Stück Wiesenland, zur Errichtung einer Europäer-Niederlassung. Mit sehr großen Kosten wurde das Land aufgefüllt und durch einen ausgehobenen Kanal vom Festlande getrennt, so daß es heute eine durch drei Brücken mit dem Festlande verbundene Insel bildet, auf der an 100 Europäer, Beamte und Kaufleute, ein beschauliches und behagliches Dasein führen. Die Promenade am Fluß ist in den Abendstunden — vor 5 Uhr nachmittags zeigt sich keine Menschenseele in den Straßen — das Stelldichein der Schamiener, hier genießt man die Brise, spielt Lawn Tennis, lauscht allem möglichen Gemeindeklatsch, falls man sich nicht selber an einem solchen beteiligt, lustwandelt und sieht die bunten Schiffe den Fluß hinabgleiten.

Ich machte hier gleich am ersten Tage die Bekanntschaft einer Anzahl sehr angenehmer Landsleute und

wurde sofort für vier Abende mit Beschlag belegt. Man weiß zu leben in Schamien und übt unbegrenzte Gastlichkeit sowohl in den Privathäusern, als auch im Klub, wo die Vertreter der verschiedensten Nationen in herzlichster Weise mit einander verkehren und ungezählte cocktails trinken.

Nach dem Essen unternahm ich mit Herrn Lange und einigen anderen Deutschen in einer hübschen Gondel eine Fahrt auf dem Fluß und zu den Blumenbooten, die einen schwimmenden Stadtteil bilden und unstreitig zu den originellsten Sehenswürdigkeiten Cantons gehören. Die Blumenboote sind eigentlich nichts anderes, als schwimmende Wirtshäuser und Vergnügungslokale, teilweise groß genug, um gegen hundert Menschen aufzunehmen, und meist in prunkvollster Weise ausgestattet. Der Boden ist mit hübschen Matten bedeckt, die Möbel bestehen aus reichem, dunklem Holzschnitzwerk mit marmornen Sitzen und Tischplatten, an den Wänden hängen glänzende chinesische Gold- und Seidenstickereien und von der Decke herab oft ein halbes Dutzend kostbarer europäischer Kristallkronleuchter neben zahllosen Blumengewinden.

In diese Boote nun pflegt der gutgestellte Chinese seine Freunde zu Gaste zu laden. Hier werden die ausgesuchtesten Gastmähler eingenommen und zwar stets in Gesellschaft sogenannter Singmädchen, die allerdings nach chinesischer Sitte nicht mit den Männern essen, ihnen aber durch allerlei Kurzweil während des Schmauses die Zeit vertreiben. Die reicheren Chinesen halten sich nicht selten eine kleinere oder größere Zahl dieser Singmädchen — hony soit qui mal y pense — und

bringen dieselben, wenn sie irgendwo zu Gaste geladen werden, mit sich, doch kann man solche auch für den Abend engagieren. Sie musizieren vor und nach dem Essen und sitzen während desselben hinter den Gästen, diesen zutrinkend, Melonen und Mandelkerne knackend und Allotria treibend.

Mit ihren fest an den Schädel geklebten, blumengeschmückten, glänzend schwarzen Haaren, ausdruckslosen, bemalten, wachspuppenartigen Gesichtern, ihren bis auf einen schmalen Streifen wegrasierten Augenbrauen und rotgefärbten Lippen, in bunte, seidene, weite Gewänder gekleidet, gleichen sie durchaus den Figuren, wie wir sie auf chinesischen Fächern u. s. w. gemalt finden.

Die einzelnen dicht nebeneinander liegenden Boote sind durch Laufbretter mit einander verbunden und bilden mehrere Straßen. Zwischen ihnen verteilt sind schwimmende Fleischer-, Geflügel-, Obst- und Gemüseläden. Wir wurden überall mit großer Zuvorkommenheit behandelt, erregten aber als „weiße Teufel", wie die Chinesen die Europäer zu nennen pflegen, bei weitem nicht so viel Aufmerksamkeit, wie mein kleiner, uns begleitender schwarzer indischer Diener, der, wohin wir kamen, von den Singmädchen mit lautem Freudengekreisch empfangen wurde.

Am folgenden Morgen verließen wir in Tragestühlen unter Leitung des Führers Ah-Po, eines schon bejahrten Herrn, der durch sein kurioses Pitchen-Englisch meine Lachmuskeln in beständigen Zuckungen erhielt, Schamien, um die verschiedenen „globe trotter sights", die jedermann wohl oder übel gesehen haben muß, in Augenschein zu nehmen. Pitchen oder Pidgin ist das chinesische Wort

für business. Unter Pitchen-Englisch versteht man daher das chinesische Geschäfts-Englisch. Der Chinese verschluckte vom business das ess, das busin blieb übrig und John Chinaman machte „pitchen“ daraus. Aus diesem einen Beispiel kann man sich etwa einen Begriff davon machen, was es mit dem Pitchen-Englisch auf sich hat.

Viele Satzkonstruktionen dieser sonderbaren Sprache sind unmittelbar wörtlich aus dem Chinesischen ins Englische übersetzt. So sagt z. B. der Chinese anstatt: „one man“ = „one piece man“ (ein Stück Mann), „two men“ = „two piece men“ u. s. w. „Willst du einen sehr schönen großen Fisch haben?“ heißt im Pitchen-Englisch: You like look see biggi fish number one?“

„Belong fish, belong bira“ heißt: „Dies ist ein Fisch, dies ist ein Vogel.“

Unser Freund Ah-Poh hielt uns allem Anschein nach für tierblind, denn wenn wir an den verschiedenen Fisch-, Geflügel- und Fleischbuden vorüberkamen, unterließ er nie, auf die betreffenden Auslagen deutend, uns zuzurufen: Belong fish! belong fowl! Look see cat“ u. s. w. ohne Unterbrechung.

Canton ist ein solches Labyrinth von Gassen, daß selbst ein alter Cantonist, wie Herr Lange, nicht in der Lage ist, sich allein zurechtzufinden und sich eines Führers bedienen muß.

Man zahlt einem solchen für einen ganzen oder halben Tag 1 Dollar, wozu noch seine Sänftenträger mit 2 Dollar kommen, so daß die Führung täglich auf 9 Mark zu stehen kommt.

Der Chinese arbeitet für seine Landsleute für einige

Kasch, von denen etwa 1000 auf den Dollar gehen, den Fremden dagegen rupft er — gleich dem Berliner Droschkenkutscher — in der unverschämtesten Weise, wo er nur kann. Die europäischen Kaufleute machen daher nur in den seltesten Fällen Geschäfte direkt mit den Eingeborenen. Jede Firma hat ihren sogenannten Kompradorn, durch dessen Vermittlung alle An- und Verkäufe allgeschlossen werden.

Ah-Po schleppte uns ohne Erbarmen von Tempel zu Tempel, von Pagode zu Pagode, die sich gleichen wie ein Spargel dem andern und für die ich mich durchaus nicht begeistern konnte, trotzdem manche von ihnen erbaut sein sollen, lange bevor Romulus und Remus sich an Wolfsmilch gütlich thaten.

Da haben wir den Tempel der 500 großen Geister (Genien), in dem 500 vergoldete Figuren in dreiviertel Lebensgröße, Schüler Buddhas, daneben aber auch der Reisende Marco Polo, in chinesischer Tracht dargestellt, in großer Halle neben einander sitzen, dann den Tempel der 5 Genien mit 5 großen vergoldeten Herrschaften, zu deren Füßen Meteorsteine liegen, die man als versteinerte Widder ausgiebt, den Konfuciustempel mit einer großen Statue dieses genialen Reformators, der im 6. Jahrhundert vor Christi Geburt gelebt hat und dessen nachweislich direkte Nachkommen noch heute in China existieren und im Range direkt dem Kaiser folgen, und andere mehr. Alle diese Tempel stehen in jeder Hinsicht unendlich weit hinter denen Burmas und Siams zurück und sind sowohl arm an architektonischen Reizen, wie an Kunstwerken und Kostbarkeiten. Die Tempelgeräte sind meistens aus Zinn, hier und da aus Bronze; letzteres

ist namentlich bei den fast in keinem Tempel fehlenden großen dreifüßigen Urnen der Fall, in denen der Chinese neben allerhand Opfergaben auch seine alten Papiere zu verbrennen pflegt. Beschriebene wie bedruckte Papiere gelten nämlich in China als geheiligt und werden nie, wie bei uns, später zu Einwickelungs- und anderen Zwecken benutzt noch wiederum zur Papierfabrikation verwendet, sondern stets verbrannt.

Zu diesem Behufe nun befinden sich in den Tempeln die vorerwähnten Urnen und daneben in der ganzen Stadt verteilt große gemauerte Verbrennungsöfen.

Die eigentliche Altstadt, die einen Umfang von etwa 10 Kilometern aufweist, ist von einer gegen 20 Fuß dicken und 25—40 Fuß hohen Umwallung umgeben. Auf dem höchstgelegenen Punkte derselben erhebt sich ein fünf Stockwerke messender Wachtturm, auch „rote Pagode" genannt, von der man einen hübschen Blick über die Stadt, auf die im Norden derselben liegenden weißen Wolkenberge, sowie über die sogenannten Totenfelder, die bereits seit fast zwei Jahrtausenden als Begräbnisstätten Cantons dienen, genießt. Man sieht hier unzählige kleine Grabhügel und hier und da ein unscheinbares halbkreisförmiges, gemauertes Denkmal. Weit interessanter, als dieser Massenfriedhof, sind die Aufbewahrungsstätten für Leichname Verstorbener, deren Wiege nicht in Canton gestanden hat. Der Chinese legt einen großen Wert darauf, nach seinem Tode in seinem Heimatsorte beigesetzt zu werden, und bevor die Überführung der Leichen dorthin erfolgt, werden dieselben oft monate-, ja jahrelang in den Aufbewahrungsstätten aufgebahrt. Sie ruhen hier — jede für sich in einem besonderen Raum in

kolossal massiven Holzsärgen, hinter einem bunten Stoffvorhange. Vor dem letzteren steht in der Regel ein Opfertisch, auf den die Anverwandten jeden fünften Tag einige mit Thee gefüllte Täßchen stellen und Räucherkerzchen verbrennen.

Die, aus 3 bis 4 Zoll dicken abgerundeten Holzplanken zusammengefügten schmucklosen Särge kosten, wie Ah-Po uns mitteilte, je nach der Güte der verwendeten Holzart, von 24—1500 Mark, doch wurde uns ein Sarg gezeigt, der seit mehr als anderthalb Jahren monatlich je zwei Überzüge von feinstem Lack erhalten hatte und dadurch bereits über 3000 Mark kostete. Die von uns besuchte Totenstadt — es giebt deren mehrere in Canton — bot Raum für 500 Leichen und war in jeder Weise würdig und hübsch gehalten. Die Särge werden allem Anschein nach vorzüglich hermetisch verschlossen, denn es machte sich auch nicht eine Spur üblen Geruches bemerkbar.

Wir begaben uns nunmehr in das ehemalige Yamen des Tartarengenerals, dessen Palast 1857 von den Engländern und Franzosen zerstört und beim Friedensschluß mit seinen Ruinen und Gärten den ersteren zur Errichtung eines Konsulatsgebäudes abgetreten worden ist.

Dieses wird heutzutage, nachdem das Konsulat nach Schamien verlegt worden ist, fast nie mehr benutzt, wohl aber in Stand gehalten und den die Sehenswürdigkeiten Cantons in Augenschein nehmenden Fremden bereitwilligst zu einer kurzen Rast und Einnahme einiger Erfrischungen zur Verfügung gestellt.

Es ist mit seinem großen, parkartigen Garten, in dem einige Stücke Dammwild friedlich ihrer Äsung nach-

gehen, seiner wunderbaren Ruhe eine wahre Oase mitten in dem chaotischen Treiben der Stadt.

Seitdem die Familie des jetzigen Kaisers, die tartarischen Ursprungs ist, sich am Ruder befindet, giebt es in jeder Provinz einen Tartarengeneral, der das Kommando über die Tartarentruppen führt. Derselbe steht sonderbarer Weise im Range sogar über dem Vizekönig (Canton ist Sitz des Vizekönigs der Provinzen Kwangtung und Kwangsi), hat sich jedoch jeder Einmischung in die Regierungsgeschäfte zu enthalten und nur dann mit seinen Truppen zu erscheinen, wenn er vom Vizekönige hierzu ersucht wird, oder wenn er den Thron seines Kaisers gefährdet glaubt. Der Vizekönig verfügt selber über direkt von ihm angeworbene chinesische Truppen.

Herr Lange hatte für einen guten Imbiß und vorzüglich geeiste Getränke gesorgt, so daß wir keinen Mangel litten und nach Einnahme einer nicht unverdienten Stärkung uns wieder frisch genug fühlten, von neuem an die Arbeit zu gehen.

Zunächst führte Ah=Po uns in ein Nonnenkloster, in dem etwa 60 weltentsagende, meist ältliche Jungfrauen ein scheinbar ganz vergnügtes Leben führten. Ihre Tracht ist nicht kleidsam, nämlich weite schwarzbraune Hosen aus grobem Seidenstoff und eben solche Jacken. Das Haar tragen sie kurz geschoren. Sie erhielten einige kleine Silbermünzen, den üblichen Obulus in allen Tempeln und anderen besichtigten Instituten, und damit war auch diese Sehenswürdigkeit glücklich erledigt.

Unterhaltender war der Besuch der einzigen Moschee

Cantons, da sich fast die ganze muselmännische Gemeinde um uns versammelte und uns herumführte. Ein zitternder Muselgreis erzählte uns, ihre Vorfahren seien vor etwa 100 Jahren von der Provinz Schansi hierher eingewandert. Weiter ging's zum Tempel des Gottes des Nordens, in dem in einem großen gemauerten Wasserloch mehrere geheiligte riesenhafte Schildkröten von den Besuchern mit vorgehaltenen Fleischstücken so lange geneckt werden, bis sie vor Wut mit allen Flossen um sich schlagend, sich in den tiefsten Winkel ihres Tempels zurückziehen.

Große Schildkröten gelten dem Chinesen als heilig, und will er ein gottgefälliges Werk thun, begangene Sünden gut machen oder sich Glück im Spiel sichern, so kauft er sich eine Schildkröte, bemalt oder beklebt sie mit frommen Sprüchen und giebt ihr die Freiheit. Auch beim Quacksalbern und Wahrsagen spielt sie oder ihre Schale eine große Rolle. Der Wahrsager, durch den ich den Schleier von meiner Zukunft lüften ließ, that drei kleine Kupfermünzen, sogenannte Kash in eine Schildkrötenschale, schüttelte sie eine Weile kräftig durch einander und ließ sie dann auf einen Teller fallen. Aus ihrer Lage wurde darauf mit Hilfe eines dicken Zauberbuches ausfindig gemacht, daß ich einmal große Reichtümer mein eigen nennen würde, was mir — unter uns gesagt — ganz außerordentlich angenehm sein wird.

Ich gab dem Manne, in Anbetracht meiner zukünftigen glänzenden Vermögenslage, eine für seine Begriffe fürstliche Belohnung und begab mich dann in den Tempel des Schreckens, vor dessen Pforten der Mann sein einträgliches Geschäft betrieb. Wir finden

hier eine plastische Darstellung der Hölle mit allen ihren Schrecknissen. Da wird geprügelt, geköpft und gefoltert, daß es eine Art hat, hier wird ein armer Sünder in einen Topf mit siedendem Öl getaucht oder in ein Rind verwandelt, dort einer zwischen zwei Bretter geklemmt, der Länge nach mit einer Säge durchschnitten, während ein dritter zu einem unfreiwilligen Schwitzbade unter glühender Glocke verurteilt ist, und noch andere mit verstörten Gesichtern auf eisernen Rosten schmoren, während ein himmelblau angestrichener Teufel vergnügt daneben sitzt und Grimassen schneidet.

Damit waren die Tempel für heute abgethan und nunmehr wurde dem Gefängnisse zugesteuert. Ich hatte so viel von den Torturen, denen die Gefangenen in China unterzogen werden sollten, gehört und gelesen, daß ich glaubte, die soeben geschauten Schrecknisse der Hölle seien einfach den Schrecknissen der Gefängnisse nachgebildet. Wir schienen jedoch zur unrechten Stunde gekommen zu sein, denn es ging überall ganz gemütlich zu, die Gefangenen spielten hinter ihren Verschlägen Karten und unterbrachen ihre Beschäftigung nur, um uns anzubetteln, wobei sie vergnüglich mit ihren Ketten kokettierten und dieselben rasseln ließen, so sehr sie nur konnten. Nur ein Mann, der ein schweres, etwa 3 Fuß im Geviert messendes eisenbeschlagenes sogenanntes Halsbrett auf den Schultern trug, schien sich etwas unbehaglich zu fühlen.

Dem Gefängnisse folgte die Richtstatt, doch da gerade der Geburtstag des Kaisers gewesen war und durch einen Gnadenerlaß die meisten zum Tode Verurteilten begnadigt worden waren, ruhte hier die Arbeit. Die

Scharfrichter feierten, und friedliche Töpfer gingen auf der sonst so blutigen Stätte ihrem Geschäfte nach.

In einer Ecke standen einige große Thongefäße, in denen die Köpfe der Enthaupteten aufbewahrt werden. Ich veranlaßte einen der Töpfergesellen, mir einen Kopf herauszuholen und belohnte ihn dafür mit einem Trinkgeld.

Hier an dieser Stelle finden auch die sogenannten lingtschis statt. Der zum „lingtschi“ Verurteilte wird an ein Holzkreuz gebunden und ihm dann vom Scharfrichter mit einem halbmondförmigen Messer das Fleisch buchstäblich vom Körper geschnitten, bevor er den Gnadenstoß ins Herz erhält.

Den Beschluß des Tages bildete ein Besuch der wirklich ungemein sehenswerten Prüfungshalle. Zu beiden Seiten eines großen, durch eine hohe Mauer abgegrenzten Platzes befinden sich parallel zu einander gelegene, lange, gemauerte Schuppen mit kleinen, schweinebuchtähnlichen Abteilungen. Jeder Student, der sich dem etwa alle drei Jahre hier stattfindenden Examen unterwirft — die Anstalt soll Raum für mehr denn 12000 Studenten bieten — wird in eine dieser Buchten gesperrt und hat darin das allen gleichmäßig gestellte Thema zu behandeln. Am Abend eines jeden Tages hat er seine Arbeit abzuliefern. Die Prüfung dauert 9 Tage, während der die Examinanden auf Regierungskosten verpflegt und von Soldaten und Zivilbeamten bewacht werden, um sie daran zu hindern, unter einander zu verkehren und von einander abzuschreiben. Der chinesische Student ist drei Prüfungen unterworfen, die erste kann er an seinem Heimatsorte bestehen, die zweite, wie eine solche in der von uns besuchten Prüfungshalle abgehalten zu werden pflegt, hat

er in der Hauptstadt seiner Provinz abzulegen, die dritte, mit deren Ablegung er den ersten Grad erreicht, jedoch nur in Peking. Hat er dieselbe bestanden, so steht ihm der Weg zu den höchsten Ämtern und Ehren offen. Viele mögen berufen sein, aber nur wenige werden auserwählt. Wenn man bedenkt, daß von den vielen tausend zur Prüfung in Canton erscheinenden Studenten nur etwas über hundert — da man für mehr Beamte keine Verwendung hat — den zweiten Grad erhalten können, und daß diese auch noch in letzter Linie, indem unter den besten Arbeiten die erforderliche Zahl ausgelesen wird, durch den Zufall bestimmt werden, so kann es wahrlich nicht Wunder nehmen, daß unser bezopfter Bruder Studio das Lied: „Es giebt kein schön'res Leben als Studentenleben“ noch nicht ins Chinesische übersetzt hat.

Nebenbei bemerkt besteht sein Studium zum weitaus größten Teil in nichts anderem, als in dem Auswendiglernen langweiliger chinesischer Klassiker.

Wir waren gerade rechtzeitig gekommen, um einer militärischen Kraftprüfung, die in einer der großen offenen Hallen dieser Anstalt in Gegenwart einiger Militärmandarinen abgehalten wurde, beizuwohnen.

Hier wurde eine Abteilung Soldaten im Bogenspannen geprüft, denn die chinesische Armee ist auch heute noch selbst da, wo sie bereits Feuerwaffen führt, vielfach mit Pfeil und Bogen ausgerüstet. Letztere sind etwa 6 Fuß hoch, mit fingerdicker Baumwollsehne versehen und derartig schwer zu spannen, daß ein solches nur durch lange Übung erlernt werden kann. In einer zweiten Halle hatten freiwillig sich dazu meldende Soldaten die wunderlichsten Exerzitien mit einer 170 Pfd.

schweren eisernen Hellebarde durchzumachen und einen 390 Pfd. wiegenden Steinblock mit den Armen bis zur Brusthöhe aufzuheben.

Die aus diesen Prüfungen mit Ehren hervorgehenden Soldaten erhalten einen höheren Grad und Gehaltszulage.

Es waren einzelne prächtige Kerle darunter mit schneidigen Gesichtern, denen man ansah, daß sie sich vor keinem Teufel fürchteten, und die Art und Weise, wie sie sich bei dieser schwierigen Prüfung benahmen, hatte einen durchaus ritterlichen Anstrich.

Recht lohnend war am folgenden Morgen ein Ausflug nach dem zu Canton gehörenden, an der anderen Seite des Flusses gelegenen Stadtteile Ho-Nam, den wir in einem der zu tausenden den Fluß belebenden Sampans unternahmen. Diese den Chinesen gleichzeitig als Beförderungsmittel und Wohnung dienenden kleinen flachbodigen Boote zerfallen in zwei Abteilungen. Die eine wird von der Familie des Eigentümers als Schlaf-, Wohn- und Kochraum, die andere als sogen. „gute Stube“, die auch zur Aufnahme der Fahrgäste dient, benutzt. Das Rudern wird fast ausschließlich von dem schwächeren Geschlecht besorgt, da tagsüber die Männer in der Regel anderen Beschäftigungen am Lande nachgehen. Die Kinder werden entweder, um nicht ins Wasser zu fallen, an irgend einer passenden Stelle auf Deck angebunden, oder man läßt sie mit einer verschlossenen Kalebasse bezw. einem Bambusrohr auf dem Rücken, durch die sie beim etwaigen Überbordfallen über Wasser gehalten werden, frei umherlaufen. Die Chinesinnen sind sehr sorgsame Mütter und lassen ihre Kinder kaum einen Augenblick außer Acht.

Der Chinese, namentlich der reiche Chinese, ist dagegen vielfach nur ein guter Vater gegen seine Söhne. Weibliche Nachkommen schätzt er so wenig, daß er an ihnen nicht selten unmittelbar nach der Geburt zum Mörder wird. Wir statteten dem mit seinen Höfen und Gärten fast einen Quadratkilometer bedeckenden Tempel Ho-Nams hauptsächlich seiner Gartenanlagen wegen einen Besuch ab. Letztere sind nach europäischen Begriffen höchst abgeschmackt, das Leitmotiv in denselben ist Unnatur. Wie die Füße seiner Frauen, so zwängt der Chinese Bäumchen und Sträucher in eine der Natur widerstrebende Form, bald in die eines Tieres, als Hirsch, Ente, Drachen oder Löwen, bald in die einer Pagode, eines Tempels, eines Vogelbauers u. s. w. Einzelne Sträucher sind sogar als Menschen zugestutzt und dann mit Porzellanhänden und Füßen, sowie mit Glasaugen versehen. Dazwischen finden wir Grotten, Bassins und Wasserfälle in Duodezformat, wenn auch nicht gerade in den Gärten des Ho-Nam-Tempels, so doch in anderen innerhalb der Stadt.

Im Tempelhofe befindet sich ein Zwinger mit geheiligten, vorzüglich gemästeten Schweinen, Geschenken an den Tempel von solchen Leuten, deren erkranktes Borstenvieh hier genesen ist. Der Tempel des Ho-Nam erfreut sich nämlich des Rufes eines unübertrefflichen Sanatoriums erholungs- und pflegebedürftiger Schweine.

Interessant war mir, zu erfahren, daß auch in China das Schwein als Glückstier angesehen wird. Die einem geheiligten Tempelschwein ausgerupfte Borste wird von den Chinesen ungefähr in gleicher Weise in Ehren gehalten, wie von uns ein Georgsthaler.

Ich konnte hier wieder einmal der Versuchung, den bösen Buben zu spielen, nicht widerstehen und warf einige Silbermünzen mitten unter das heilige Schweinevieh. Dieses ließ sich zwar hierdurch absolut nicht in seiner stoischen Ruhe stören, aber ich kannte meine Pappenheimer, die uns in Scharen auf Schritt und Tritt folgenden chinesischen Rangen. Im Handumdrehen hatte sich mindestens ein Dutzend derselben über die Brüstung geschwungen, und es begann nun eine Balgerei einesteils der Jungen unter sich und anderenteils mit den entsetzt grunzenden, in dem engen Zwinger sich durcheinander drängenden Borstentieren, daß mir das Herz im Leibe vor Freude hüpfte — und ich war belohnt genug.

In Ho-Nam befinden sich eine Anzahl Ingwerkochereien (der Export von Ingwer beziffert sich für Canton jährlich auf etwa 750000 Mark), sowie mehrere Theefaktoreien, in denen der aus dem Innern des Landes kommende Thee gesiebt und sortiert wird. Während dieser Prozedur wird er mit Jasminblüten untermischt, um dadurch einen angenehmen Duft anzunehmen. Am oberen Ende Ho-Nams wird ein großer Lotosteich unterhalten, nicht, um überspannten, lyrisch angekränkelten Dichtern und Dichterlingen zum Vorwurf zu dienen, sondern zu dem sehr prosaischen und praktischen Zwecke, die nicht mit Unrecht in der chinesischen Küche beliebten Lotoskerne zu ziehen.

Die unreife Samenkapsel der Lotosblume gleicht in Form und Farbe der mattgrün angestrichenen Brause einer Gießkanne. In dieser Kapsel nun befinden sich etwa 1½ Dutzend Kerne von der Größe des Kernes

einer Haselnuß, die, roh gegessen, an frische Buchecken erinnern und mit Zucker gekocht eine wohlschmeckende „süße Speise“ abgeben.

Da wir urplötzlich von einem heftigen Gewitterregen überrascht wurden, suchten wir Unterschlupf bei einem Kuchenbäcker und ergötzten uns daran, zuzuschauen, wie derselbe seinen Teig anstatt mit einer Walze, mit Hilfe einer Bambusstange, auf deren Ende er rittlings sitzend auf und nieder wippte, flach knetete. Nichts ist überhaupt fesselnder, als in den Straßen einer Stadt wie Canton (Ho-Nam bildet, wie schon bemerkt, einen Stadtteil Cantons) die verschiedensten Handwerker bei der Arbeit zu beobachten. Ich habe den größten Teil meines zehntägigen Aufenthaltes daselbst mit Umherstreifen in der Chinesenstadt zugebracht, bin dessen nie müde geworden, und kein Tag ist vergangen, ohne daß ich mit einer Fülle neuer Eindrücke heimgekehrt wäre.

Während der ersten Tage wendete ich meine Aufmerksamkeit den Nahrungsmittelmärkten zu, und war überrascht über die hier herrschende Sauberkeit, nicht nur der Verkaufsstände, sondern speziell der zum Verkauf gestellten Waren. Da hingen zu hunderten die Köpfe frisch geschlachteter Schweine, mit schwermütigem Gesichtsausdruck zwar, aber so wunderbar glatt rasiert und gesäubert, daß auch mit der Lupe nicht das feinste Härchen an ihnen zu entdecken war. Das Gleiche gilt von allen anderen Teilen sämtlichen geschlachteten Viehes, selbst von Hunden und Katzen, die freilich nur von den niedrigsten Volksschichten gegessen werden und nebenbei auch meist lebend, in kleinen Bambuskäfigen sitzend, zu Markte gebracht werden.

Nirgends habe ich so prächtig gerupftes Geflügel gesehen, wie auf den Märkten Cantons. Während unsere Geflügelhändler, Köche und Köchinnen sich damit begnügen, den Tieren die gröbsten Federn auszurupfen und den Rest durch flüchtiges Absengen zu entfernen, erachtet der Chinese dieselben erst für würdig, in den Topf oder an den Spieß zu wandern, nachdem er sie mit Hilfe einer Pinzette selbst von den feinsten Flaumresten befreit hat. Die Fische werden, soweit wie möglich, lebend zu Markte gebracht, in Holzzubern, die ununterbrochen mit frischem Wasser gespeist werden, feil gehalten und in Gegenwart des Käufers geschlachtet. Gemüse kommt niemals ungewaschen auf den Markt, Obst sieht man vielfach in geschältem oder entkerntem Zustande, zum unmittelbaren Genusse bereit.

In den Garküchen hängen und liegen nach allen Regeln der Kunst gebratene Enten, Hühner und Tauben neben ganzen, am Spieße gerösteten Spanferkeln mit goldbrauner, knusperiger Schwarte, und wären die 7/8 nackten, alle diese guten Dinge zubereitenden chinesischen Köche nicht an sich im höchsten Grade unsympathisch, die Speisen selbst wären durchaus geeignet, den Appetit zu reizen.

Ganz Canton mit seiner auf 1 000 000 Menschen geschätzten Bevölkerung besteht scheinbar aus Händlern und Kaufleuten, alle anderen Stände treten für den Fremden vollkommen in den Hintergrund.

Die Straßen sind, mit wenigen Ausnahmen, so eng, daß man kaum begreift, wie zwei Sänften an einander vorbeikommen können. Einige sind mit weitmaschigen, von Dach zu Dach gespannten Bambusflechtwerken be-

deckt, zur Brechung des grellen Sonnenlichts. Sie sind dadurch bedeutend kühler, als die nicht in dieser Weise geschützten Straßen. Die Häuser der Kaufleute sind oft zwei- oder dreistöckig, die der Handwerker meist nur aus drei überdachten Wänden gebildete, nach vorn gänzlich offene Räume, so daß den Passanten nichts von dem, was drinnen vorgeht, entgehen kann. Tischler, Schmiede, Fächermaler, Elfenbeinschnitzer, Seidenweber und -Sticker, öffentliche Briefschreiber, Quacksalber und Zahnkünstler, alle arbeiten sie unmittelbar vor den Augen der sich ohne Unterbrechung vorüberwälzenden Menschenmasse. Hier schlagen die Goldschaumschläger mit hölzernen Schlägeln und wahrer Berserkerwut die in kleine Packete geschnürten, zwischen feine Stahlblättchen gelegten Goldblättchen breit, dort walken, auf einem schaukelartig konstruierten Walksteine balanzierend, schwitzende Kulis grobe Seidenstoffe, in einer Nebengasse sitzen Drechsler am Tretrade, mit diesen nicht selten gleichzeitig einen am Tretbrette befestigten, langstieligen Fächer in Bewegung setzend, um sich Kühlung zuzufächeln.

In der Gasse der Jadesteinschleifer schnurren die kompliziertesten Schleifmaschinen, während gleichzeitig mit Hülfe großer, aus zusammengeflochtenem Eisendraht bestehender Säginstrumente Steine zerschnitten werden. Hier wieder werden an Webestühlen oder freihändig die hochgeschätzten chinesischen Bambusmatten geflochten, Bilder der verschiedensten Heiligen und gewöhnlicher Sterblicher gemalt und reich mit Vergoldung versehen.

Eine Spezialität Cantons sind ferner Silberarbeiten in Gestalt von Dosen und Schmuckgegenständen mit eingelegten winzig kleinen Teilchen der metallisch glänzenden

hellblauen Flügelfedern des Kingfischers, eine Arbeit, die den Zuschauer geradezu nervös machen kann, aber von den Chinesen mit wunderbarer Geduld und Präzision verrichtet wird.

Die größte Gilde ist allem Anscheine nach die der Schuhmacher. Es giebt ganze Stadtteile, in denen man nichts sieht, als Schuster und ihre mit fast zolldicken Filz- oder Papiersohlen versehenen Erzeugnisse. Nur die Damenschuhe, nicht viel größer als kleine Champagnerkelche, sind mit Hacken und Ledersohlen versehen. Einer der abstoßendsten Gebräuche in China ist die durch unausgesetztes Bandagieren herbeigeführte Verkleinerung und Verkrüppelung des Weiberfußes. Der Leser wird mir vielleicht ins Wort fallen und sagen: „Verkleinerung" sei nicht der richtige Ausdruck und „Kleinerhaltung" jedenfalls eine zutreffendere Bezeichnung.

Aus Nachstehendem wird er jedoch erfahren, daß ich mit „Verkleinerung" recht habe. Man frage unter seinen in China gewesenen Bekannten herum, ob einer derselben je einen nackten, verkrüppelten Weiberfuß zu Gesichte bekommen, oder sich gar ad oculos von einem Arzte hat demonstrieren lassen, in welcher Weise die Verkrüppelung erzielt worden ist. Ich glaube, man wird wenige finden; denn ich selber kenne außer Herrn Lange, der mir bei meiner Fußbesichtigung assistierte, und einem Arzte unter meinen hiesigen Bekannten, von denen manche seit über dreißig Jahren im Lande sind, niemanden.

Mich interessierte der chinesische Frauenfuß und seine Entformung im höchsten Grade, und ich ruhte daher nicht eher, bis Herr Lange mich zum Hospital der amerika-

nischen Mission begleitete. Ich hoffte hier, wenn nicht einen lebenden Fuß, so doch zum mindesten einen solchen in Spiritus vorgeführt erhalten zu können. Das letztere war leider nicht der Fall, und der uns durch die Räume des zur unentgeltlichen Aufnahme und Behandlung von 300 Kranken dienenden Hospitals führende Arzt meinte, es sei keine Aussicht vorhanden, eine der Patientinnen zu bewegen, ihren Fuß zu entblößen. Ich bat ihn trotzdem, sein Heil zu versuchen, und wider alles Erwarten fand sich nach längerem Zureden eine Mutter bereit, uns den Fuß ihrer etwa 14 jährigen Tochter zu zeigen. Das arme kleine Wesen, welches wahrscheinlich dachte, es solle irgend etwas geschnitten werden und daher von vornherein anfing wehleidig zu wimmern, wurde darauf im Sprechzimmer seiner Fußbandage entledigt, und das, was man zu sehen bekam, war dem ersten Eindruck nach nichts, als ein in eine scharfe Spitze auslaufender, etwa 4½ Zoll langer, rübenförmiger Fleischklumpen.

Bei genauer Untersuchung stellte sich heraus, daß der große Zeh zwar verkrüppelt, aber in seiner natürlichen Lage geblieben war, die vier anderen Zehen jedoch durch Bandagieren von Jugend auf vollkommen unter den Fuß gewachsen waren. Der Spann war infolge unausgesetzten Zusammenschnürens von Hacke und Fußvorderteil unnatürlich gewölbt.

Als ich die Kleinheit des Fußes gebührend bewunderte, erklärte zu meiner größten Überraschung die Mutter, der Fuß würde, da das Kind noch in der Entwicklung begriffen sei, noch um ein gutes Teil kleiner. Unsere Zweifel bemerkend, zeigte sie uns, wie durch weiteres Bandagieren der Spann mehr und mehr gebogen und

infolgedessen die Spitze des Fußes dem Hacken immer näher gebracht würde, sodaß dadurch thatsächlich die Fußfläche, je älter das Mädchen wird, um so kleiner sich gestaltet. Auf mein Befragen, ob die ganze Prozedur für das Kind schmerzhaft sei, erwiderte sie: „Jetzt nicht mehr, wohl aber vom dritten bis zum zehnten Jahre.“ Also sieben volle Jahre wird solch ein Geschöpf gemartert, um seinen Fuß in einen unnatürlichen Fleischklumpen zu verwandeln, der es später an jeder Bewegung hindert und dadurch zu einem hilflosen Wesen macht, und das nicht etwa, weil ein kleiner Fuß in China an sich als eine Schönheit gilt, sondern, wie ich hier gleichzeitig erfuhr, weil der chinesische Mann eine wollüstige Bestie ist, womit freilich keineswegs gesagt werden soll, daß er als solche seine sämtlichen kaukasischen Vettern in den Schatten stellt. Näher kann ich die wahren Gründe dieser schauderhaften Kinderquälerei hier nicht erörtern.

Ein Glück ist, daß infolge der mit der Fußverkrüppelung verbundenen Gehunfähigkeit, wie ich solches wenigstens bei den Schifferfamilien beobachtet habe, die Kinder der ärmeren Volksklassen, die im Kampfe ums Dasein auf normal entwickelte Hände und Füße angewiesen sind, der Regel nach von dieser entsetzlichen Tortur verschont bleiben.

Der chinesische Charakter ist voll von Widersprüchen, und neben der raffiniertesten Grausamkeit findet man nicht selten Beweise echt christlicher Mildthätigkeit und Nächstenliebe. Viele reiche Chinesen unterstützen z. B. die Missionshospitäler und unterhalten in der Stadt Anstalten, in denen Kranke unentgeltlich ärztliche Hülfe und Medizin, arme Leute für ihre Toten Särge er-

halten. An den Eingängen dieser Anstalten sind Behälter mit Thee angebracht, von dem jeder Durstige nach Belieben trinken kann, daneben giebt es in Canton Findelhäuser und Asyle für Aussätzige.

Nirgend steht das Innungswesen in so hoher Blüte, wie in China, und verarmte und in Not geratene Handwerker werden stets von ihren Zunftgenossen unterstützt. Es haben sich neuerdings überall im Lande Gesellschaften gebildet, die mit bedeutenden Mitteln gegen den Genuß des Opiums ankämpfen. Sollte da keine Hoffnung sein, daß sich endlich auch einmal Anti-Fußverkrüppelungsvereine bilden werden? Daß solche existieren, davon ist mir bis heute ebensowenig etwas zu Ohren gekommen, wie von der Bildung eines Anti-Schnürleibvereins in Europa.

Die größeren Kaufläden Cantons sind oft mit prahlerischer Pracht ausgestattet. Treppengeländer und die selten fehlende umlaufende Gallerie des ersten Stockwerkes sind mit über und über vergoldetem Holzschnitzwerk versehen, welches auch sonst, wo irgend möglich, angebracht ist. An der Hinterwand befindet sich fast immer ein großes Bild des Hausheiligen mit dem Altare, auf dem unausgesetzt Räucherstöcke zu Ehren verstorbener Familienmitglieder schwälen. Besonders empfehlenswert ist ein Besuch der Stadt in früher Morgenstunde, wenn die ersten Morgenstrahlen die mit goldenen Lettern bedeckten bunten Firmenschilder beleuchten, Laden um Laden sich öffnet und die Landbevölkerung mit ihren Früchten zu Markte strömt. Wie alle die im Geschwindschritt durch die engen Gassen eilenden Kulis mit ihren an Bambusstangen hängenden — nebenbei bemerkt nicht

immer wohlriechenden — Lasten ihren Weg finden, ohne jeden Augenblick eine Stauung des Verkehrs zu verursachen, ist und bleibt mir ein Rätsel. Aber Thatsache ist, daß Verkehrsstockungen zu den Seltenheiten gehören und daß alles seinen Gang geht, ohne daß man irgendwo auf Polizisten stieße. Die Straßen sind — die Verhältnisse in Betracht gezogen — erstaunlich sauber, durchweg mit großen behauenen Granitsteinen gepflastert und kanalisiert. Hat sich hie und da einmal ein Kanal verstopft, so ist das Passieren der betreffenden Straße natürlich kein Vergnügen, aber solche Störungen kommen verhältnismäßig selten vor. Nahezu jedes Haus hat, in den Flur eingelassen, seinen kleinen Ziehbrunnen.

Der chinesische Handwerker arbeitet von morgens 7 bis abends 5 oder 6, nach dieser Zeit sieht man überall den Meister mit seinen Gesellen, den Kaufmann mit seinen Gehilfen und Dienern an einem gemeinsamen Tische ihr Mahl einnehmen.

Nichts überraschte mich in Canton mehr, als während eines späten Spazierganges in den Straßen der Stadt das plötzliche Aufleuchten des elektrischen Lichtes. Edisonsches Glühlicht in einer sonst unverfälscht chinesischen Stadt wie Canton, das hatte ich nicht erwartet, um so weniger als ich überall in den Werkstätten der Handwerker, den Reisbranntweindestillerien und allen anderen industriellen Etablissements genugsam Gelegenheit gehabt hatte, mich zu überzeugen, wie wenig der Chinese geneigt ist, sich die Errungenschaften abendländischer Kultur zu nutze zu machen.

Es ist lächerlich, aber trotzdem Thatsache, daß der Chinese sich in Bezug auf Zivilisation auf eine viel

höhere Stufe stellt, als den „Fank-wei“, den „weißen Teufel“, und er mag bis zum Ende des Mittelalters damit Recht gehabt haben. Aber trotz aller unserer Fortschritte, unserer Kenntnisse und unserer Erfindungen sind wir, was wir ja thatsächlich ehemals im Vergleich zu dem auf vieltausendjährige Kultur zurückblickenden Chinesen waren, in seinen Augen Barbaren geblieben.

Der Chinese, namentlich der gebildete Chinese besitzt einen Dünkel, der ans Unglaubliche grenzt, und in keiner Weise will er die Überlegenheit des Europäers anerkennen. Herr Lange erzählte mir dafür ein ganz reizendes Beispiel:

Sich lange mit einem Mandarin über die Vorzüge der Kultur des Westens gegen die des Ostens streitend, bemerkte Herr Lange schließlich: „Nun! Du wirst mir doch jedenfalls nicht abstreiten, daß wir Abendländer Euch über sind in Bezug auf Erfindungen. Ich nenne nur die neueste große Erfindung Edisons, den Phonographen.“

„Den Phonographen?“ entgegnete der Mandarin, „aber ich bitte Dich, das ist ja eine bei uns längst veraltete Geschichte, die wir schon vor tausend Jahren gekannt und wieder aufgegeben haben“. Und der alte Herr führte nun als Beweis eine Stelle aus irgend einem seiner Klassiker an, derzufolge ein Kaiser von China vor — Gott weiß wie vielen — Jahrhunderten einem seiner Generale eine Botschaft schickte, indem er dieselbe in einen Kasten sprach, aus dem sie beim Öffnen desselben dem Adressaten wieder entgegenschallte.

Also, mein verehrter Herr Edison, bilden Sie sich um Gotteswillen nur nichts auf Ihren Phonographen

ein. Ben Akiba hat auch hier wieder Recht mit seinem: „Alles schon dagewesen.“ —

Und nun, meine Herrschaften, folgen Sie mir zu einem chinesischen Diner, wie ich eines Abends der von Herrn Lange an mich ergangenen Einladung zu einem solchen gefolgt bin.

Durch einige enge Gäßchen gelangten wir zu dem von unserem liebenswürdigen Wirte auserwählten Wirtshaus. Nachdem wir einen durch Käfige mit gemästeten Kapaunen, Enten und Tauben beengten Hof durchschritten und eine wenig einladende dunkle Stiege erklommen haben, marschieren wir mutig vorüber an einer Anzahl Küchen, in denen schwitzende, fast bis zur Indezenz dekolletierte Köche zwischen brodelnden Töpfen und zischenden Pfannen hantieren, und gelangen endlich in einen hübsch ausgestatteten Raum, von dessen Decke einige große Petroleumlampen und ein halbes Dutzend berauschenden Duft ausströmende Blumenlaternen herabhängen.

Wir sind begleitet von dem chinesischen Sekretär des Konsulats und einem „Boy“, beide gleich mir von Herrn Lange zu Gaste geladen.

Auf einen Wink unseres Wirtes erscheinen gefüllte Theetassen und gleichzeitig vier Singmädchen oder, wie sie im Pitchen-Englisch genannt werden, „sing-song-girls“. Sie schlürfen Thee und knacken Melonenkerne, bis vier Musiker antreten und ohne Zeitverlust beginnen, auf zwei mit Schlangenhaut überzogenen Violinen, einem hölzernen Banjo und einer Art Mandoline eine entsetzliche Musik zu vollführen. Eines der sing-song-girls beginnt sofort einer Holzklapper die denkbar schrillsten

Töne zu entlocken, während zwei andere mit überschnappenden Fistelstimmen ein Lied singen. Nr. 4 knackt weiter Melonenkerne, und ich bin der Verzweiflung nahe.

Inzwischen wird ein Tisch gedeckt, was mich lebhaft interessiert. Vor jeden der vier Sitze wird ein kleines Puppenservice aufgestellt, ein Tellerchen, ein Schälchen und ein Gläschen ohne Fuß, nicht größer als ein Fingerhut. Vor den Teller legt man einen Porzellanlöffel, wie solche daheim zum Eingeben von Medizin Verwendung finden, zwei Elfenbeinstäbchen und eine kleine zweizinkige Drahtgabel; in die Mitte des Tisches werden fünf Schüsselchen gestellt; eines mit zerschnittenen hartgesottenen Eiern, die dadurch, daß sie monatelang in gelöschtem Kalk gelegen haben, eine blaugrünliche Farbe angenommen haben; ein zweites mit kleinen Stückchen in Gelee gekochten Schweinefleisches; ein drittes mit Ananaswürfeln; ein viertes und fünftes mit Mandel- oder Melonenkernen. Vor jedem Gedeck steht ein Schälchen mit brauner Salztunke.

Die Musik ist glücklich beendet, wir nehmen Platz, ich, als Ehrengast, nach chinesischer Sitte zur Linken des Gastgebers, und naschen mit den zwischen Daumen und Zeigefinger gehaltenen Stäbchen von den soeben aufgezählten hors d'oeuvres.

Inzwischen wird zwischen je zwei Gäste ein kleines Zinnkännchen mit Samshu (chinesischem Reisschnaps) gestellt und von diesem in die Liliputgläschen geschenkt. Ich finde ihn vorzüglich, an ungarischen Pflaumenschnaps erinnernd, und verschmähe den von Herrn Lange „für den Notfall" mitgebrachten Rotwein.

Die kleinen Singmädchen sitzen neben uns auf

Schemeln, animieren zum Trinken, dürfen sich aber nach Landessitte nicht am Essen beteiligen. Endlich beginnt das Diner.

1. Gericht: Haifischflossen in kräftiger Brühe gekocht (nicht übel).

2. Gericht: Gekochte siamesische Vogelnester (sehen aus wie grob geschnittenes Sauerkraut und schmecken wie Nudeln, d. h. nach gar nichts). — Ich wundere mich darüber, wie leicht es ist, mit Stäbchen zu essen, und mache mich bereits anheischig, einzelne Reiskörner mit denselben aufzulesen.

3. Gericht: Gekochter, aber zuvor geräucherter Fisch (sehr wohlschmeckend). — Nach chinesischer Sitte lege ich mit denselben Stäbchen, mit denen ich esse, aus der gemeinschaftlichen Schüssel meinem Nachbar gute Bissen auf den Teller, als Gegenleistung solche von ihm erhaltend.

4. Gericht: Gebratenes, in kleine Stückchen geschnittenes Huhn. — Nachdem ich zehnmal das Samshu-Gläschen geleert habe, wird mir dasselbe zu klein, und ich lasse mir eins der von uns mitgebrachten Rotweingläser geben.

5. Gericht: Eine ganze in Brühe gekochte Ente mit jungen Bambusschößlingen. — Die Ente ist so zart, daß man das Fleisch mit den Stäbchen loslösen kann. Das Gericht ist tadellos.

6. Gericht: Froschschenkel mit Bambusschößlingen gekocht. — Widert mich an, da ich am morgen gesehen hatte, wie man auf dem Markte den Fröschen das Fell bei lebendigem Leibe über die Ohren zog und sie darauf, bevor man sie tötete, noch etwa eine halbe

Stunde im Wasser herumschwimmen ließ. Trinke infolgedessen ein großes Glas Samshu, und fühle mich darauf kräftig genug, dem

7. Gericht, mit Bambusschößlingen gekochter Haut junger Hühner, tapfer zuzusprechen. — Als

8. Gericht erscheinen in Zucker gekochte Lotoskerne, über deren Wohlgeschmack ich mich schon an anderer Stelle ausgelassen habe, und endlich als

Schlußgericht: Reissuppe und Reis mit gesalzenem Fisch, zerschnittenem, hartgesottenem Eidotter und gekochtem Gemüse. Jeder Gast erhält hierbei seine Schüsseln für sich, alle vorher aufgetragenen Gerichte sind auf dem Tische stehen geblieben, und jeder nimmt von den ihm am meisten zusagenden Speisen nochmals zum Reis, dessen einzelne Körner ich nunmehr bereits ohne Schwierigkeit mit den Stäbchen auflesen kann. Hierzu wird heißer Samshu verabreicht, durch den ich mir den Mund derartig verbrenne, daß ich sofort drei Gläser kalten hinterher gießen muß.

Zum Schluß wird jedem Gaste ein mit warmem Wasser durchtränktes Tuch gereicht, mit dem man sich über das Gesicht fährt, um sofort eine wunderbare Abkühlung zu empfinden.

Einer Wiederaufnahme der musikalischen Unterhaltung setzte ich energischen Widerstand entgegen, legte mich dagegen, um alle Genüsse eines chinesischen Essens durchzukosten, auf ein mattenbelegtes Ruhebett und rauchte mit vieler Mühe unter gütiger Mitwirkung des Langeschen Boys eine Pfeife Opium, leider ohne den erwarteten Erfolg, da ein solcher überhaupt nicht eintrat.

Als ich von diesem überaus interessanten Diner nach

Hause kam, bat ich meinen liebenswürdigen Wirt um einige solide Schinkenstullen und fühlte mich, nachdem ich dieselben verzehrt hatte, um ein Bedeutendes wohler.

Ich habe in der That nichts gegen die Erzeugnisse chinesischer Kochkunst einzuwenden, denn das verwendete Material ist gut und die Zubereitung schmackhaft, aber man sieht in China zu viel von der Küche, namentlich aber zuviel von den Köchen, und das genügt überall in der Welt, einem den Appetit zu nehmen. Übrigens glaube ich, daß ein Europäer sich viel eher an die chinesische Kost und Essensweise gewöhnen könnte, wie umgekehrt der Chinese an die des Abendländers, denn er hält unsere Art des Speisens für durchaus barbarisch.

Er findet es, gestatten Sie mir das englische Wort, „disgusting“, daß wir ganze Fleischstücke auf den Tisch bringen und vor den Augen der Gäste selbst zerschneiden. Er ist der Ansicht, daß alle Arbeit des Zerlegens in die Küche gehört, daß dem Speisenden die Gerichte mundgerecht auf den Tisch gebracht werden müssen, und daß es mauvais genre ist, dem Gaste zuzumuten, seine Gerichte noch zu zerkleinern und sein Obst zu schälen.

Vorurteilsfrei, wie ich bin, muß ich dem Chinesen zugeben, daß er mit dieser Ansicht im Prinzip recht hat.

Nur zu schnell schwanden infolge der unausgesetzt wechselnden Eindrücke und der Gastlichkeit aller meiner Schamiener Landsleute die Stunden und Tage meines Aufenthaltes in Canton dahin, und ehe ich mich dessen versah, war die Woche, die ich für Canton in Aussicht genommen hatte, zu Ende. Aber es gab noch eine Menge des Interessanten zu sehen, und außerdem hatte man mich für den kommenden Sonntag zu einem Aus-

fluge auf dem Perlflusse eingeladen, so daß ich mich — und zwar durchaus leichten Herzens — entschloß, noch einige Tage länger zu bleiben.

An einem der letzten Vormittage besuchte ich mit Herrn Lange und unserem Freunde Ah-Po den Yamen des Präfekten, um hier einer Gerichtssitzung beizuwohnen. Auf dem Wege dahin begegneten wir verschiedenen hohen Mandarinen, deren Sänften von Tamtamschlägern, sowie kleinen Trupps Soldaten, teils Fußvolk, teils zu Pferde, geleitet wurden.

Unter einem „Mandarin“ pflegt man sich daheim vielfach einen chinesischen Prinzen, Vize-König oder Gouverneur vorzustellen. Man hat darin allerdings insofern recht, als jede dieser hochgestellten Persönlichkeiten ein Mandarin, nicht aber jeder Mandarin eine hochgestellte Persönlichkeit ist.

Man unterscheidet Zivil- und Militärmandarinen, und von beiden giebt es je neun, durch farbige Knöpfe in Form und Größe eines Taubencies, die auf Hüten oder Mützen getragen werden, äußerlich unterschiedliche Grade. Die höchstgestellten Beamten tragen, als Mandarinen ersten Grades, einen rosa Knopf, dann folgt rot, hellblau, dunkelblau Glas, milchweiß und drei verschiedene Grade mit goldenen Knöpfen.

Übrigens wird der Mandarinenrang auch Privatleuten verliehen, so wurde mir der Compradore der Firma Schellhaas u. Co. in Canton z. B. als Mandarin mit dunkelblauem Knopfe (also vierten Grades) vorgestellt.

In einem Hause des Yamen des Präfekten fanden wir gegen 8 Uhr in der Frühe die Herren Richter be-

reits an der Arbeit. In ihren hohen schwarzseidenen Schaftstiefeln mit violettseidenen Hosen und hellgrauen weiten Jacken, das Haupt unbedeckt, saßen sie zu vieren, rauchend, Thee schlürfend und sich fächelnd an einem Tische hinter riesigen Aktenbündeln.

Vor ihnen auf den Knieen lag der als Zeuge geladene Sohn eines vor einigen Monaten plötzlich nach Einnehmen von Medizin verstorbenen Schuhmachers. Derselbe hatte, da er seinen Vater vergiftet glaubte, den Vorfall selber dem Gerichte angezeigt, und, wie uns Ah-Po berichtete, lastete auf ihm keinerlei Verdacht.

An einer Seitenwand hingen allerhand Prügelinstrumente, ein Handklopfer in der Form eines vierkantigen hölzernen Badethermometers, eine aus zwei voneinander abstehenden Ledersohlen gebildete Klatsche, mit denen zu viel oder auch zu wenig redende weibliche Zeugen und Angeklagte auf den Mund geschlagen werden. Diverse doppelte Rohrstöcke und flache, zu zweien zusammengebundene Bambusleisten, die kürzere Sorte für Bearbeitung des Rückens, die längere für die eines unterhalb desselben gelegenen Körperteils bestimmt, Halsbretter und diverse Folterinstrumente zum Einzwängen, Strecken u. s. w. lagen daneben am Boden. Da mir daran lag, eine Sammlung der Prügelinstrumente zu besitzen, mußte ich dieselben — zu kaufen giebt es sie nicht — von einem Beamten des Yamen stehlen lassen. Für die ihn mit Sicherheit erwartenden Prügel bat er sich ein Schmerzensgeld von 9 Mk. aus, das er auch erhalten hat.

Dem knieenden Zeugen zur Seite stand ein Dolmetscher zur Vermittlung des sprachlichen Verkehrs zwischen

ihm und den Richtern, da letztere des Canton-Chinesisch unkundig waren. Es wird nämlich in China kein Beamter in seiner Heimat angestellt, sondern stets nach irgend einer anderen Provinz geschickt. Ein derartiges Verfahren hat gewiß seine Vorteile, jedenfalls aber den einen großen Nachteil, daß, wie auch hier, in vielen Fällen die Beamten nicht in der Lage sind, sich ohne Vermittlung eines dritten mit der ihnen unterstellten Bevölkerung zu unterhalten.

Ihre Unkenntnis des Canton-Chinesisch hinderte die Herren Richter jedoch keineswegs, den Zeugen ab und zu ganz gehörig anzuschnauzen. Er sagte offenbar nicht nach Wunsch aus, denn schließlich stürzten auf einen Wink des Präsidenten zwei mit rotlackierten Bambushüten bedeckte Schergen heran, ergriffen den Zeugen bei den Armen und zerrten dieselben, ihm je ein Bein in die Seite stemmend, fast aus den Achselhöhlen, während der Profoß anfing, ihm die Hände mit dem Badethermometer zu bearbeiten. Der arme Schlucker stieß markerschütternde Schmerzensschreie aus und brach endlich, nachdem er etwa ein Dutzend Hiebe erhalten hatte, halb ohnmächtig zusammen. Durch einen kräftigen Ruck am Zopfe wurde er wieder zu sich gebracht und erzählte dann unter Thränen und Schluchzen alles, was verlangt wurde. Ich glaube, er hätte jetzt auf Wunsch selbst gestanden, daß sein Vater eine Fledermaus und seine Mutter eine Klapperschlange gewesen sei, so gebrochen war der arme Kerl. Schließlich wurde ihm Pinsel, Tusche und Papier gegeben und ihm befohlen, alle gemachten Aussagen nach dem Gedächtnis zu wiederholen unter gleichzeitiger Androhung aller möglichen Strafen,

Als wir in der Mission anlangten, erfuhren wir, daß der Zug nicht vor einer Stunde zu erwarten sei, und so hatte ich Zeit — es war an einem Sonntage, — dem Gottesdienst in der Kathedrale beizuwohnen. Letztere ist ein prachtvolles Gebäude, gänzlich aus behauenem Granit aufgeführt und mit schönen Glasmalereien versehen.

Das über tausend Andächtigen Raum bietende Gotteshaus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die vordere Hälfte der Bänke hatten die Männer, die hintere die Weiber inne, alle, mit Ausnahme einiger weniger portugiesischer Halfkasts, waren Chinesen.

Der die Messe lesende französische Priester, von chinesischen Chorknaben unterstützt, trug ein dem Geschmack seiner Herde angepaßtes Meßgewand und einen stattlichen Zopf. Ich kann mich nicht recht mit dieser von den weißen Missionaren den Chinesen gemachten Konzession befreunden, aber sie scheint eine conditio sine qua non zu sein, sonst würden die in allen Dingen so praktischen und vernünftigen französischen Priester diese Sitte wohl nicht mitmachen. Besonders komisch wirkte der Zopf bei einem alten geistlichen Herren mit langem, wallendem, weißem Barte; sein Kopf war kahl wie eine Billardkugel und der Zopf mit irgend einer Klebesubstanz auf dem Scheitel befestigt.

Der Gottesdienst war kaum beendet, als ohrenbetäubender Lärm das Herannahen des Zuges verkündete. Das hohe Gitterthor der Mission wurde geschlossen, und ich faßte hinter demselben, auf einem Stuhl stehend, Posto.

Dem eigentlichen Zuge voran schritten Träger mit

riesenhaften phantastisch bemalten, ballonförmigen Papier-
laternen, gefolgt von einer Abteilung Soldaten mit gold-
gestickten Wämsern, federgeschmückten Hüten und bewaff-
net mit Hellebarden, wunderbaren ein- und dreispitzigen
Spießen oder alten Schießprügeln, wie wir solche auch
in allen chinesischen Wachthäusern in Canton finden, da,
wie Herr Lange sagt, die guten Waffen (Hinterlader
jeden Kalibers) „geschont" werden.

Ein Musikkorps aus Tamtam-, Becken- und Trom-
melschlägern voran, erschien darauf die eigentliche Pro-
zession.

Zuerst kam eine schier endlose Folge von allen mög-
lichen, oft gegen 15 Fuß langen, an Stangen getragenen
Schaustücken mit geschnitzten Figuren und wunderlich be-
malten und vergoldeten Schnitzereien, vielfach ausgelegt
mit den Federn des Kingfishers, Sänften von gleicher
Pracht mit je zwei fürstlich gekleideten allerliebsten jungen
Mädchen (wie ich später erfuhr, als Mädchen verkleideten
Knaben, da ersteren weder auf einer Bühne, noch bei
irgend einer öffentlichen Schaustellung die Beteiligung
gestattet ist), hie und da auch mit gerösteten Schweinen,
Enten, Hühnern, Obst und sonstigen Leckereien beladen.
Wieder kam ein Musikkorps, dieses Mal aus Flöten-
und Violinspielern zusammengesetzt, lange Reihen reich-
gestickter Fahnen, Banner und Standarten, Soldaten mit
Bogen und Pfeilen, herrliche, gegen 5 Fuß lange Federn
des Argusauges oder Leiervogels an den Hüten, darauf
gegen hundert, auf reichgezäumten Ponnies sitzende Kinder
mit großen Bärten und in den Kostümen von Kaisern,
Prinzen, Gouverneuren, Generalen oder historischen Per-
sönlichkeiten, einige davon in so jugendlichem Alter, daß

sie von den zu beiden Seiten nebenher gehenden Dienern im Sattel gehalten werden mußten, während andere ihnen mit großen Fächern Kühlung zufächelten.

Hie und da war der Zug unterbrochen von kleinen Rollwägelchen mit hohen Stangen, an denen geputzte Kinder in schaukelartigen Stühlen hingen, oder durch Musikkapellen von Knaben mit rot durchflochtenen Zöpfen. Von neuem folgten Laternenträger, dann kamen, in Sänften oder auf Bahren getragen, diverse Kleinodien von Tempeln oder hohen Würdenträgern, schließlich als pièce de résistance ein aus Seidenstoff gebildeter etwa 30 Fuß langer Drache mit einem von einem Kuli getragenen Papiermaschee-Kopfe mit gänseeigroßen beweglichen Augen. Wo immer er passierte, warfen die Zuschauer harmlose, brennende Feuerwerkskörper, sogenannte „Kracker“, unter ihn. Den Beschluß bildeten Musikanten, Soldaten und fahrendes Volk.

Gegen siebentausend Menschen, meist in den kostbarsten Gewändern (dieselben sind fast sämtlich Eigentum der verschiedenen Tempel) beteiligten sich an dieser Prozession. Alles ging ohne die geringste Störung und Stockung von statten, und die überall herrschende Ordnung war bewundernswert. Die dem Zuge folgenden Volksmassen, ein scheinbar unentwirrbarer Knäuel nackter Menschenleiber, benahmen sich durchaus anständig, und wenn auch vereinzelt ein Straßenjunge mir eine Fratze schnitt oder mir ein „Tank-wei“ zurief, so blieb ich doch, sowohl während des Vorbeiziehens der Prozession, als auch später auf dem Heimwege von allen Insulten verschont, und die Chinesen benahmen sich dem „weißen Teufel“ gegenüber jedenfalls gebildeter, als z. B. der

Berliner Pöbel es bei gleichen Anlässen einem Chinesen gegenüber gethan haben würde. Ich bin, nach allen von mir bis jetzt gemachten Erfahrungen, überzeugt, daß die meisten Reibereien zwischen Chinesen und Europäern durch Taktlosigkeit der letzteren hervorgerufen werden, denn in Bezug auf Mangel an Takt im Verkehr mit den Eingeborenen leisten die Europäer überall im Orient ganz Unglaubliches.

Am Abend dieses für mich denkwürdigen Sonntags lag vor dem Konsulatsgebäude eines der großen Blumenboote bereit, in dem sich eine kleine, aber gewählte Gesellschaft fröhlicher Landsleute unter dem Protektorate der einzigen deutschen Dame Cantons, der von allen Seiten verehrten und gefeierten Frau von Bose, versammelte. Die Dampfspinasse der Firma Arnhold, Karberg u. Co. nahm uns ins Schlepptau, und mit fallendem Wasser ging es mit Blitzzuggeschwindigkeit stromab, beim Macao-Fort vorüber und dann hinein in einen der Seitenarme des Flusses. Mit sinkender Sonne setzten wir uns auf das Dach unseres schwimmenden Salons, ergötzten uns an den Schönheiten der friedlichen Landschaft, erfreuten uns an dem vielversprechenden Stande der zu beiden Seiten des Flußarmes sich schier endlos ausdehnenden tiefgrünen Reisfelder und sahen schließlich die purpurne Scheibe des Vollmondes im Westen am sternenklaren wolkenlosen Firmamente langsam emporsteigen.

Als unsere Augen sich satt gesehen hatten und der hungrige Magen seine Rechte forderte, versammelten wir uns wieder im Salon, ein vorzügliches an Bord bereitetes Essen wurde von den mitgenommenen Dienern aufge-

tragen und ihm von allen Seiten gebührende Ehre erwiesen. Vor Anker liegend, sahen wir Dschunke nach Dschunke, u. a. auch ein sogenanntes Theaterboot mit einer großen Truppe an Bord im Mondenlichte durch die silbernen Fluten vorübergleiten. Es war eine herrliche Nacht. Erst spät dachten wir an die Heimkehr, und die Geisterstunde hatte bereits geschlagen, als wir wieder im Konsulate anlangten.

Mit Dank im Herzen für alle mir von meinen lieben Landsleuten in Schamien erwiesenen Liebenswürdigkeiten und mit der Überzeugung, in Canton eine der interessantesten Städte unseres Planeten kennen gelernt zu haben, verabschiedete ich mich am 9. August von meinen neugewonnenen Freunden mit dem aufrichtigen Wunsche: „Auf Wiedersehen!“ Mein nächstes Reiseziel war die portugiesische Kolonie Macao.





Macao.

Aber gehen Sie doch nicht nach Macao! Macao bietet Ihnen absolut nichts, als das Bild einer heruntergekommenen Kolonie und — Langeweile. Sie finden überhaupt keinen Menschen dort.

Das hatte man mir bereits in Hongkong gesagt und damit versuchte man auch, mich zu überreden, noch einige Tage länger in Canton zu bleiben.

Aber das Bild einer heruntergekommenen Kolonie hatte für mich den gleichen Reiz, wie das einer blühenden, und Langeweile — das Einzige, was ich seit Jahren nicht genossen — war gerade das, wonach mein Herz sich sehnte. Ich ging also trotz alles Abratens nach Macao und preise mich glücklich, es gethan zu haben.

Wie immer, wenn ich von einem mir lieb gewordenen Orte scheide, ging ich mit heftigem Katzenjammer in Canton an Bord. Ein Dampfer derselben Kompagnie, deren prächtiger „Ho-Nam“ mich von Hongkong vor zehn Tagen hierher gebracht hatte, sollte mich nach Macao führen. Die „White Cloud“ ist zwar kein so

stolzes Fahrzeug, wie ihr vorgenanntes Schwesterschiff, aber man ist auch auf ihm in einer Weise aufgehoben, die nichts zu wünschen läßt. Nach siebenstündiger Fahrt gegen die Flut sahen wir die ersten Umrisse von Macao vor uns auftauchen. Bald unterschieden wir auf Bergeshöhen liegende Forts und buntgetünchte Häuser; je näher wir kamen, um so freundlicher wurde das Bild. Wir dampften an dem Leuchtturmfort und an einer mit 2 Hundertpfündern und einigen kleineren Geschützen befestigten Batterie vorüber, oberhalb der das palastähnliche Krankenhaus auf steiler Felsenklippe sich gar stattlich ausnimmt, dann an der Europäerstadt mit ihren baumbepflanzten, sich am Meere entlang ziehenden Promenaden und fuhren schließlich, um einen befestigten Felsvorsprung biegend, hinein in den kleinen, aber vorzüglich geschützten Hafen von Macao. Zwei portugiesische Kanonenboote und Hunderte von Dschunken lagen hier vor Anker. Der erste Eindruck, den der landende Fremdling von Macao und portugiesischer Reinlichkeitsliebe empfängt, ist kein günstiger, denn er befindet sich mitten im Fischmarkt, unter Haufen lebender, toter und getrockneter Fische in jedem Stadium. Sobald man jedoch diese Stätte emsigen, aber keineswegs geruchlosen Treibens hinter sich hat und den zudringlichen Sänftenträgern und Rickschowkulis glücklich entronnen ist, tritt die Ruhe eines Sommerbadeortes zur Winterzeit an die Stelle wüsten Gewimmels.

Saubere, gut gepflasterte Straßen führen zwischen altmodischen Häusern mit grünen Fensterläden bergauf und bergab, bis wir die Praia Grande erreichen, eine hübsche Promenade am Meeresufer, an der neben dem

Macao.

Palast des Gouverneurs.

kleinen Palaste des Gouverneurs der größte Teil der öffentlichen Gebäude und das elegante Klubhaus des Gremio Militao gelegen ist. Auch ein von einem Chinesen gehaltenes, und mir von allen Seiten auf das wärmste empfohlenes Gasthaus befindet sich hier.

„Das Boa-Vista-Hotel ist zwar hübsch gelegen", hatte man mir gesagt, „aber Sie sind weit besser verpflegt in Hinkees Hotel an der Praia Grande."

Ich lenkte also zunächst meine Schritte dem letzteren zu, trotzdem die Boa Vista mich bereits beim Einfahren in den Hafen von stolzer Höhe herab in einladendster Weise gegrüßt hatte, aber ein einziger Blick in das Chinesengasthaus genügte, mich zu überzeugen, daß für mich nur das Boa-Vista-Hotel in Frage kam; denn wenn ich die Wahl habe zwischen einem schlecht gelegenen Gasthause mit der ersten Küche der Welt und einem entzückend gelegenen mit minderwertiger Kost, so entscheide ich mich ohne Bedenken für das letztere. In vollster Sommerhitze erklomm ich den Boa-Vista-Felsen, betrat das großartig angelegte aber fast menschenleere Gasthaus und hielt dann von den rings um das Haus laufenden hallenartigen Veranden Umschau nach allen Himmelsrichtungen. Es wurde mir schwer, mich für Nord, Süd, Ost oder West zu entscheiden, denn nach einer Richtung fand ich das sich mir bietende Bild immer noch entzückender, als nach der anderen.

Als der Wirt mein Schwanken bemerkte, meinte er, ich hätte durchaus nicht nötig, mich für bestimmte Räume zu entscheiden, ich könne sie alle benutzen, heute dieses, morgen jenes, hier wohnen, dort schlafen, jede Nacht in dem Zimmer, welches gerade die beste Brise hätte,

denn ich sei außer einer Dame, die nebenbei morgen fortginge, sein einziger Gast. Niemand war glücklicher, als ich, gerade ein solches Plätzchen, wie dieses einzig schön gelegene Hotel mit seiner klosterähnlichen Ruhe hatte ich mir gewünscht zum Niederschreiben meiner letzten Erlebnisse. Hier wollte ich bleiben, selbst wenn mein portugiesischer Wirt mich zu Wasser und Brot verurteilen sollte.

Gegen Abend unternahm ich unter liebenswürdiger Führung eines Deutschen, Herrn Milisch, der bereits seit 30 Jahren in Macao lebt, ohne je wieder in Europa gewesen zu sein und dessen Bekanntschaft ich einige Tage zuvor in Canton gemacht hatte, auf einem Rickschaw eine Fahrt durch die Stadt und ihre nächste Umgebung, bis an die chinesische Grenze; kurz, eine Fahrt durch die ganze etwa 70000 Einwohner zählende Kolonie. Was ich hier zu sehen bekam, war wohl geeignet, mich zu überraschen, ich hatte erwartet, Macao würde in jeder Hinsicht das Bild des Verfalles bieten, und fand nun alles so hübsch gehalten, wie in einem Schmuckkästchen, die Straßen in vortefflichem Zustande, die Anlagen in keiner Weise vernachlässigt, die Eingeborenenstadt mit ihren 6500 Chinesen in ähnlichem Zustande, wie diejenige Hongkongs, Soldaten und Polizisten gut gekleidet, kurz, ich gewann den Eindruck, daß, wenn man mich recht berichtet hatte, und Macao wirklich in den letzten Zügen liege, man hier jedenfalls dem Grundsatz huldigte: „Nobel muß die Welt zu Grunde gehen.“

Als ich Herrn Milisch gegenüber meiner Überraschung Ausdruck gab, meinte er, Macao sei keineswegs eine arme Kolonie zu nennen, man führe sogar jährlich gegen

200 000 Dollar von den Einnahmen an das bankerotte Portugal ab. „Noch sind wir nicht verloren", setzte er hinzu, „aber wenn die Regierung in Lissabon fortfährt, die Steuerschraube immer noch fester anzuziehen, und, wie das seit 2 Jahren geschieht, nur nimmt, ohne etwas zu geben, so werden wir bald erleben, daß die Chinesen — und von diesen lebt Macao — entweder Revolution machen, oder die Kolonie verlassen.

Herr Milisch hatte Macao in seiner Glanzperiode nicht mehr gekannt, denn dazu hätte er über 100 Jahre alt sein müssen, und das ist er nicht, aber er hatte doch noch Handel und Wandel hier gesehen, hatte große Dampfer in den jetzt von Jahr zu Jahr mehr versandenden und verschlammenden Hafen einlaufen sehen, und die Zeiten mit durchgemacht, in denen die Kuliausfuhr nach Westindien hier in höchster Blüte stand, ein Geschäft, durch welches Macao eine traurige Berühmtheit erlangt hatte, als verschiedene Großmächte im Jahre 1874 von Portugal ein Verbot dieses Sklavenhandels erzwangen.

Macao ist bereits seit dem Jahre 1557 portugiesischer Besitz, wenn es auch erst im Jahre 1887 vertragsmäßig von China an Portugal abgetreten wurde. Es war eine blühende Kolonie bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, von da ab ging der Handel immer mehr und mehr zurück, bis er endlich dadurch, daß die Engländer sich auf Hongkong niederließen und alles daran setzten, den Verkehr dorthin zu ziehen, während gleichzeitig die Portugiesen die kurzsichtigste Politik trieben und durch Steuern und Monopole dem Fremden den Aufenthalt in ihrer Kolonie in jeder Weise verleideten, den Todesstoß empfing.

Das Einzige, was heute noch über Macao aus-

geführt wird, ist Thee aus China im Werte von etwa 2 Millionen Mark, Seide, einige Droguen und wohlriechende Öle. Wovon die 4500 Portugiesen jetzt eigentlich hier ihr Leben fristen, das weiß niemand außer ihnen, wahrscheinlich von den Zinsen ihrer Schulden. Wo sie sich sehen lassen, erscheinen sie stets auf das eleganteste gekleidet, zu Hause sollen sie dagegen wie die chinesischen Kulis herumlaufen und sich von Reis und Salzfisch nähren.

Macao ist Freihafen, aber was nützt schließlich seinen Bewohnern der Freihafen, wenn die Regierung alles monopolisiert, Fischfang, Schlächterei, Salz- und Opiumverkauf. Dazu zieht sie ihren Unterthanen auch noch mit Hazardspiel und verschiedenen Lotterien das Geld aus der Tasche.

Vor einigen Wochen wurde trotz alledem versucht, die Steuerschraube noch fester zu drehen und den schon bestehenden Monopolen das Branntweinmonopol hinzuzufügen, trotz einer bereits bestehenden Schanksteuer; aber das war den Chinesen denn doch ein wenig zu weit gegangen, sie erhoben Einspruch, indem sie ohne Ausnahme ihre Läden schlossen und erklärten, eher von dannen ziehen, als sich in dieser Weise ausziehen lassen zu wollen. Der Gouverneur that ihnen zwar kund und zu wissen, daß wem es in seinem Staate nicht gefiel, sich zum Teufel scheren möge, gleichzeitig aber gab er klein bei und legte das Branntweinmonopol ganz vorsichtig in den Papierkorb.

Ich gestehe ohne Umschweife, daß ich den Namen Macao in der Geographiekunde nicht kennen gelernt habe, um so vertrauter war er mir während meiner Sturm-

und Drangperiode als der eines Hazardspieles, welches sonst auch unter dem Namen „Bakkarat“ bekannt ist.

Erst sehr viel später erfuhr ich von der Existenz einer portugiesischen Kolonie dieses Namens, die ich mir als eine Insel im Chinesischen Meere vorstellte, bis ich bei näherer Besichtigung an Ort und Stelle herausfand, daß Macao keine Insel, sondern durch eine Landenge mit dem chinesischen Festlande verbunden ist.

Wäre ich Briefmarkensammler gewesen, so würde ich über dies alles sicherlich sehr viel früher unterrichtet gewesen sein, denn Macao ist schlau genug, sich durch häufiges Ändern seiner Postwertzeichen sämtliche Sammler tributpflichtig zu erhalten. Ich habe erst vor wenigen Tagen beim Durchblättern eines Briefmarkenalbums ganz unglaubliche Lücken in meiner Bildung und Namen Marken druckender Länder entdeckt, von deren Existenz ich mir in meiner Schulweisheit nichts träumen ließ.

Warum das soeben erwähnte Hazardspiel den Namen Macao führt, ist mir selbst als Forschungsreisender nicht gelungen, zu ermitteln. Dasselbe ist hier niemandem anders als unter der Bezeichnung Bakkarat bekannt und dazu nichts weniger als ein Nationalspiel.

Macao ist das Monaco des Ostens, aber man spielt hier weder Roulette noch Kartenspiele, sondern das thörichtste, stumpfsinnigste Spiel, welches der Menschengeist nur hat erfinden können, das „Fant-ton“. Der Bankhalter legt eine Hand voll Kasch (kleiner durchlöcherter chinesischer Kupfermünzen) auf den Tisch und bedeckt sie mit einer Schale. Die Spielenden setzen nun auf 1, 2, 3 oder 4. Die Münzen werden darauf mit einem Stäbchen (um Mogeln nach Möglichkeit zu ver-

hindern) zu vieren abgezählt und je nach dem 1, 2, 3 oder 4 Stücke übrig bleiben, gewinnen die Setzer. Die Einsätze auf der herausgekommenen Nummer werden, nach Abzug von 7 v. H. für die Bank, dreifach ausbezahlt. Neu war mir in den Spielhäusern die Einrichtung von über den Tischen angebrachten Galerien, von denen Spielende, die nicht am Tische Platz finden, in Körben ihre Einsätze herunterlassen, und etwaige Gewinne in gleicher Weise zu sich heraufziehen. Und in diesem elendesten aller Spiele, durch dessen Verpachtung die hiesige Regierung jährlich eine Einnahme von 420000 Mark erzielt, verlieren nicht nur Chinesen, sondern auch unbezopfte Thoren aus allen Weltteilen Summen und Unsummen.

Ich benutze diese Gelegenheit, um ein auf Monaco gemünztes, aber auch auf Macao vorzüglich passendes, leider nicht nach Gebühr bekanntes und gewürdigtes Gedicht zu wiederholen; hier ist es:

Auf einem Felsen steht ein Haus,
Da gehn viel Leute ein und aus,
Und in dem Haus, da steht ein Tisch,
Mit grünem Tuch bezogen frisch.
Der Fremde, dem dies wohlgefällt,
Legt auf den Tisch sein vieles Geld,
Und grade neben diesem Ort,
Da sitzt ein Mann, der nimmt es fort,
Das dauert, bis man nichts mehr hat,
Erschießung findet draußen statt.

Macao besitzt etwa 16 öffentliche Spielhöllen und nahezu die gleiche Zahl überaus malerisch über die kleine Kolonie verteilter Forts, die alles in allem mit etwa 100 portugiesischen Soldaten besetzt sind, welche dazu dienen, neugierigen Fremden den Eintritt mit aufge-

pflanztem Bajonett zu verwehren. Nur in eine dieser geheimnisvollen Vesten gelang es mir einen flüchtigen Blick zu nehmen, da die Besatzung gerade ihr Mittagsschläfchen hielt. Ich sah hier einen Käfig mit einem in Ketten liegenden chinesischen Piraten. Daß er ein solcher war, erfuhr ich von ihm selber, indem ich ihm zunickte und fragte: „Pirate?“ Er nickte bejahend und rasselte dabei derartig mit seinen Ketten, daß die Besatzung erwachte und mir zeigte, wo der Maurer das Loch gelassen hatte.

Die Todesstrafe ist selbst für Piraten in Portugal und in den portugiesischen Besitzungen abgeschafft.

Unter den von der hiesigen Regierung verpachteten Lotterien befindet sich eine, die ich ihrer Originalität wegen zu erwähnen nicht unterlassen darf. Zu bestimmten Zeiten des Jahres finden, wie schon erwähnt, in China Prüfungen der Studenten statt, die sich den dritten Grad erwerben wollen. Der Lotteriepächter in Macao verkauft nur Lose mit den Namen der verschiedenen Kandidaten einer bestimmten Gemeinde, und je nachdem der betreffende Träger des Namens besteht oder durchfällt, gewinnt oder verliert das Los. Die Lotterien bringen der Regierung jährlich 240000 Mark ein.

Es wimmelt in Macao von barmherzigen Schwestern, Brüdern, Pfaffen, auch an Eremiten männlichen und weiblichen Geschlechtes ist kein Mangel, und von wohlthätigen Instituten ist alles vorhanden, bis auf das Notwendigste, nämlich ein „Asyl für heruntergekommene Hazardspieler“, dieses fehlt.

Die Gesamteinnahmen der Regierung belaufen sich auf 1290000 Mark, doch werden dieselben vom nächsten

Jahre an 240000 Mark jährlich mehr betragen, da der bis jetzt für 153000 Mark jährlich verpachtete Opiumverkauf vom Jahre 1893 an aufs neue für 390000 Mark an den Meistbietenden vergeben worden ist.

Man sieht, die Portugiesen verstehen es, Geld zu machen in Macao, denn es ist thatsächlich hier alles besteuert, die Dummheit und die Intelligenz, das Laster und die Tugend, ersteres gerechter Weise höher, als letztere. Wie lange diese Art der Verwaltung weiter gehen kann und wird, wage ich nicht zu beurteilen.

Alles hat sein fin de siècle, wie Wippchen sagt, und so wird es auch hier sein; denn selbst die loyalsten Portugiesen — soweit sie nicht Regierungsbeamte sind — sehnen sich bereits nach irgend einer anderen Herrschaft für Macao, sei es deutsche oder englische, französische wird dankend abgelehnt. Sollte Macao einmal unter den Hammer kommen, ich wüßte nicht, ob wir nicht gut daran thäten, mitzubieten; denn nach den Aussagen Sachverständiger soll noch etwas aus der Kolonie zu machen sein.

Doch, dem sei, wie ihm wolle, Macao ist, das muß ihm der größte Nörgler lassen, ein entzückendes Stückchen Erde, es ist wunderbar lieblich gelegen, in wohlgeschützter Meeresbucht, umgeben von malerischen Felseninseln, mit einem Blick auf das offene Meer, und ein Plätzchen, ganz dazu geeignet, erholungs- und ruhebedürftigen Europäern als Sanatorium zu dienen.

Mir ist es ein solches gewesen, und mit Vergnügen werde ich stets zurückdenken an die friedlichen, glücklichen Tage, die ich hier verlebt, schreibend, träumend, das

Meer anbetend und in kühler Abendstunde auf einsamen Wegen lustwandelnd.

Macao ist nicht der Platz für Menschen, die gewohnt sind, von Begierde zu Genuß, vom „Tiffin" zum Diner und von diesem Gott weiß wohin zu taumeln; aber für mich, der ich mir genügen lassen kann an Blütenduft und Meeresrauschen, an herrlicher Natur mit leidlicher Verpflegung, für mich, der es als einen Hochgenuß empfindet, nach monatelangem Toilettezwang in Tropenhitze einmal wieder, ohne aufzufallen oder jemanden zu kompromittieren, mit an den Seiten leicht geplatzten Stiefeln — bekanntlich stets die bequemsten, die man besitzt — und angezogen, wie es mir beliebt, einherzugehen, für mich ist Macao zu einem zweiten Capri geworden, und als ich endlich nach Hongkong zurückkehrte, um von hier meine Reise nach dem Norden Chinas fortzusetzen, fühlte ich mich wieder frisch genug zur Durchquerung jedes mir gerade in den Weg kommenden Erdteils.





Von Hongkong nach Schanghai, Tschifu und Tientsin.

Das Thermometer zeigt nachmittags noch gegen 30 Grad Celsius, und trotzdem sitze ich bei einem geeisten Glase Whisky und Soda, unter der von einem Chinesen über meinem Haupte hin- und hergezogenen Punka im Hongkong-Hotel ebenso glücklich und zufrieden vor meiner Zeitung, wie vielleicht Millionen deutscher Bierphilister vor ihrem Kruge, Schoppen oder Seidel in irgend einer Sommerfrische. Warum sollte ich auch unzufrieden und unglücklich sein? Ich habe alles, was ich wünsche, was ich für meine Person zum Glücklichsein brauche, und im Augenblick gerade nichts von dem, was ich gerne entbehre, kein Fieber, keine Schulden, kein Ungeziefer und nicht einmal klavierspielende oder singende Engländerinnen in der Nähe.

Hongkong gefällt mir vortrefflich, meine Landsleute und sonstigen Freunde erweisen mir gerade soviel Liebenswürdigkeiten, wie mein Magen ohne Protest ertragen kann, und wenn ich dennoch in einer der hier erschei-

nenden englischen Zeitungen auf eine Fahrgelegenheit nach Schanghai fahnde, so geschieht das, weil ich zufällig einmal weise genug sein möchte, aufzuhören, wo mir's am besten schmeckt.

Mit besonderem Interesse habe ich mich in allen Kolonien des Ostens in das Lesen der einheimischen Tagesblätter vertieft und dabei gefunden, daß die meisten derselben mit großem Geschick redigiert werden. Natürlich fehlt es nirgendwo an verschiedenen, sich auf das heftigste befehdenden Parteien, und ganz wie bei uns vergessen die Herren Redakteure nur zu häufig, daß der Kampf nicht seiner selbst willen geführt werden, sondern als Mittel zum Zweck dienen soll. Immerhin erfährt man aber, wo die Bewohner der betreffenden Kolonie der Schuh drückt, und daß er überall in der Welt irgendwo drückt, ist selbstverständlich.

Kein Reisender sollte versäumen, auch dem Anzeigenteil dieser Blätter seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, man findet dort nicht selten die merkwürdigsten Anpreisungen, Angebote und Gesuche. Daß ein vielseitiger Europäer sich gleichzeitig als Juwelier, Uhrmacher und Zahnarzt oder als Masseur und Klavierstimmer einem hochgeehrten Publikum wieder in Erinnerung bringt, daran war ich bereits gewöhnt; als ich aber heute unter den „Shipping Notices" eine Gesellschaft ihre in den chinesischen Gewässern verkehrenden Dampfer mit „medicine free, all comfort and coffins (Särge) on board" anpreisen sah, glaubte ich es anfangs mit einem Streiche des Druckfehlerteufels zu thun zu haben. Trotzdem aber war es den Leuten völlig ernst mit ihren „coffins", denn wie ich später erfuhr, machen die chinesischen Passagiere das

Mitnehmen einer Anzahl von Särgen zur Bedingung. Der Chinese klebt nicht an der Scholle, auf der er geboren ist, im Gegenteil, er zieht, so lange er lebt, viel in seinem eigenen Lande umher und läßt sich ohne Schwierigkeiten zum Auswandern bewegen, aber nach dem Tode wünscht er da zu ruhen, wo er das Licht der Welt erblickt hat, und seine Angehörigen bringen oft die allergrößten Opfer, um ihm diesen seinen letzten Wunsch zu erfüllen.

Mit den Leichen auf hoher See verstorbener Europäer wird in der Regel kurzer Prozeß gemacht, sie werden, in Segeltuch eingenäht, mit Gewichten beschwert, über Bord geworfen. Eine derartige Behandlung seines Leichnams verbittet sich der Chinese, er will, falls der Tod ihn im Laufe der Reise ereilt, in seine Heimat zurückbefördert werden und hat es mit der ihm eigenen Beharrlichkeit durchgesetzt, daß die meisten Rhedereien mit ihm eine Ausnahme machen, und soweit sie nicht selbst für den nötigen eisernen Bestand an Särgen Sorge tragen, den einzelnen Gilden gestatten, dies zu thun.

Der Fahrpreis für einen toten Chinesen beträgt das Doppelte der Deckpassage eines lebenden, und daß das nötige Geld selbst für den ärmsten während der Fahrt sterbenden Mann aufgebracht wird, dafür sorgen stets seine mitreisenden Landsleute. Auf keinem der zwischen China und Amerika fahrenden Dampfer fehlen heute die nötigen Särge, dagegen ist mir keine einzige europäische Linie bekannt, auf der die Söhne aus dem Reich der Mitte das gleiche Entgegenkommen finden, trotzdem auf sehr vielen Dampfern, u. a. auch auf denen des Nord-

deutschen Lloyd, Chinesen namentlich als Heizer beschäftigt werden. Stirbt einer von ihnen, so fliegt er über Bord wie jeder andere, und nur ganz ausnahmsweise läßt sich ein Kapitän dazu herbei, den allgemeinen Bitten seiner bezopften Untergebenen nachgebend, zu gestatten, den Toten in einer leeren Herings- oder Salzfleischtonne einzupökeln. Das wird ihm dann in China hoch angerechnet, von den Gilden werden ihm Dankadressen überreicht, oder er wird mit einer kostbaren seidenen Flagge beschenkt.

An Fahrgelegenheiten zwischen Hongkong und Schanghai ist wahrlich kein Mangel, man hat die Wahl zwischen den schwimmenden Palästen der europäischen Postlinien und einer großen Anzahl von Fracht- und Küstendampfern. Die Konkurrenz ist groß und die Fahrpreise sind niedrig. Daß letzteres durchaus immer eine Folge der Konkurrenz wäre, möchte ich nicht behaupten, denn auf Strecken, auf denen noch weit mehr Dampfer verkehren, als zwischen Hongkong und Schanghai, halten sich die Fahrpreise auf einer geradezu unglaublichen Höhe. So zahlt man z. B. auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyd — und der Lloyd ist eher billiger, denn teurer, als beispielsweise die Messageries Maritimes und die P. u. O. Linie — für die Strecke von Suez nach Aden (1308 Seemeilen) 500 M., von Suez nach Singapore (4971 Meilen) dagegen nur 1060 M.

Nun könnte man diesen auffallenden Preisunterschied leicht damit begründen, daß alles im großen sich billiger stellen müsse, als im kleinen, also auch die Seemeilen. Dem widerspricht indessen folgende Thatsache. Löse ich mir beim Norddeutschen Lloyd in Bremen einen Fahr-

schein über Colombo nach Singapore, so habe ich dafür 1350 M. zu zahlen, fahre ich dagegen erst bis Colombo, so kostet mich das 1100 M. und von dort nach Singapore 210 M., zusammen 1310 M. Meine Rechnung stellt sich somit um 40 M. günstiger, wenn ich erst einen Fahrschein Bremen-Colombo und dann einen solchen Colombo-Singapore löse, als wenn ich mich direkt bis Singapore einschreibe. Das ist zwar nicht viel, doch immerhin ausreichend, um vier Flaschen Sekt mehr trinken zu können, und jedenfalls genügend, um den Grundsatz, daß geteilte Strecken sich verhältnismäßig teurer stellen müßten, als ungeteilte, über den Haufen zu werfen.

Ich schwankte noch hin und her, welchem der in den nächsten Tagen abgehenden Dampfer ich mich bis Schanghai anvertrauen sollte, als ich durch den Eintritt eines bereits leicht ergrauten Herrn mit knarrenden Stiefeln an den Füßen in meinem Gedankengange gestört wurde. Der Herr kam mir auf den ersten Blick bekannt vor, aber es giebt wenige Menschen, die mir nicht bekannt vorkämen, und ich bin daher mit Begrüßungen vorsichtig geworden.

Wenn ich im Zweifel bin, ob ich einem Menschen schon begegnet bin oder nicht, so sehe ich ihn mir erst von hinten an — meiner Ansicht nach ist nämlich der Hinterkopf bei den meisten Männern weit charakteristischer, als das Antlitz. Ich wartete daher, bis der Neueingetretene sich umwandte.

Ja! Jetzt war mir's klar, den Schädel kannte ich, er gehörte dem liebenswürdigen Obersten Elliston, dessen Bekanntschaft ich im Verlaufe des Feldzuges der Engländer gegen Manipur gemacht hatte.

„Halloh Colonel you here?“

„Ehlers, dear me, how are you? very glad to see you!“

Dann schüttelten wir uns die Hände, und ich bestellte bei einem an der Thür herumlungernden beinahe überlebensgroßen Chinesen einen gut geeisten Trunk.

Mein braver Oberst erzählte mir nun, er habe sechs Monate Urlaub genommen, einen pleasuretrip nach Australien gemacht und sei wieder auf der Heimreise nach Indien. Er schien sehr befriedigt von seiner Reise, meinte jedoch, nie eine faulere Gesellschaft von Farmern gesehen zu haben, als in Australien. Die einzigen Leute, die fleißig und sparsam wären, ihren Verhältnissen entsprechend lebten und daher gut fortkämen, seien die Deutschen.

Mit dem Austausch unserer beiderseitigen Erlebnisse vergingen einige Stunden im Handumdrehen. Gegen Abend unternahmen wir eine Spazierfahrt, während der ich meinen Begleiter fragte, mit welchem Dampfer er mir riete, nach Schanghai zu fahren.

Mit der Hand auf ein schon seit einigen Tagen im Hafen vor Anker liegendes weißgetünchtes Fahrzeug von riesigen Dimensionen, welches ich bisher für einen englischen Truppentransporter gehalten hatte, deutend, meinte er: „That’s your ship“. Wie ich überhaupt nur einen Moment schwanken könne, unter allen Umständen müsse ich mit der „Empreß of China“ fahren, einem funkelnagelneuen Prachtdampfer der Canadian Pacific Railway Co., welcher nebst zwei Schwesterschiffen, der „Empreß of India“ und „Empreß of Japan“,

zwischen Hongkong und Vancouver fahre und zur Zeit für das schönste Schiff, welches das Meer je getragen habe, gelte.

Ich entschied mich also für die „Empreß of China", erstens schon deswegen, weil sie nach dem Vorbilde der den Verkehr mit China vermittelnden Norddeutschen Lloyd-Dampfer weißgestrichen, und zweitens, weil sie neu war. Am nächsten Morgen löste ich mir einen Fahrschein für den erstaunlich geringen Preis von kaum 100 M. bis Schanghai (870 Meilen), wozu man mir auch noch freie Deckfahrt und Verpflegung für meinen Diener bewilligte. Für dasselbe Geld hätte ich sogar bis nach Nagasaki d. h. an 300 Meilen weiter mitfahren können, was ich auch sicher gethan haben würde, hätte Nagasaki nicht ohnehin für später in meinem Reiseplan gestanden.

Als ich eine Stunde vor der Abfahrt, begleitet von einer Anzahl von Freunden, in der mir von der Firma Melchers u. Co. freundlichst zur Verfügung gestellten Dampfschaluppe an Bord gefahren war und zum ersten Mal die Bretter betrat, welche die „Empreß of China" und damit eine kleine in sich abgeschlossene Welt bedeuten, da bereute ich nicht, dem Rate meines Obersten gefolgt zu sein, denn die „Empreß" war in der That ein Schiff, welches seinem Namen Ehre machte und selbst den übertriebensten Ansprüchen verwöhnter Kulturmenschen vollauf genügen mußte. Speisesaal, Rauchsalon und Lesezimmer waren mit mehr Geschmack als Pracht eingerichtet, und was mir besonders gefiel, die reichhaltige Bibliothek enthielt, im Gegensatze zu den Bibliotheken der meisten deutschen Schiffe, in denen man selten etwas

anderes, als Marlittsche, Wernersche und Hackländersche Romane findet, eine fast vollständige Sammlung aller neueren bedeutenden Reisewerke, namentlich solcher über die verschiedenen Länder des Ostens.

Ich selber hatte allen Grund, mich von vornherein an Bord wohl zu fühlen; denn auf Grund einer mir unbekannten Empfehlung hatte man mir eine auf Deck gelegene Abteilung zur Verfügung gestellt, die auf europäischen Dampfern jedenfalls als „Fürstensalon“ bezeichnet worden wäre, auf amerikanischen dagegen „Millionärskammer“ genannt werden dürfte. Meine Wohnung bestand aus zwei entzückend möblierten Räumen, einem Schlafzimmer mit großer, breiter, hölzerner Bettstelle, über die eine goldig schimmernde seidene Steppdecke gebreitet war, geräumigem Kleiderspind, Sofa u. s. w. Ein türkischer Vorhang trennte das Schlafzimmer vom Wohnraum, in dem ich an einem prächtigen Schreibtische arbeiten oder auf einer Ottomane faullenzen konnte. Unter diesen Umständen hätte ich für 870 Meilen wieder einmal ganz gut eine Frau brauchen können. Aber was nachher mit ihr anfangen? Nein! auf die Dauer ist es doch besser, man ist Junggeselle! Vorläufig hatte ich freilich keine Zeit, das Für und Wider des Ehestandes zu erwägen; so lange die Anker noch nicht gelichtet waren, hielten mich die Pflichten als Wirt an die Bar gebannt, denn wer an Bord kommt, seinen Freunden Lebewohl zu sagen, der hat nicht nur ein Recht auf einen Abschiedstrunk, sondern auch die Pflicht, einen solchen zu genehmigen.

Gegen 9 Uhr verließen uns unsere Gäste, die über 10 000 Pferdekräfte verfügende Maschine setzte sich lang-

sam in Bewegung, und stolz, wie ein riesenhafter weißer Schwan die tiefblaue Flut durchfurchend, verließ die „Empreß of China" den schönsten Hafen Ostasiens. Nicht lange und wir wurden durch den Ton eines Gongs zum Frühstück gerufen. Ich war als einer der ersten im Speisesaal, um so meine nacheinander eintretenden Mitreisenden in aller Ruhe, gewissermaßen en detail mustern zu können.

Die Bedienungsmannschaft bestand aus etwa zwei Dutzend unter der Fuchtel eines europäischen Ober-Stewards stehenden Chinesen, die sich in ihren langen hellblauen Gewändern, den Kopf mit einer schwarzen von rotem Wollknauf gekrönten Seidenkappe bedeckt, sauber und schmuck ausnahmen und mir, wenn sie nicht eben Chinesen wären, jedenfalls in den Tropen weit sympathischer erscheinen würden, als europäische Stewards, die mich mit ihren durchgeschwitzten Hemden immer an Schneemänner im Thauwetter erinnern und, sobald sie sich unbeobachtet glauben, sich mit derselben Serviette, mit der sie Teller und Gläser putzen, den Schweiß von der Stirn zu wischen pflegen.

Der chinesische Hotelbedienstete oder Schiffssteward ist nun freilich der unverschämteste Geselle, der mir irgendwo vorgekommen ist. Nicht daß er in irgend einer Weise aggressiv vorginge, freche Antworten gäbe, oder direkt den Gehorsam verweigerte. Nein! er beschränkt sich auf eine passive Unverschämtheit und zeigt in allem, was er thut, daß er den Europäer verachtet, daß es sich seiner Ansicht nach von Rechts wegen gehörte, wir stünden an seiner Stelle, und er säße an der unsrigen. Er bedient uns mit der gleichen Nonchalance, mit der

etwa der Berliner Kellner im Panoptikum einer ausgestellten Truppe von Feuerländern das Essen vorzusetzen pflegt. Friß Vogel, oder stirb. Er hat eine ausgeprägte Begabung dafür, gegebene Befehle zu überhören, und eine wahre Leidenschaft, mit den Fingern in die Gläser zu greifen, wenn er sie auf den Tisch stellt.

Überhaupt ist es lehrreich zu beobachten, wie der Chinese den Tisch deckt. Während der Europäer, und weit mehr noch der Inder, sich bemüht, diese Angelegenheit so geräuschlos wie möglich zu erledigen und jedes Stück sorgsam ausgerichtet an seinen Platz zu legen, vollführt der Chinese dabei einen Lärm, von dem man sich kaum einen Begriff machen kann. Mit einigen Dutzend Messern, Löffeln und Gabeln beladen, stellt sich John Chinaman an das eine Ende der Tafel und schleudert von dort aus, genau wie der gewandte Kroupier an der Spielbank in Monte Carlo den Gewinnern ihre Geldstücke zuwirft, jedes einzelne Stück dahin, wo es ungefähr liegen soll. Später geht er dann den Tisch entlang und bringt oberflächlich einige Ordnung in das Gewirr.

Bevor man sich an die Chinesenphysiognomie gewöhnt hat, ist es schwer, einen der Kerle von dem anderen zu unterscheiden. Man bittet sich also von dem ersten besten ein Glas Wasser oder sonst etwas aus. „My not belong your table!“ lautet die Antwort, und der Angeredete geht seiner Wege. Man wendet sich an den zweiten und dritten, dieselbe Antwort, die gleiche passive Unverschämtheit. Keinem der Hallunken fällt es ein, den Mann, der uns zu bedienen hat, herbeizurufen, und wenn ich es über mich gewonnen habe, meinen

furor teutonicus zu unterdrücken und keinem der bezopften Gesellen Messer, Teller, Flaschen und andere harte Gegenstände an den Kopf zu werfen, so ist daran nur meine gute Erziehung schuld.

Eine vorzügliche und auch in Europa nachahmenswerte Einrichtung habe ich auf den meisten Schiffen und in den Gasthöfen, in denen Chinesen die Bedienung besorgen, gefunden. Die einzelnen Gerichte auf den Speisekarten sind nämlich numeriert.

Man kann ja schließlich nicht von einem Chinesen verlangen, daß er eine Hammelkotelette mit Kartoffeln à la maître d'hôtel im Kopfe behalten soll. Die ihm genannten Zahlen 3 und 8 kann er sich aber merken und in der Küche leise wiederholen. Zu verwundern ist es nur, daß man eine solche Verkehrserleichterung nicht schon längst bei uns eingeführt hat, namentlich auch auf den Weinkarten. Nur zu häufig bekommt man eine andere Marke, als die, welche man bestellt hat.

Also nur Mut, meine Herren Wirte, die Sache wird schon populär werden!

Herr Du meine Güte! Was können doch einzelne Menschen schon um 9 Uhr in der Frühe alles in sich aufnehmen! Mir gegenüber saßen zwei Amerikaner, teils männlichen, teils weiblichen Geschlechts. Wollte ich sämtliche Gerichte aufzählen, die er verschlang, so müßte ich das ganze Menu — pardon, die ganze „Einfuhrliste" — des betreffenden Magens abschreiben; ich will mich daher darauf beschränken, die Speisen zu nennen, die „sie" für notwendig erachtete, um für den Kampf ums Dasein bis 2 Uhr nachmittags gerüstet zu sein.

Den Grund legte sie mit einem Teller „porridge“, d. h. Hafergrütze, der einen Gardekürassier mindestens zwei Tage kampffähig erhalten haben würde; gebackener Schinken und drei Spiegeleier folgten, dann kam ein Beefsteak mit Kartoffeln und — nicht genug an dem — auch noch eine gute Portion Irish Stew. Alles das wurde mit zwei Tassen Thee hinuntergespült, und den Schluß bildeten geröstetes Brot mit Fruchtgelee, Bananen, Mangos und Apfelsinen.

Wenngleich ich ähnliche Leistungen schon mehrfach an Bord anderer Schiffe zu bewundern Gelegenheit hatte, so bin ich doch immer noch nicht blasiert genug, um nicht stets von neuem Nase und Mund aufzusperren, wenn ich so etwas sehe. In meine Bewunderung mischt sich dann nicht selten eine nicht unbeträchtliche Dosis Neid, und die Bewunderung schlägt in solchem Falle zuweilen in Ärger um; denn ich kriege es beim besten Willen kaum fertig, in so früher Stunde ein paar Eier und etwas kaltes Fleisch zu mir zu nehmen, trotzdem ich überzeugt bin, daß die Engländer und Amerikaner ihre Ankertaunerven größtenteils dem Umstande verdanken, daß sie nur mit gut geheizter Maschine an die Arbeit gehen.

Meine gefräßige Amerikanerin, der meine Bewunderung ihrer Leistungsfähigkeit ebenso wenig entgangen zu sein schien, wie meine eigene Enthaltsamkeit, lächelte mitleidig zu mir herüber und meinte schließlich in ermutigendem Tone: „You should take a square meal in the morning, as we always do in America“, wobei sie das „America“ nach Sitte ihrer Landsleute wie „Amörrika“ aussprach.

Wie die meisten Amerikaner, denen man es anmerkt, daß sie solche sind, war mir auch Miß X., die — so erzählte sie mir — mit ihrem Onkel einen trip round the world mache, anfangs im höchsten Grade unsympathisch. Wir freundeten uns indessen bald derartig an, daß ich ihr schon am folgenden Tage den Schabernack spielte, ihr eine lebende Katze heimlicher Weise ins Bett zu legen.

Der echte rechte Amerikaner — ich spreche jetzt von dem männlichen Teil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten —, der Yankee, wie ich ihm auf meinen Reisen in Asien und Amerika begegnet bin, ist meist nach europäischen Begriffen ein Rüpel allerersten Ranges, ein rücksichtsloser Patron und dabei auf sein Amörrika in einer Weise eingebildet, als seien wir in Europa in Bezug auf Civilisation und Komfort die reinen Waisenknaben gegen seine Landsleute. Er flözt sich auf Sofas und Stühlen herum, hält einem seine Füße unter die Nase, wenn man irgendwo am Tische sitzt und liest, kaut Tabak und spuckt, wenn's darauf ankommt, seinen Mitreisenden mit tötlicher Sicherheit einen Apfel vom Kopf. Für gewöhnlich ist's ihm aber gleichgiltig, wohin er spuckt, ob auf Deck, auf den Tisch des Speisesaals oder an den Plafond des Rauchzimmers.

Mir fällt dabei eine reizende Geschichte ein, die mir ein Engländer an Bord erzählte. Ein Amerikaner hatte, während der Engländer in einer Zeitung las, zwischen Arm und Zeitung des Betreffenden hindurch von seinem Sitze aus ins Meer gespuckt. Als der Engländer ihn darauf, fast zur Salzsäule erstarrt, angesehen, hatte er ihn mit den Worten: „Do'nt be afraid. I am a good

shot“ (Seien Sie unbesorgt, ich bin ein guter Schütze) zu beruhigen versucht.

Der Engländer verhält sich eine Weile ruhig, räuspert sich dann und spuckt dem Amerikaner auf den Stiefel, sich mit den Worten: „I beg your pardon, I am a bad shot“ (Bitte um Verzeihung, ich bin ein schlechter Schütze) verneigend.

Das ist so die richtige Art, Amerikaner zu behandeln und zu erziehen. Ich selber habe wiederholt die Erfahrung gemacht, daß man diese Klasse Leute gar nicht rauh genug anfassen kann.

Als mir einmal in der Türkei ein Amerikaner im Gedränge der Landung gar zu rücksichtslos vorging, brauchte ich ihm bloß zuzurufen: „You are not in Amörrica, you are here in a civilized country“ (Sie sind hier nicht in Amerika, sondern in einem civilisierten Lande), um ihn sofort nicht nur ganz kleinlaut zu machen, sondern ihn sogar zu veranlassen, sich mir später vorzustellen. Das Merkwürdigste aber ist, daß alle anderen Amerikaner mich fortan mit ausnehmender Liebenswürdigkeit behandelten.

Die Sprache der Amerikaner — wenn man ein Mundausspülen mit Worten überhaupt eine Sprache nennen kann — geht dem an gutes Englisch gewöhnten Europäer gewaltig auf die Nerven. Man weiß nie, ob jemand spricht oder seekrank ist, und selbst die mit allen körperlichen Reizen ausgestatteten jungen Amerikanerinnen sprechen, falls sie nicht ihre Erziehung in Europa genossen haben, nicht selten genau so, als hätten sie einen Priem Kautabak im Munde. Ich kann mir

nur denken, daß sie sich diese Sprachweise von ihren tabakkauenden Vätern angeeignet haben: wie die Alten gesungen, so zwitschern die Jungen. Häufig aber ist auch die abscheuliche Angewohnheit des Kauens von Gummi (des sogenannten Chewing gum's) schuld. Ich kenne eine Menge Amerikanerinnen und auch Amerikaner, die den ganzen Tag ihr Chewing gum im Munde haben und sich darauf abkauen wie ein Pferd auf seiner Kandare. Daß es neben den vielen unangenehmen Yankees auch in Amerika Leute giebt, die als Muster von guter Erziehung, Artigkeit und Liebenswürdigkeit gelten können, leugne ich keineswegs; denn ich zähle selbst eine Anzahl unter meinen Freunden, aber diesen merkt man eben nicht an, daß sie Amerikaner sind.

Eine der für mich am wenigsten reizvollen Erscheinungen unter den Söhnen der neuen Welt ist der amerikanische Missionar, namentlich der aus China in seine Heimat Zurückkehrende. Er hat sich gewöhnt, unter den Chinesen mit einer Anmaßung aufzutreten, wie sie eben nur seinesgleichen eigen ist, und pflegt nun an Bord des betreffenden Dampfers, auf dem er fährt, zu versuchen, das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortzusetzen. Jeden Mitreisenden betrachtet er gewissermaßen als ein Schaf seiner Herde und wer sich gegen die ihm aufgezwungene Rolle des Schafes auflehnt, wer wie ich — im Gegensatz zu ihm — das Wasser nur äußerlich anwendet und für die Anfeuchtung seines Innern wohlschmeckendere und begeisterndere Flüssigkeiten vorzieht, Sonntags bei den Sing- und Betübungen durch Abwesenheit glänzt und unterdessen vielleicht sogar mit irgend einem andern Sünder heimlich in der Kabine eine

Partie Ekarté spielt, den möchte er am liebsten über Bord werfen.

Das Schlimmste aber an dem amerikanischen Heidenbekehrer sind seine Kinder, deren er fast ausnahmslos eine ganze Rotte besitzt.

„Vater werden ist nicht schwer“

singt unser unübertrefflicher Wilhelm Busch, und trotzdem ich Junggeselle bin, glaube ich behaupten zu dürfen, daß er recht hat. Bei uns wenigstens habe ich noch nicht davon gehört, daß man jemandem das Vaterwerden als ein besonderes Verdienst anrechnete. Bei dem amerikanischen Missionar ist das anders, bei ihm ist ein Ereignis dieser Art nicht nur ein Verdienst an sich, sondern auch noch mit einem solchen verknüpft. Jede neue Vaterschaft vermehrt seine Einnahmen, denn er erhält von seiner Missionsgesellschaft neben einer sogenannten Zuchtprämie für jeden neuen Weltbürger auch noch für jeden derselben eine feste jährliche Zulage.

Missionarskinder sind der Schrecken aller zwischen China und Amerika verkehrenden Reisenden, und man kann annehmen, daß je schöner und eleganter das betreffende Schiff ist, sich um so mehr amerikanische Missionare mit ihren Sprößlingen an Bord befinden. Die Leute haben auf allen englischen und amerikanischen Linien eine bedeutende Preisermäßigung und fahren nie anders als erster Klasse. Wie nun des Haarkünstlers Kinder durchaus nicht immer die bestgescheitelten, so sind auch die des Missionars nicht immer die wohlerzogensten. Im Gegenteil, sie sind von China her daran gewöhnt, nicht nur im Hause ihrer Eltern, sondern auch auf allen angrenzenden Liegenschaften uneingeschränkt zu schalten

und zu walten, und so ist es kein Wunder, daß sie an Bord desgleichen thun. Ohne Einspruch ihrer ehrenwerten Eltern richten sie sofort Rauch- und Lesezimmer als Kinderstube ein, überall stolpert man dann über Bleisoldaten, Wagen und Schaukelpferde, oder zerschmettert durch einen unbedachten Tritt eine Arche Noah, daß die verschiedenen Tierpaare wie Kraut und Rüben durcheinander fliegen — in allen Fällen ist Kindergeschrei das Ende vom Liede. Wie mögen die herrlichen Räume der „Empreß of China“ aussehen, nachdem Hunderte, vielleicht Tausende ungezogener Missionsrangen in ihnen ihr Wesen getrieben haben? so fragte ich mich, als ich in Schanghai das Schiff verließ.

Sechs Monate später sollte ich mich in Japan mit eigenen Augen davon überzeugen. Die noch vor kurzem so stolze „Empreß“ sah aus wie eine Maskeradenkaiserin, die sich ihre einstmals kostbaren Gewänder aus irgend einer Theatergarderobe des seligen Berliner Mühlendammes geliehen hat.

Zum Glück befanden sich außer Missionarsfamilienmitgliedern auch noch einige wenige andere Menschen an Bord, denen ich mit Freuden ein Asyl in meinem geräumigen Wohnzimmer gewährte. Hier saßen wir plaudernd, rauchend oder Karten spielend, und kamen nur auf Deck, wenn die Kinder unter Aufsicht der Mütter, oder auch ohne dieselben, im Speisesaal ihre Atzung erhielten, oder spät abends, wenn unsere Plagegeister in ihren Kabinen verstaut waren.

Am zweiten Tage fuhren wir durch den Formosa-Kanal, ein zur Zeit der Taifune nicht ungefährliches Fahrwasser, in dem einige Wochen später der große Passa-

gier-Dampfer „Bokhara“ der Peninsular und Oriental Co. mit Mann und Maus zu Grunde gehen sollte.

Formosa ist eine herrliche fruchtbare Insel von etwa der halben Größe Ceylons. Längst hätte hier die schwarz-weiß-rote Flagge wehen können, wenn Deutschland nicht thöricht genug gewesen wäre, dies ihm zur Zeit des letzten französisch-chinesischen Krieges 1884—85 von den Chinesen auf dem Präsentierteller angebotene Eiland abzulehnen. Heute würden wir uns wohl nicht weiter nötigen lassen und den fetten Bissen mit bestem Danke einstecken, aber „was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück“, oder doch nur ausnahmsweise.

Hoffen wir also auf die Ausnahme: denn Formosa ist des Schweißes der Edelsten wert, und zu diesen rechne ich auch uns.

Wie den Lesern meines Werkes „Im Sattel durch Indo-China“ bekannt ist, hatte ich nach Beendigung der Tonking-Expedition meinen braven Fritz, seinem Wunsche entsprechend, in seine geliebte Heimat Burma entlassen. An seine Stelle war eine 13jährige lebende Bronzefigur aus Mauritius getreten, ein bildhübscher, aufgeweckter Junge mit den schönsten Augen von der Welt, sanftgewelltem Haar von der Schwärze des Rabengefieders und perlmutterglänzenden Zähnen. Ich hatte ihn an Bord eines Dampfers getroffen, wo er bei einigen seiner Landsleute die Stelle eines Kindermädchens versah und schnell der erklärte Liebling aller Fahrgäste und der gesamten Mannschaft geworden war. Wie er mir sagte, befand er sich auf der Rückreise in seine Heimat, nachdem er in Saigon, der Hauptstadt Cochin-Chinas, vergebens versucht hatte, irgend eine Stellung zu finden. Ohne

Zögern erklärte er sich bereit, in meinen Dienst zu treten. Er sprach französisch, Tamil und Hindustani. Als ich ihn fragte, ob er Christ sei, antwortete er:

„Non Monsieur, je ne suis pas chrétien, je suis protestant.“

Ich setzte ihm daraufhin auseinander, daß er sich als Protestant auch mit mehr oder weniger Berechtigung Christ nennen dürfe, er meinte jedoch, das habe er früher ebenfalls geglaubt, als er aber kürzlich in einem französischen Missionshospital gewesen sei, habe ihm einer der Priester bedeutet, nur die Katholiken seien Christen, als Protestant sei er dagegen nicht besser als ein Hindu und müsse nach seinem Tode in der Hölle braten.

Der kleine Kerl war ganz außer sich vor Freude, als ich ihm die Versicherung gab, daß er vorläufig sehr viel mehr Anwartschaft auf den Himmel habe, als jener gewissenlose Pfaffe, der ihm mit der Hölle gedroht.

Shokra, so nannte ich meine schwarze Perle, erfüllte nicht nur alle meinerseits in ihn gesetzten Hoffnungen, sondern übertraf dieselben nach jeder Richtung. Er war fleißig, gehorsam, ehrlich, in liebevoller Weise um mein Wohl besorgt und — was man bei unseren schwarzen Menschenbrüdern so selten findet — in seiner ganzen Gesinnung und Denkungsart auch nach europäischen Begriffen ein „perfect gentleman“. Nie zuvor habe ich einen Menschen mit so vortrefflichem Herzen, mit so viel Anstands- und Taktgefühl gefunden, wie meinen Shokra, und unumwunden gebe ich zu, daß er, ohne eine Ahnung davon zu haben, in mancher Hinsicht einen geradezu veredelnden Einfluß auf mich gehabt hat. Auch während wir an Formosa vorüberfuhren, hatte ich wieder einmal

Gelegenheit, seine überraschende Feinfühligkeit zu bewundern. Ich hatte ihn neben eines andern Herrn Diener stehend getroffen, und da ich aus den Gesichtszügen des letzteren nicht recht auf seine Heimat schließen konnte, Shokra gefragt, woher sein Genosse stamme.

„Daher, wo wir vor acht Tagen gewesen sind“, lautete die Antwort. Der Junge konnte also nur aus Macao sein.

„Aber warum sagst Du denn nicht Macao?“ fragte ich weiter.

„Weil“, meinte Shokra errötend, „ich glaube, es könne ihm unangenehm sein, zu bemerken, daß wir über ihn sprechen.“

Geradezu rührend war Shokras Anspruchslosigkeit, er war mit allem zufrieden, vor Freude aber strahlte sein Antlitz, wenn ich ihm hie und da eine Flasche Limonade, die er für sein Leben gern trank, verabfolgen ließ. Bei einer solchen Gelegenheit meinte er zu mir gewandt:

„Wenn ich einmal sehr reich werde, so will ich jeden zweiten Tag eine Flasche Limonade trinken.“

Wer sich nach diesen Proben näher für meinen kleinen Diener interessieren sollte, den verweise ich auf unsere gemeinsamen Erlebnisse im Reiche der weißen Elefanten, die im zweiten Bande meines Werkes „Im Sattel durch Indo-China“ geschildert sind.

Am dritten Tage näherten wir uns der chinesischen Küste, kamen an einer Reihe unbewohnter Felseninseln vorüber, und die vielen uns am Nachmittage begegnenden Dampfer ließen erkennen, daß wir uns nicht mehr weit von der Mündung des Yang-tse-kiang befanden, eines der größten Wasserläufe unseres Planeten, an dem

oder genau genommen an dessen Nebenfluß Hwang-poo Schanghai gelegen ist. Kurz nach Mitternacht hatten wir die Flußmündung hinter uns und bald darauf rasselte vor der Stadt Woosung, deren weißgetünchte Lehmbefestigungen hell durch die Nacht leuchteten, der Anker in die Tiefe. Die vor Woosung gelegene, von den Kapitänen aller größeren Schiffe gefürchtete und verwünschte Schlammbarre, auf der sich schon unzählige Fahrzeuge festgefahren haben, ließ es den Kommandanten der tiefgeladenen „Empreß" geraten erscheinen, auch am folgenden Morgen nicht weiter stromauf zu dampfen, sondern uns mit einer kleinen Dampfschaluppe nach Schanghai befördern zu lassen.

Als ich das Fallreep hinunterstieg, schien unter den Missionskindern gerade eine heftige Fehde entbrannt zu sein; denn auf Deck herrschte ein Geschrei, als seien 200000 Teufel losgelassen. Das erste Fahrzeug, welches wir passierten, war Seiner Majestät Schiff „Alexandrine", auf der, da gerade die achte Stunde schlug, die deutsche Kriegsflagge gehißt wurde.

Etwa eine Stunde später, nachdem wir zuvor an einer Seidenweberei, einer Brauerei, einer Papiermühle und sieben chinesischen Kriegsschiffen vorbeigedampft waren, grüßte uns die gleiche Flagge von den Zinnen des imposantesten Gebäudes Schanghais, des kaiserlich deutschen Generalkonsulates.

Wie mir das wohl that, hier endlich einmal wieder mein Vaterland nach außen hin würdig repräsentiert zu sehen, nachdem ich kurz zuvor in Bangkok vor Scham am liebsten hätte in ein Mauseloch kriechen mögen! Wie mir das Herz aufging beim Anblick dieses stattlichen

Palastes, angesichts dessen alle meine Mitreisenden bewundernd ausriefen: „Oh look at that splendid building, look at the German Consulate“, das kann nur der mir nachempfinden, der die Welt gesehen hat und weiß, wie kümmerlich es im allgemeinen um unsere Konsulatsgebäude bestellt ist.

Den Engländern ist es natürlich recht peinlich, wenn die „damned Germans“ ihnen irgendwo, wenn auch nur äußerlich, den Rang ablaufen; sie sind es so gewohnt, uns überall das Aschenbrödel spielen zu sehen, daß sie schier vor Ärger bersten, wenn dieses Aschenbrödel einmal den Mut hat, in demjenigen Gewande zu erscheinen, welches ihm von Rechts wegen zukommt. Spaßig ist es, zu sehen, wie die Engländer in fast allen ihren neueren Reisebeschreibungen das augenfälligste Gebäude Schanghais, das deutsche Generalkonsulat, mit Stillschweigen übergehen, selbst da, wo sie jede elende Baracke anführen; gewiß der beste Beweis dafür, daß wir allen Grund haben, uns etwas auf dieses Bauwerk einzubilden.

Daß wir in Schanghai äußerlich so, wie es der Fall ist, vertreten sind, das verdankt Deutschland nicht in letzter Linie einer Dame, und zwar der Gattin des ehemaligen dortigen Generalkonsuls, des heutigen deutschen Vertreters in Bogota, des Ministerresidenten Lührsen.

Noch mehr Frauen von dem Geiste, der Liebenswürdigkeit und dem Repräsentationstalent einer Frau Lührsen und einer Baronin von Heyking in unserem Konsular- und Diplomatenkorps, und man kann, was unser Auftreten nach außen hin anlangt, sagen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein.“

Baronin von Heyking steht seit wenigen Wochen

ihrem Gatten, dem kaiserlich deutschen Generalkonsul in Kairo, zur Seite, und ich bin überzeugt, daß ihr Salon, genau wie er es in Kalkutta war, binnen kurzem der Mittelpunkt der vornehmen und eleganten Welt sein wird, wie sich's eben für den Salon der Gattin eines Diplomaten gehört. Ist es nicht aber geradezu unerhört, daß Deutschland an einem Platze wie Kairo, wo neuerdings im Winter die creme de la crême der alten und neuen Welt zusammenströmt, wo die höchsten Würdenträger aus aller Herren Ländern sich ein Rendezvous geben und die Generalkonsuln der einzelnen Großmächte repräsentieren müssen, sie mögen wollen oder nicht, daß an einem solchen Platze Deutschland nicht einmal ein eigenes Gebäude besitzt und jeder neu dorthin versetzte Generalkonsul monatelang nach einer passenden Wohnung Umschau halten muß, um sich doch schließlich mit einer seinen berechtigten Wünschen wenig entsprechenden zu begnügen, oder aber ein Haus zu nehmen, dessen Mietspreis zu den vom Reich bewilligten Repräsentationsgeldern in gar keinem Verhältnis steht!

Unser Generalkonsulat in Schanghai liegt neben dem hübschen japanischen Konsulat hart am Flusse in der sogenannten amerikanischen Konzession. An diese schließen sich, dem Laufe des Flusses aufwärts folgend, die englische und die französische Niederlassung. Unstreitig am besten gehalten ist die englische, und der erste Eindruck, den der hier landende Fremde von der Europäerstadt mit ihren massiven mehrstöckigen Bank-, Geschäfts-, Wohngebäuden und Klubs empfängt, ist überraschend günstig. Das Leben, welches sich auf der sich zwischen den Häusern und dem Fluß hinziehenden

Schanghai.

breiten, baumbepflanzten Straße, dem sogenannten „Bund“, abspielt, ist ebenso lebhaft wie fesselnd, und mehr als irgendwo anders sieht man hier: „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen“. Zwischen chinesischen Kulis, die an Bambusstangen oder Palmrippen ihre schweren Lasten keuchend schleppen, geht der Europäer seiner Wege, und neben der eleganten englischen Viktoria, neben der japanischen Jinrickschaw behauptet unbeirrt gleich der Sänfte und dem Tragstuhl eines der kuriosesten Möbel zur Menschenbeförderung, der chinesische Schubkarren, seinen Platz, ein großer einrädriger, von einem Kuli geschobener Karren mit schmalen Sitzbrettern an jeder Seite. Werden gleichzeitig zwei Personen befördert, so hat der Schieber verhältnismäßig leichte Arbeit. Anders aber ist es, wenn nur die eine Seite seiner Karre belastet ist, und er seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit einsetzen muß, um sein Gefährt im Gleichgewicht zu halten. Wenn irgend möglich, sucht er in diesem Falle das letztere dadurch herzustellen, daß er irgendwo am Wege einen Stein aufhebt, oder aber er packt, wenn er gerade einen mit Schätzen reich beladenen, vom Markt heimkehrenden Chinesen zu befördern hat, die lebende Fracht auf die eine, die tote auf die andere Seite, das Gewicht möglichst gleichmäßig auf beide Sitze verteilend. Hierbei geht er oft mit solcher Wichtigkeit und Sorgsamkeit zu Werke, als habe er die Reiter für den Grand Prix oder das Derby-Rennen einzuwägen.

Trotzdem etwa ein Dutzend Jinrickschawkulis sich um die Ehre stritten, mich über das Pflaster Schanghais zu rollen, verließ ich mich auf meine eigenen Beine, um zum Konsulate zu gelangen. Der Weg dahin führt

durch einen sorgsam gepflegten öffentlichen Garten. Im Konsulate, in dem sich zugleich die deutsche Post befindet — wie in den Haupthafenplätzen der Türkei hat Deutschland auch in denen Chinas, nämlich in Schanghai, Tschifu und Tientsin eigene Postanstalten — traf ich in dem Vizekonsul Herrn von Loehr einen lieben alten Bekannten und erfuhr von ihm, daß der Generalkonsul Dr. Stübel zur Zeit als Gast unseres Gesandten Herrn von Brandt in Tschifu weile, und daß letzterer höchst wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen eine mehrwöchige Erholungsreise antreten würde. Diese Erholungsreise unseres Gesandten paßte mir durchaus nicht in mein Programm. Peking ohne Herrn von Brandt war für mich weniger, als Rom ohne Papst, außerdem bedurfte ich für meine weiteren Reisen in jeder Hinsicht des Rates des gediegensten Kenners chinesischer Verhältnisse.

Mein Entschluß war schnell gefaßt. Auf nach Tschifu mit dem nächsten Dampfer! Am nächsten Morgen sollte derselbe abfahren. Thut nichts, vierundzwanzig Stunden Schanghai genügten mir in diesem Falle, das sog. Paris des Ostens war mir überhaupt viel zu civilisiert, und außerdem schienen mir die 33 Grad, bis zu denen das Quecksilber im Celsius-Thermometer allmählich hinaufgeklettert war, nichts weniger als geeignet, den Reiz des Aufenthaltes am Lande zu erhöhen. Ein Fahrschein war bald gelöst, mein Gepäck wurde anstatt ins Hotel, sofort an Bord der „Wuchang“, so hieß der Dampfer, der mich nach Tschifu bringen sollte, befördert, und, aller Sorgen ledig, konnte ich den Rest des Tages einer oberflächlichen Besichtigung der Stadt und dem Vergnügen widmen.

Ich setzte mich in eine Jinrickschaw, und vorwärts ging's. Der chinesische Kuli fragt nur in den seltensten Fällen, wohin man zu fahren beabsichtigt, und wenn man's ihm sagt, so kann man sicher sein, daß er ganz wo anders hinrennt. Sobald man Platz genommen hat, saust er mit seinem leichten zweirädrigen Gefährt wie ein Besessener aufs Geratewohl los und läuft so lange gerade aus, bis man ihm mit Hilfe des Stockes oder Schirmes zu verstehen giebt, rechts oder links einzubiegen. Nachdem wir die englische und französische Konzession hinter uns hatten, ging's an der Rennbahn vorbei nach der Hauptpromenade, auf der sich in den Abendstunden die vornehme Welt zu Wagen und zu Pferde einzufinden pflegt, nicht nur Europäer, sondern auch Chinesen, die sich den Luxus eines Fuhrwerks gestatten können. Auf dem Rückwege wurde noch der Hauptgeschäftsstraße Schanghais, der „Nankingroad“, in der man wie in der Leipzigerstraße Berlins eigentlich alles für Geld haben kann, was man zum Leben gebraucht, die nötige Aufmerksamkeit gewidmet und später dem alten Schanghai, der von schlammigen Wassergräben und Wällen umgebenen, 125 000 Einwohner zählenden Chinesenstadt, ein kurzer Besuch abgestattet. Dieselbe unterscheidet sich von Canton in erster Linie durch größere Unsauberkeit, was mich überraschte, da ich erwartet hatte, hier, wo der Chinese seit etwa 40 Jahren beständig eine europäische Musterkolonie — so nennen selbstbewußt die 4000 in Shanghai ansässigen Europäer, unter denen sich 320 Deutsche befinden, ihren Stadtteil — vor Augen hat, wo sich ihm täglich Gelegenheit bietet, die Vorzüge breiter Straßen und luftiger Häuser,

die Vorteile von Kanalisations- und Beleuchtungs-Anlagen zu erkennen, wenigstens nach der einen oder anderen Richtung hin den Einfluß abendländischer Kultur zu gewahren. Nichts von alledem! Angesichts europäischer Reinlichkeit lebt der Chinese weiter in einem Schmutze, in dem sich selbst das anspruchsvollste Schwein wohl fühlen muß. Unterhält man sich mit irgend jemandem über diese Thatsache, so hört man fast immer dieselben Worte: „Ja, der Chinese ist eben zu konservativ, um irgend etwas von uns anzunehmen."

Gewiß ist er konservativ, der Durchschnittsmensch ist eben auf der ganzen Welt konservativ, und wäre uns nicht der Fortschritt von einigen wenigen erleuchteten Geistern gewissermaßen wider unseren Willen aufgezwungen worden, wir säßen noch heute nächtlicher Weile, gleich unseren Vorfahren vor tausend Jahren beim Kienspahn anstatt beim elektrischen Lichte oder der Gasflamme.

Wir brauchen wahrlich nicht erst nach China zu gehen, um die Erfahrung zu machen, daß es Menschen giebt, die sich in engen Schmutzlöchern wohler fühlen, als in geräumigen, allen sanitären Anforderungen genügenden Räumen. Ich selber habe in dieser Hinsicht seiner Zeit auf meinem Gute in Pommern recht lehrreiche Erfahrungen gemacht, als ich den Volksbeglücker spielen wollte und einen Teil der meiner Ansicht nach geradezu menschenunwürdigen Tagelöhnerhäuser, die genau genommen nichts anderes waren, als elende, von Misthaufen umgebene Lehmhütten, durch schöne Backsteinbauten mit großen Fenstern, gedielten Fußböden und schmucken Blumengärtchen vor der Thür ersetzte. Glauben

Sie, daß die Leute mir dankbar dafür waren? Ganz und gar nicht. Nicht nur, daß sie aus diesen Löchern ungern in die neuen Behausungen übersiedelten, nein! neu angeworbene Leute gaben durchweg den alten finsteren und muffigen Kästen den Vorzug, weil sie dort ihren Unrat einfach zur Thüre oder zum Fenster hinauswerfen konnten, wohingegen bei den neuen Häusern solches nur nach einer Seite geschehen durfte, da sich vorn der Garten befand.

Die neben jedem Hause gelegenen Bedürfnisanstalten wurden sehr bald in Hühnerställe umgewandelt und die Gerüste einer von mir für die Dorfjugend errichteten Turnschule nach kürzester Zeit abgehauen und als Feuerholz verbrannt, da die Leute der Ansicht waren, es sei unnötig, ihre Kinder zu Seiltänzern abzurichten.

Kann man sich nach diesem den Chinesen gegenüber aufs hohe Pferd setzen?

An aufgeklärten, im Grunde ihres Herzens fortschrittlich gesinnten Chinesen fehlt es in China nicht. Der gebildete Chinese verfolgt alle neueren Erfindungen mit dem größten Interesse, und wenn man in Europa dennoch gelegentlich von Erlassen hört, denen zufolge irgend ein Vizekönig die Einfuhr europäischer Maschinen verbietet, so ist damit keineswegs gesagt, daß der Betreffende ein unaufgeklärter Mann sei. Man hat in China höheren Ortes eine heillose Angst vor dem Gespenst der sozialen Frage und weiß, daß dasselbe in Europa gleichzeitig mit der Einführung maschineller Betriebe, mit dem Dampf und der Elektrizität seinen Einzug gehalten hat.

Dies ist der Hauptgrund, warum u. a. der Bahn=

bau, trotzdem sich die wenigen vorhandenen Bahnen ausgezeichnet rentieren, so außerordentlich langsam vorschreitet.

Den Rest des Nachmittags verbrachte ich der herrschenden Hitze wegen so dekolletiert wie möglich auf der Veranda des Konsulates, aß abends mit Herrn von Loehr im Englischen Klub und begab mich gegen Mitternacht an Bord mit dem angenehmen Gefühl, an einem Tage soviel wie möglich gesehen zu haben. Welche Bedeutung Schanghai für den Handel besitzt, erhellt am besten aus nachstehenden Zahlen.

Im Jahre 1891 belief sich der Wert der eingeführten Waren auf 124 710 142 Taels (zu 4 M.), wovon 47 374 027 Taels auf Waren entfallen, die aus anderen chinesischen Häfen eingeführt wurden, der Wert der Ausfuhr auf 40 833 720 Taels.

Deutschland ist an dem Handel, besonders am Einfuhrgeschäft, stark beteiligt. Ich nenne unter den in Schanghai ansässigen großen deutschen Firmen nur die Namen Siemssen u. Co., Melchers u. Co., Schellhaß u. Co., Arnhold, Karberg u. Co. und Carlowitz u. Co.

In der Frühe verließen wir den Hafen und dampften auf den schmutzigbraunen Fluten des Yang-tse-kiang dem Meere zu. Ein kühler Nordostwind blies uns hier entgegen, und mit Wonne hüllte ich mich gegen Abend nach der qualvollen Hitze der letzten Wochen wieder einmal in meine Wolldecke. Mein Dampfer war klein, aber sauber und ich an Bord der einzige Passagier. Unsere Ladung bestand aus englischen Baumwollstoffen, indischen Garnen, Stückgütern, Reis und Weizen.

Nach angenehmer, ruhiger Fahrt erwachte ich am

Morgen des dritten Tages, nachdem wir Schanghai verlassen hatten, in der gut geschützten, von kahlen Bergen eingeschlossenen Hafenbucht von Tschifu, und das erste, worauf mein Blick fiel, war meine neben uns ankernde alte Freundin, die „Leipzig", auf der ich, als Gast des Admirals Deinhard oder der Offiziersmesse in Ostafrika so manche frohe Stunde verlebt, so manchen Becher geleert hatte.

Tschifu ist ein kleiner, aber wichtiger Handelsplatz mit lebhaftem Dampfer- und Dschunkenverkehr. Der Hafen wird zur Zeit von den Chinesen mit bedeutendem Kostenaufwand befestigt.

Die auf einer Anhöhe freundlich gelegene, im übrigen recht uninteressante Stadt wird von den Europäern der übrigen Küstenorte sowie Pekings und Koreas ihres kühlen Klimas wegen in den Sommermonaten vielfach als Badeort benutzt, ein Umstand, dem Tschifu einige recht gute, von Europäern und Amerikanern gehaltene Gasthäuser, unter anderen auch das einem Deutschen gehörende, sich bei den Badegästen besonderer Gunst erfreuende Beach-Hotel verdankt. Der Wert der jährlich eingeführten Waren wurde mir auf gegen 13 Millionen Taels angegeben.

Eines der höchst gelegenen Gebäude Tschifus ist dasjenige unseres Konsulates, und sobald ich vor ihm an freistehendem Maste die deutsche Flagge emporsteigen sah, ließ ich mich an Land setzen, um unserem Konsul Herrn Dr. Schrameier meinen Besuch zu machen. Zu meiner Freude vernahm ich, daß Herr von Brandt noch in Tschifu weile, daß ich aber auch gerade zur rechten Zeit gekommen sei, da die „Alexandrine" jede Stunde erwartet

würde, um Seine Exzellenz nach einem andern Küstenplatze zu entführen. Dr. Schrameier empfahl mir, mich unverweilt beim Gesandten melden zu lassen. Meine Einwendung, daß ich doch unmöglich Seine Exzellenz zu so früher Stunde stören könne, wurde nicht gelten gelassen, da Herr von Brandt ein Frühaufsteher und sicher schon seit einigen Stunden bei der Arbeit sei.

Wenige Minuten später stand ich in dem Salon eines Hotels dem anerkannt größten Kenner Chinas gegenüber, einem Manne, der über dreißig Jahre seines Lebens der Förderung deutscher Interessen im fernen Osten gewidmet und so unendlich viel zur Hebung des deutschen Handels gethan hat. Man pflegt sich von Leuten, von denen man oft gehört oder mit denen man in Briefwechsel gestanden hat, meist irgend ein Bild zu machen, und das erste Gefühl bei einer persönlichen Begegnung ist dann nicht selten das der Enttäuschung darüber, daß dieses Bild ein durchaus falsches war. Anders ging es mir mit Herrn von Brandt. Genau so, wie er mir entgegenkam, hatte ich ihn mir gedacht, jeder Zoll ein Grandseigneur, dabei liebenswürdig, mitteilsam und hilfsbereit. Er ist unstreitig ein schöner Mann, dessen silberweißes Haupt- und Barthaar einen reizvollen Gegensatz zu seiner körperlichen Frische und Elastizität bilden.

Da war nichts von jener infamen zugeknöpften Gehrockshöflichkeit, die im allgemeinen der von seiner Würde und Unentbehrlichkeit durchdrungene deutsche Beamte Leuten gegenüber zur Schau trägt, denen er zum ersten Male gegenübertritt, nichts von jener Furcht, vielleicht zu liebenswürdig sein zu können, durch die sich leider nur zu häufig Leute, denen es gelungen ist, auf der

Laubfroschleiter des Beamtentums die höchste Sprosse zu erklimmen, so lächerlich machen. Frank und frei, wie ich es von englischen Beamten gewohnt war, d. h. als Mensch dem Menschen, als Gentleman dem Gentleman, kam mir unser Gesandter entgegen. Wir wurden schnell dahin einig, daß es unter den obwaltenden Umständen für mich das Beste sei, mit demselben Dampfer, mit dem ich gekommen, nach Tientsin weiterzufahren, daselbst einige Tage zu bleiben, dann nach Peking zu reisen und die Zeit der Abwesenheit des Herrn von Brandt zu einem Ausfluge von dort aus in die Mongolei zu benutzen.

Während ich mich an den herrlichen blauen Trauben, an Pflaumen, Pfirsichen und Birnen, die vor mir auf dem Tische standen und sämtlich in der Umgegend von Tschifu gewachsen waren, gütlich that, schrieb mein liebenswürdiger Wirt mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit etwa ein halbes Dutzend Empfehlungsbriefe an verschiedene Menschen in Tientsin und Peking, um mir dieselben dann mit den Worten einzuhändigen: „So, hier haben Sie alles, was Sie brauchen. Ich bin überzeugt, Land und Leute werden Sie außerordentlich interessieren. — Sie wundern sich über unsere köstlichen Früchte? Na, kommen Sie nur später zu mir nach Peking, und Sie werden sehen, daß wir dort, was Essen und Trinken anlangt, nicht nur nicht hinter Europa zurückstehen, sondern sogar manches vor dem Abendlande voraus haben. Glückliche Reise und hoffentlich auf fröhliches Wiedersehen."

Mit herzlichem Dank verabschiedete ich mich, begab mich mit Sack und Pack wieder an Bord meines zum Glück noch mit dem Laden von Tabak und Bohnenkuchen

(Rückstände einer durch Pressen ihres Öls beraubten Bohnenart, die als Düngemittel Verwendung finden und einen bedeutenden Ausfuhrartikel aus den Häfen Tschifu mit 1892 60000 Tonnen und Newchang 156000 Tonnen bilden), beschäftigten Dampfers zurück, um eine halbe Stunde später wieder auf den Wogen des Gelben Meeres zu schaukeln.

Als Kuriosum erzählte mir unser Kapitän, daß sein Koch in Tschifu 400 Hühnereier für einen Dollar erstanden habe. Da lohnt es sich für die Hühner ja kaum noch, Eier zu legen!

Gegen 5 Uhr am folgenden Morgen meldete mir Shokra, daß wir an der Mündung des Pei-ho angelangt seien. Ich fuhr schleunigst in meine Kleider und kam noch zeitig genug auf Deck, um die imposanten Befestigungen, die den Wasserweg nach Peking gegebenen Falles zu sperren die Aufgabe haben, in Augenschein zu nehmen. Im übrigen war die Landschaft flach. Baum- und strauchlos erinnerten die teilweise schilfbewachsenen Flußufer und die zu beiden Seiten gelegenen trostlosen Ortschaften mit ihren würfelförmigen, schmucklosen, grauen Lehmhütten lebhaft an den unteren Lauf des Nils, mit dessen schlammigen Fluten auch diejenigen des Pei-ho eine für das Auge wenig erfreuliche Ähnlichkeit aufwiesen.

Immerhin, so langweilig die Landschaft auch sonst erscheinen mochte, im Lichte der Morgensonne war das sich unsern Blicken darbietende Bild, der Fluß mit seinen eigenartig gebauten, bunt bemalten Dschunken, deren große weiße Baumwollsegel der Wind blähte, dennoch keineswegs ohne Reize. Vor dem Städtchen Taku, in

dessen Nachbarschaft neben riesigen Pyramiden von aus dem Meereswasser gewonnenem Salz auch solche von chinesischen Steinkohlen, die in großen Mengen ausgeführt werden, aufgestapelt sind, werfen wir Anker, um einen Teil unserer Ladung zu löschen; denn gleich dem Yang-tse-kiang hat auch der Pei-ho seine Barre und zwar eine solche, daß nur Schiffe von nicht über 11 Fuß Tiefgang dieselbe passieren können. Aber auch aus anderen Gründen ist der Pei-ho bei den Dampferkapitänen in hohem Grade unbeliebt. Er bahnt sich nämlich in so launischen Schlangenlinien seinen Weg zum Meere, daß es nur selten einem Dampfer gelingt, Tientsin zu erreichen, ohne vorher einigemale an dem schlammigen Ufer festzufahren, ja womöglich mitten in ein Reisfeld oder einen Gemüsegarten hineinzurennen.

Alles das erzählte mir mein unterhaltender Kapitän, während wir, die Morgenbrise einatmend, auf der Kommandobrücke sitzend, unsere Limonade schlürften; da

„Welch' tiefes Summen, welch' ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?"

das klang ja vom Ufer herüber genau wie das Pusten und Pfeifen einer Lokomotive! Anfangs traute ich meinen Ohren nicht, als aber der Kapitän, dem meine Überraschung nicht entgangen war, mir die Versicherung gab, daß zwischen Taku und Tientsin eine Eisenbahn, eine veritable Eisenbahn existiere, mit der ich, wenn es mir Vergnügen mache und ich die Mehrkosten nicht scheue, in etwas mehr als einer Stunde nach Tientsin gelangen könne, derweil sein Schiff vielleicht noch nicht in der sechsfachen Zeit dort sein würde, war ich nicht länger über das, was ich zu thun hatte, im Zweifel. „Mag

es kosten, was es wolle, ich fahre über Land, und sei es auch nur, um das Gefühl zu haben, auf einer chinesischen Eisenbahn gefahren zu sein. Haben Sie eine Ahnung, wann der nächste Zug geht?"

„Ich glaube gegen 10 Uhr, immerhin haben Sie Zeit genug, zu packen, und in aller Ruhe zuerst bei uns zu frühstücken."

In dem Boote eines chinesischen Zollbeamten fuhr ich später an Land, und der Wagen desselben freundlichen Herrn brachte mich und Shokra zum Bahnhof. Hier wimmelte es von chinesischen Würdenträgern aller Grade, Zivil- und Militärbeamten, die mit einem Gefolge zahlloser Diener nach Tientsin reisten, um, wie man mir sagte, daselbst den Beisetzungsfeierlichkeiten für die verstorbene Gattin des Vize-Königs der Provinz Pechili, Li-Hung-Changs, des sogenannten Bismarck Chinas, beizuwohnen.

Die meisten dieser Herrschaften mußten wohl noch nie zuvor einen schwarzen Menschen gesehen haben; denn Shokra bildete sofort den Mittelpunkt allseitigen Interesses und wurde wie ein Kalb mit sieben Beinen angestaunt, bis das Zeichen der Abfahrt ertönte. Der Zug bestand aus acht Wagen mit Abteilungen erster, zweiter und dritter Klasse, die der zweiten, dritten und vierten bei uns entsprechen. Als Bedienungsmannschaft sah ich ausschließlich Chinesen. Bahnwärter und Schaffner trugen weite, in hohen schwarzseidenen Schaftstiefeln steckende Hosen, schwarze, nach Art unserer Husarenattilas mit roten Schnüren besetzte Jacken und Strohhüte. Ein Fahrschein erster Klasse für mich und ein solcher zweiter Klasse für Shokra kosteten zusammen etwa 3 Mark.

Tientsin.



Sämtliche Abteile waren überfüllt, sodaß ich den meinen mit sieben Mandarinen teilen mußte, die entweder nach europäischer Art oder mit untergeschlagenen Beinen auf den Bänken saßen, aus Pfeifen mit erbsengroßen Metallköpfen rauchten und eine äußerst lebhafte Unterhaltung führten.

Die Gegend, die unser Schienenstrang durchschnitt, war flach wie ein Plättbrett, der schwere, schlammige Boden aber fruchtbar gleich dem Delta des Nils, wie das Auge des Landwirtes an dem jungen Grün der Reisfelder, sowie an den Stoppeln der Hirse, Bohnen und sonstigen abgeernteten Früchte, zwischen denen schneeig weiße Ibisse und andere Stelzvögel reichliche Nachlese hielten, leicht erkennen konnte. Hie und da gewahrte man eine Gruppe elender Lehmhütten, einige Obstbäume, große mit Matten aber Lehm eingedeckte Haufen frisch gewonnenen Salzes oder Grabhügel in Form von Maulwurfshaufen, manche bis zu zwanzig Fuß Höhe.

Vereinzelt sah man auch hölzerne, oberflächlich mit Lehm beworfene Särge auf den Feldern stehen, ein nichts weniger als ästhetischer Anblick, an den man sich aber, wie an so manches andere Unästhetische im Reiche der Mitte mit der Zeit gewöhnt.

Nach etwa anderthalbstündiger Fahrt war Tientsin oder vielmehr die der Stadt gegenüber am anderen Flußufer gelegene Bahnstation erreicht. Mittels Fährboots setzten wir über den Pei-ho und fanden uns dann am Kai zwischen großen Haufen aller möglichen Kisten, Ballen, Säcke und Fässer, umringt von einer Schar zudringlicher Jinrickschaw-Kulis.

Da ich von Herrn von Brandt ein Empfehlungsschreiben an den einflußreichsten Mann der europäischen

Niederlassung, den kaiserlichen Seezoll-Kommissar Herrn Detring, von seinen Freunden der „König von Tientsin“ genannt, erhalten hatte, wandte ich mich an einen der Zollwächter und ließ mich zu dem nur wenige Schritte entfernt gelegenen Bureau des Herrn Detring führen.

Es dürfte hier vielleicht am Platze sein, einige Worte über eine der vorzüglichsten Einrichtungen des Landes, über den ausschließlich von Europäern und Amerikanern überwachten Seezolldienst einzuschalten. In dem zwischen den Engländern und Chinesen geschlossenen Frieden von Nanking (1842) hatten sich letztere dazu verstanden, dem fremden Verkehr verschiedene ihrer Häfen zu öffnen. Die vertragsmäßig festgesetzten Zölle wurden anfänglich von chinesischen Beamten einkassiert, wobei aber so viele Unterschleife und Diebstähle vorkamen, daß man sich, wie Lord Elgin sagt, „um der Unregelmäßigkeit des Betruges zu steuern“, auf Anraten der Engländer in der Mitte der fünfziger Jahre dazu verstand, ein fremdes Inspektorat einzusetzen. Als die Chinesen sahen, daß sich von da ab die Zolleinnahmen in ganz unerwarteter Weise beständig vermehrten, entschlossen sie sich, die Beaufsichtigung des Seezolldienstes ganz und gar fremden Händen anzuvertrauen. Seit der Zeit haben Hunderte von Angehörigen der verschiedensten Nationen den Chinesen als Zöllner gedient. Der ganze Verwaltungsapparat, an dessen Spitze seit dem Jahre 1863 ein Engländer Sir Robert Hart steht, arbeitet tadellos, und die chinesische Regierung ist weise genug, sich jeglicher Einmischung in die Verwaltung zu enthalten.

Deutschland ist im Seezolldienst zur Zeit mit gegen 20 höheren und etwa der vierfachen Anzahl Subaltern-

Beamten vertreten. Unstreitig ist Herr Detring der hervorragendste unter ihnen, er ist der persönliche Freund des Vize-Königs Li-Hung-Chang und nicht selten dessen Berater in auswärtigen Angelegenheiten. In dem letzten französisch-chinesischen Kriege hat Herr Detring eine bedeutende politische Rolle gespielt, und die Art und Weise, wie er als chinesischer Beamter die Interessen des Landes, dem er dient, wahrgenommen hat, ist ihm — meiner Ansicht nach sehr mit Unrecht — in Deutschland, wo man ein sich in die Längeziehen der Feindseligkeiten nicht ungern gesehen hätte, vielfach verdacht worden. Um so höher aber weiß Li-Hung-Tschang den Mann zu schätzen, der in der Zeit der schweren Not sich als ein eifriger Freund der Chinesen bewährt hat.

Herr Detring empfing mich auf das herzlichste und stellte mir für die Dauer meines Aufenthalts in Tientsin einen Teil seines von ausgedehnten Gartenanlagen umgebenen Hauses zur Verfügung.

Nachmittags unternahmen wir in einem Viererzuge meines Wirtes eine Fahrt durch das gesondert von der Chinesenstadt gelegene Europäerviertel, welches mir mit seinen hübschen Villen und schmucken Gärten weit besser gefiel, als dasjenige Schanghais, und statteten dann dem etwa eine halbe Stunde außerhalb der Stadt gelegenen Rennplatz einen Besuch ab. Eine Anzahl tadellos im Sattel sitzender chinesischer Masus (Reitknechte) galloppierte hier die aus der Mongolei stammenden Pferde ihrer Herren. Wagen auf Wagen rollte heran, und bald war ein ansehnlicher Teil der Kolonie, wie das allabendlich der Fall zu sein pflegt, auf der Tribüne versammelt. Mit einer Fahrt nach der Rennbahn ist aber auch das

Programm der Ausflüge erschöpft; denn die Umgegend Tientsins ist nicht nur aller Reize bar, sondern die wenigen vorhandenen Fahrwege sind höchstens für chinesische Karren, nicht aber für empfindliche Federwagen passierbar.

Die europäische „Konzession" besteht aus den gesondert nebeneinander liegenden englischen und französischen Niederlassungen. Jede derselben hat ihre eigene Kommunalverwaltung, gewiß nicht zum Vorteil der französischen, bei der es wahrscheinlich sauberer aussehen würde, wenn sie sich unter den englischen Besen stellte. So aber heißt es: „Jeder kehre vor seiner Thür", und die Kehrseite scheint bei den Franzosen nur recht mäßig entwickelt zu sein. Außer Acht lassen darf man freilich nicht, daß in der englischen Konzession keinem Chinesen gestattet ist, sich niederzulassen, während in der französischen mehr Chinesen als Franzosen wohnen.

Am nächsten Tage erhielt ich von Herrn Lo-Feng-Loh, dem Sekretär der Admiralität und des Vicekönigs Li-Hung-Tschang, ein Schreiben, daß Se. Excellenz, mit lebhaftem Interesse für meine Reisen durch Indien und Indo-China erfüllt, mich zu empfangen wünsche. Erfreut über die Aussicht, einen der größten Staatsmänner unseres Jahrhunderts kennen zu lernen, den hervorragendsten Mann Chinas, den Vernichter der Taiping- und später der Nienpei-Rebellen, den genialen Förderer anderer Wissenschaften im Reiche der Mitte, dem China seine Kriegs- und Handelsflotte, seine Militär- und Marineschulen, seine Eisenbahnen und Telegraphen verdankt, begab ich mich ohne Verzug zu Herrn Lo-Feng-Loh, um nach Rücksprache mit ihm den Zeitpunkt der Audienz auf den folgenden Nachmittag 5 Uhr festzusetzen.



Staats-Sänfte in Tientsin.

„Ich fürchte," so sagte mir der liebenswürdige, die englische Sprache vortrefflich beherrschende Sekretär, „Sie werden den Vicekönig morgen nicht in seiner ganzen Frische sehen. Wie Sie gehört haben werden, ist die Gattin Seiner Excellenz, Lady Li, vor wenigen Wochen gestorben, die Beisetzung der Leiche soll in wenigen Tagen stattfinden, und der Vicekönig hat daher jetzt täglich so zahlreiche Abordnungen und hochgestellte Würdenträger, die ihr Beileid bezeugen, zu empfangen, daß ich kaum begreife, wie er das aushält." Eine halbe Stunde vor der für die Audienz festgesetzten Zeit verließ ich in einer von vier uniformierten Kulis getragenen Sänfte, von einem berittenen Mandarinen mit blauem Knopfe (4. Grad) geführt und einem solchen mit Glasknopf (5. Rang) gefolgt, die Wohnung meines Gastfreundes.

Unser kleiner Zug bewegte sich vorerst durch die europäische „Concession."

Zur Wahrnehmung des Überganges von dieser in die Chinesenstadt braucht man weder Augen zu haben, um zu sehen, noch Ohren, um zu hören, die Geruchsnerven genügen vollauf. Welch ein Gemisch von Düften aller Art, von Knoblauch, Menschenschweiß, ranzigem Fett, getrockneten und verfaulten Fischen, Alkohol, Opium, süßlichem Tabak „und sonst noch was, was man nicht sagen mag"! — „Nachbarin, euer Fläschchen", stößt man unwillkürlich hervor, aber keine hülfsbereite Nachbarin naht uns, wir sind allein in einem Gewühl von halbnackten Menschen, räudigen Hunden und Ungeziefer. Sänften, Jinrikschaws, Schubkarren mit ganz ungeheuren Lasten, Wasserträger, Hausierer, Soldaten zu Fuß und im Sattel schieben und drängen sich in den engen, durch

einen Regenguß und gleichzeitiges Austreten des Pei-Ho aus seinen Ufern zoll-, ja, sogar stellenweise fußhoch unter Wasser stehenden Straßen und Gassen. Alle Augenblicke stockt der Verkehr, irgendwo hat sich ein Knäuel von Trägern und Fahrzeugen gebildet, zu dessen Entwirrung es geraumer Zeit bedarf, sodaß, obwohl man überall bemüht ist, meinem Zuge (nicht meinetwegen, sondern der mich begleitenden Mandarinen halber) Platz zu machen, wir dennoch nicht ohne etwa eine viertelstündige Verspätung unser Ziel, das Yamen des Vicekönigs, erreichen. Es ist dies ein mit hoher Mauer umgebenes Gewirr zahlloser einstöckiger Steingebäude mit schweren geschweiften schwarzen Ziegeldächern, das mit seinen Höfen und Verbindungsgängen gewissermaßen eine kleine Stadt für sich bildet. Dem Eingangsthor gegenüber befindet sich die in China vor wenigen größeren Gebäuden fehlende, freistehende, gegen 5 Meter lange und 3 Meter hohe „fong shoe“ d. h. Wind- und Wassermauer zur Abhaltung böser Einflüsse und Geister.

In einem der Höfe wird meine Sänfte niedergesetzt, die beiden Mandarinen schwingen sich vom Pferde und einer übergiebt dem uns empfangenden Diener meine 8 Zoll lange und 4 Zoll breite blutrote Visitenkarte, die meinen Namen mit Tusche in gemalten chinesischen Schriftzeichen trägt. Der Diener, von meinem Kommen anscheinend bereits unterrichtet, geleitet mich sofort durch verschiedene Gänge in ein kleines Zimmer, wo ich von Herrn Lo-Feng-Loh in voller Uniform, die Pfauenfeder am Hut (chinesische Kriegsauszeichnung) in Empfang genommen, bewillkommnet und mit Thee bewirtet wurde.

Wenige Minuten später erscheint ein Beamter und

teilt mir mit, der Vicekönig erwarte mich. Geführt von Lo=Feng=Loh durchschreite ich wiederum verschiedene Höfe, Hallen und Korridore, um schließlich an der Schwelle eines gewissermaßen lediglich aus vier Thüren gebildeten Raumes angehalten zu werden. Erst im Augenblicke, da Se. Excellenz durch die uns gegenüberliegende Thür eintritt, giebt man auch mir den Weg frei, sodaß ich dem gewaltigen Manne Chinas in der Mitte des Raumes begegne.

Li=Hung=Tschang, eine trotz seiner 70 Jahre, und etwas gebückten Haltung zweifellos imponierende Erscheinung, mit wenig geschlitzten Augen, grauem herabhängendem Schnurr= und Knebelbart und gleichfarbigem Zopfe, angethan mit einem wattierten dunkelblauseidenen Mantel, das Haupt bedeckt mit der bekannten schwarzseidenen chinesischen, mit rotem Knopf verzierten Mütze, reichte mir in europäischer Weise die Rechte, um nach Beendigung einiger Verbeugungen und kräftigen Handschüttelns ohne weiteres einen meiner Orden — selbstverständlich war ich in großer Gala erschienen — zu ergreifen und mich durch Lo=Feng=Loh fragen zu lassen, wieviel derselbe koste. Auf irgend eine Überraschung dieser Art von Seiten des Vicekönigs, der es liebt, durch die wunderbarsten Fragen seine Gäste in Verlegenheit zu setzen, hatte mich Herr Detring schon vorbereitet, und ich hatte mir vorgenomnen, mich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen.

„Zwei Jahre Arbeit und Entbehrung“, ließ ich prompt zurückmelden, worauf Se. Excellenz herzlich lachte und einige Worte an Lo=Feng=Loh richtete.

„His Excellency says, you are very clever“,

meinte letzterer, während wir, Li-Hung-Tschang folgend, in das Empfangszimmer traten, einen unscheinbaren schmalen Raum, in dessen Mitte ein langer, mit roter Wolldecke behangener Tisch steht. Der Vicekönig ließ sich am oberen Ende desselben nieder, mich als seinen Gast einladend, nach chinesischer Sitte zu seiner Linken Platz zu nehmen, während Lo-Feng-Loh, als Dolmetscher, den Stuhl zu seiner Rechten erhielt.

Als Einleitung zu weiterer Unterhaltung hatte ich nun ein vollkommenes Verhör über mich ergehen zu lassen, mußte erzählen, wie alt ich sei, von wo ich komme, wo ich das Licht der Welt erblickt habe, ob ich im Auftrage der deutschen Regierung reise, um neue Kolonieen zu erwerben, und anderes mehr. Inzwischen wurden Thee und Cigaretten gebracht. Von letzteren ließ sich der Vicekönig eine anzünden, um sie jedoch nach wenigen Zügen mit einer langen chinesischen Pfeife zu vertauschen, die in bereits angerauchtem Zustande von einem Diener herbeigebracht wurde.

Empfänge im Yamen, selbst diejenigen fremder Diplomaten, pflegen in China stets bei offenen Thüren stattzufinden. Hausgesinde und Beamte stehen lauschend umher, sodaß, zur nicht gelinden Verzweiflung der europäischen Vertreter, Abmachungen und Verhandlungen niemals Geheimnisse bleiben.

Während Se. Excellenz sich mit der Pfeife beschäftigte, hatte ich Muße, mich in dem uns beherbergenden Raume ein wenig umzusehen. Die Einrichtung ist überaus einfach, um nicht zu sagen dürftig. Von der Decke herab hängt eine billige Lampe, die Einförmigkeit der Wände wird durch verschiedene Bilder und Landkarten

unterbrochen. Über dem Sitze des Hausherrn sind mehrere Photographieen aufgehängt, darunter solche unseres Kaisers und Moltkes, letztere mit einer Widmung von der Hand des großen Feldmarschalls. Im Laufe der Unterhaltung erfuhr ich, daß der Vicekönig dem Grafen Moltke sein Bild zu dessen 90. Geburtstage geschickt und dafür besagtes Portrait des Grafen als Gegengabe erhalten habe. Dasselbe sei, zu seinem großen Schmerz, fast gleichzeitig mit der telegraphischen Meldung von dem Tode des von ihm bewunderten und verehrten Mannes eingetroffen. Nachdem ich auf einer Wandkarte meinen Reiseweg hatte zeigen und eingehend über meinen Zusammenstoß mit chinesischen Truppen am oberen Laufe des Mekong hatte berichten müssen, fragte mich Se. Excellenz, wie es mir möglich gewesen sei, ohne Dolmetscher überall durchzukommen, und namentlich, wie es mir gelungen sei, stets Nahrungsmittel zu erhalten. Dann mußte ich insbesondere von Burma erzählen, welche Erzeugnisse das Land ein- und ausführe, ob ich die Jade-Minen oberhalb Bhamoo besucht habe, wie die Bevölkerung mit der englischen Regierung zufrieden sei, ob viele Räuber im Lande ihr Wesen trieben und ob sich unter ihnen Chinesen befänden.

Ich erzählte, mit welch wunderbarem Geschick die Engländer es verstanden hätten, sich in kürzester Zeit die Sympathie der Bewohner des neu annektierten Ober-Burmas zu gewinnen, wie sie in wenigen Jahren Wege, Eisenbahnen und Telegraphenlinien erbaut und die Dakoits (Räuber), einerlei ob Burmesen oder Chinesen, durch rückhaltlose Thätigkeit des Henkers nahezu unterdrückt hätten.

Das Gespräch wendete sich dann meinem Marsche durch die Shanstaaten nach Tonking zu.

„Was sagen die Tonkinesen zu der französischen Herrschaft?“

Ich antwortete, ich hätte keine Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die Bevölkerung Tonkings unzufrieden sei.

Ob ich mit Mandarinen daselbst gesprochen?

„Jawohl!“

Was diese über die Franzosen gesagt?

Ich entgegnete, sie schienen sich mit der Lage der Dinge bereits ausgesöhnt zu haben, worauf mir der Vicekönig einen Blick zuwarf, der aus dem Chinesischen ins Deutsche übertragen etwa bedeuten mußte: „Da kennst du Buchholzens aber schlecht.“

Bevor ich meine Fahrt zu Li-Hung-Tschang angetreten hatte, war mir allseitig prophezeit worden, ich würde während der Unterredung von dem alten Herrn gründlich ausgepumpt werden, ohne auch nur das Geringste von ihm zu erfahren. Das schreckte mich jedoch nicht ab, mein Heil zu versuchen und die Frage zu stellen:

„Gedenkt die chinesische Regierung irgendwelche Maßregeln zu ergreifen, den unausgesetzten Einfällen chinesischer Räuberbanden in burmesisches Gebiet oder in Tonking zu steuern?“

Der Vicekönig lächelte und sagte: „Was gehen uns Burma und Tonking an? Jedes Land mag sehen, wie es sich selber seiner Räuber erwehre.“ — „Aber“, erlaubte ich mir, „nach meiner persönlichen Erfahrung sind in Tonking ein großer Teil der Räuber chinesische Soldaten, die von ihren Vorgesetzten statt des ihnen zu-

stehenden Soldes einige Wochen Urlaub erhalten, um sich auf Kosten der Franzosen in Tonking selber bezahlt zu machen.“

Se. Excellenz antwortete diesmal nicht mit einem Lächeln, sondern mit schallendem Gelächter und fragte, das Thema verlassend, ob ich den König von Siam gesehen.

Als ich bejahte und von der zahlreichen Nachkommenschaft Sr. Majestät erzählt hatte, fragte Li-Hung-Tschang: „Haben sie dem König nicht gesagt, daß Monogamie besser sei als Polygamie?“

Ich verneinte.

„Warum nicht?“

„Weil ich mich erstens nicht dazu berufen fühlte, Sr. Majestät meine Meinung zu sagen, und dann auch für meine Person gegen die Vielweiberei des Königs von Siam nichts einzuwendeu habe.“

Schmunzelnd meinte der alte Herr, ob die Deutschen auch in Polygamie lebten?

„Nein, die meisten Deutschen sind froh genug, die Schneiderrechnung einer einzigen Frau bezahlen zu können.“

Ob ich, der ich gegen die Vielweiberei des Königs von Siam nichts einwende, nicht mehrere Frauen habe? — „Nein.“ — Ob ich wenigstens einige Concubinen besitze? — „Auch das nicht.“ — „Warum nicht?“

Der Vicekönig war inzwischen in allerbeste Laune geraten. Der Thee hatte einer Flasche Heidsieck Monopole weichen müssen, die lange chinesische Pfeife war mindestens zum sechsten Mal gefüllt worden.

Auf eine Frage Sr. Excellenz, ob ich den Kaiser

und Bismarck gesehen, antwortete ich, daß ich sowohl von Sr. Majestät als vom Fürsten während meiner letzten Anwesenheit in Deutschland empfangen worden sei und außerdem das Glück gehabt habe, Sr. Majestät während dessen Studienzeit in Bonn nahe zu stehen.

Ich mußte dem Vicekönig dann endlose Fragen in Bezug auf den Kaiser, die kaiserliche Familie, die sechs Prinzen und den Fürsten Bismarck beantworten.

Schließlich meinte er: „Ehemals nannte man mich den Bismarck von China. Heute bin ich mehr als das, denn ich bin noch im Amte und der Fürst ist es nicht mehr. Aber er bleibt trotzdem ein großer Mann."

Ich wurde nunmehr gefragt, ob ich einen Posten im Staate bekleide, und verneinte.

„Warum", fragte mich darauf Li-Hung-Tschang, „giebt dir der Kaiser keinen einträglichen Posten, wenn er dich kennt?"

„Weil", lautete die Antwort, „ich es vorziehe, unabhängig zu sein."

Ob ich mich etwa nicht für fähig und klug genug halte, einen Staatsposten auszufüllen?

„Es giebt wenige Menschen," erwiderte ich, „die sich nicht klug genug dünken, einen Posten zu bekleiden, aber noch viel weniger, die weise genug sind, auf einen solchen zu verzichten, und zu den letzteren gehöre ich."

In diesem Falle müsse ich wohl reich sein, was ich bejahte.

Wieviel Geld ich denn habe?

Ich sagte, ich hätte Geld wie Heu, was den forschenden Geist meines Wirtes zu beruhigen schien, denn, plötzlich auf ein anderes Thema überspringend, stellte er

die Frage, ob ich auf meinen Reisen vielen Missionaren begegnet, und was meine Ansicht über deren Thätigkeit sei.

Ich führte in längerer Rede aus, daß ich die Thätigkeit der Missionen schätze und würdige, wo sie sich — wie beispielsweise in Ostafrika in den französischen Missionsanstalten — in der Hauptsache darauf richte, vollkommen unzivilisierte Menschen durch Erziehung zur Arbeit zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden, gewissermaßen den Affen zum Menschen zu erziehen; daß ich hingegen im allgemeinen wenig Sympathie für diejenigen Missionen hege, die es sich zur Aufgabe gestellt hätten, in Ländern mit alter Kultur eine bestehende Religion durch das Christentum zu verdrängen.

Der Vizekönig schien durchaus meiner Meinung zu sein. „Meine Landsleute", so etwa äußerte er sich, „sind fast durchweg entweder Anhänger des Buddha, des Konfuzius oder des Mohamed. Wir sind vollkommen imstande, ohne jede fremde Hülfe für unser Seelenheil zu sorgen. Was wir aber brauchen können, sind Leute, die nach unserm leiblichen Wohle sehen; denn in Bezug auf Heilkunde seid ihr uns über. Wenn die Missionen daher möglichst viel Ärzte schicken, so sind sie uns bestens willkommen, da wir von ihnen gar manches lernen können. Eure Religion aber paßt nicht für uns. Wir sind dazu erzogen, an den unsern Vorfahren errichteten Altären zu opfern, wir züchten uns oder adoptieren eine männliche Nachkommenschaft, damit unsere Söhne später für uns thun, was wir am Altar für unsere Väter gethan. Auf dieser Grundlage baut sich bei uns das ganze Familienleben auf, und eben diese Grundlage, diesen unsern Ahnen=

kultus bekämpfen Eure Missionare. Damit scheiden sich unsere Wege."

Wir hatten inzwischen wiederum die Gläser geleert, Li-Hung-Tschang hatte eine Pfeife nach der andern geraucht und mehrfach seine Mütze à la Bellachini über das geleerte Sektglas gestülpt, als wolle er es „ohne jeglichem Apparate" verschwinden lassen.

Schließlich fragte er, ob ich ihn oder Bismarck für älter halte.

Als ich einen Augenblick nachsann, sagte er: „Bismarck ist sieben Jahre älter als ich."

Die Frage, wie lange ich glaube, daß er noch leben würde, beantwortete ich dahin, daß, wenn es nach meinem und seiner sonstigen Verehrer Wunsche gehe, nicht nur sein Name, sondern er selbst unsterblich sein würde, worauf er, sich dankend gegen mich verneigend, ein volles Glas ergriff, um mit mir und Lo-Feng-Loh auf das Wohl Sr. Majestät des deutschen Kaisers zu trinken.

Wir hatten kaum die Gläser zur Hälfte ausgetrunken, als er absetzend hinzufügte: „Und auf Bismarcks Wohl!"

Damit hatte die Audienz ihr Ende erreicht. Se. Excellenz erhob sich, begleitete mich durch verschiedene Räume bis an einen innern Hof, lud mich ein, der feierlichen Beisetzung seiner verstorbenen Gattin beizuwohnen, trug mir Grüße an seinen Freund, unsern Gesandten Herrn v. Brandt in Peking, auf und überreichte mir schließlich mit dem Wunsche, ich möge so viel wie möglich von China sehen, sein Bild mit eigenhändiger Widmung. Herr Lo-Feng-Loh geleitete mich zu meiner Sänfte, und

eine halbe Stunde später befand ich mich wieder unter dem gastlichen Dache des Herrn Detring.

Mit Lo-Feng-Loh, der mich zu der Audienz führte, aber habe ich später noch mehrfach Gelegenheit gehabt, mich eingehend zu unterhalten, und ich zögere keinen Augenblick, ihn für den liebenswürdigsten, gebildetsten und vorurteilsfreiesten Chinesen zu erklären, den ich kennen gelernt habe. Er ist längere Zeit Gesandtschaftssekretär — irre ich nicht — in London gewesen, kennt Deutschland und Frankreich und ist vertraut mit den besten litterarischen Werken dieser Länder. Aber obwohl er Goethe und Shakespeare gelesen hat, erklärte er, es ginge in Bezug auf Adel und Schönheit der Sprache nichts über die chinesischen Klassiker.

Als ich ihn fragte, in welcher Hauptstadt Europas er am liebsten längere Zeit wohnen würde, meinte er: „I should like to live in London or Berlin, but with occasional visits to Paris.“

Man sieht, Herr Lo-Feng-Loh weiß zu leben. Ja, er ist sogar ein raffinierter Genußmensch, wie aus Folgendem erhellt:

Eines schönen Tages empfing mich mein interessanter Freund in dem Arbeitszimmer seiner Wohnung. Als ich in einem Winkel desselben einen Apparat in Form und Größe einer Nähmaschine stehen sah, erkundigte ich mich nach dem Zweck desselben.

„Oh“, meinte Lo-Feng-Loh, „das ist mein Phonograph. Ich habe die schönsten Stellen unserer Klassiker in denselben hinein gesprochen und lasse mich nun allabendlich mit Hilfe einer den Phonographen in Bewegung setzenden elektrischen Batterie durch die Worte

meiner Lieblingsdichter einschläfern. Nebenbei dient er auch zur Erziehung meiner Jungen. Ich spreche die Lektion hinein und der Phonograph spricht sie dann den Kindern so lange vor, bis sie dieselbe auswendig gelernt haben. Man spart auf diese Weise viel Zeit und Ärger."

Was sagen Sie zu dem Fortschritt im Lande des Zopfes?

Begreiflicherweise würde es mich im höchsten Grade interessiert haben, dem Begräbnis der Gattin des Vizekönigs, Lady Li, beizuwohnen, leider aber wurde der Zeitpunkt desselben mehrfach verschoben, einmal schlechten Wetters halber, ein zweites Mal, weil die Geomanter, die in China eine große Rolle spielen und um jeden Quark befragt werden, ausgetüftelt hatten, daß die Stellung der Gestirne an dem vom Vize-König bestimmten Tage sich nicht mit der Stellung derselben zu der Stunde der Geburt seines ältesten Sohnes vereinbaren ließe. Die Feier wurde daher wiederum und zwar auf weitere 14 Tage hinausgeschoben und fand erst statt, als ich bereits in der Mongolei war.

Lo-Feng-Loh teilte mir mit, daß gegen 20000 Menschen sich an dem Zuge beteiligen würden und daß dem Sarge, der aus dem versteinerten Holze eines in der Provinz Szechuan gefundenen Baumes gefertigt sei und 12000 Mark gekostet habe, unzählige Geschenke in Gestalt von papierenen Häusern, Bäumen, Geräten, Gold und Silberbarren, lebensgroßen Pferden, Kamelen und sonstigen Tieren vorangetragen würden, die sämtlich nach der Feier verbrannt würden, um auf diese Weise im Jenseits in den Besitz der Verstorbenen zu gelangen. Die Leiche sollte vorläufig in einem eigens zu diesem

Zwecke errichteten Gebäude, für welches der Vize-König 60000 Mark verausgabt habe, untergebracht, später aber in die Heimat der Verewigten übergeführt werden. Als ich Lo-Feng-Loh mein Erstaunen über die ungeheuren Kosten, die eine solche Beisetzung verursache, aussprach, erzählte er mir, daß die Kaiserin Witwe sich zur Aufnahme ihrer eigenen Überreste neuerdings ein Mausoleum erbaut habe, welches ihr auf mindestens 20 Millionen Mark zu stehen komme.

Meine Frage, ob er den Kaiser gesehen habe, beantwortete Lo-Feng-Loh dahin, der Zeitpunkt, daß sich eine Audienz für ihn lohne, sei noch nicht gekommen; denn um zu Seiner Majestät zu gelangen, habe er solch unglaubliche Summen für Bestechungen und Geschenke, vom obersten Hofbeamten herunter bis zum Thürhüter, zu opfern, daß er sich dazu nur dann entschließen könne, wenn er sichere Aussicht habe, durch Beförderung zu einem höheren Posten wieder auf seine Kosten zu kommen.

„Und wieviel hat man zur Erlangung einer Audienz ungefähr aufzuwenden?“

„Das richtet sich ganz nach dem Range des Betreffenden. Zwanzigtausend Mark wäre das Mindeste, womit ich rechnen müßte, den Vize-König dagegen würde man sicher um 160000 Mark erleichtern!“

„Aber das muß ja Sr. Exzellenz jährlich Unsummen kosten!“

„Keinen Heller, denn er ist schlau genug, selbst dann nicht nach Peking zu gehen, wenn er dazu aufgefordert wird, er versteht es, sein Geld besser anzulegen. Was soll er auch in Peking, da er längst den höchsten Rang besitzt und irgendwelche Vorteile, die in einem Verhältnis

zu den zu opfernden 160000 Mark ständen, nicht zu erwarten hat?"

Gleich am Tage meiner Ankunft hatte ich im Hause des Herrn Detring die Bekanntschaft eines ebenso liebenswürdigen wie unterhaltenden Landsmannes gemacht, und zwar in der Person des Hauptinstrukteurs der von Li-Hung-Tschang gegründeten Militärschule, des Herrn Major Richter. Ausgezeichnet unterrichtet über chinesische Verhältnisse, von lebhaftem Interesse für Land und Leute beseelt, mit einem unverwüstlichen Humor ausgestattet, konnte ich mir wahrscheinlich keinen besseren Führer durch Tientsin wünschen, als den braven Major, der sich mir in kameradschaftlicher Weise sofort zur Verfügung stellte. Weit seltener, als man annehmen sollte, begegnet man im Auslande Europäern, die, wie Major Richter das gethan, Sitten und Gebräuche des Volkes, unter dem sie leben, zu ihrem Studium gemacht haben, so daß Leute, auf deren Angaben man sich wirklich verlassen kann, zu den Ausnahmen zählen. Ich kenne eine große Anzahl von Europäern in China, die von den Chinesen nicht mehr wissen, als daß sie schmutzig sind, übel riechen, einen Zopf tragen und betrügen, wo sie nur können. Die wenigsten geben sich Mühe, zu versuchen, den Chinesen kennen zu lernen und in sein inneres Wesen einzudringen. Allerdings will ich gern zugeben, daß die Aufgabe ungemein schwierig ist, und daß es vielleicht keinem Europäer gelingt, sie zu seiner vollen Befriedigung zu lösen.

Die Saiten der Seelenharfe des Chinesen sind eben auf einen ganz anderen Kammerton gestimmt, als die der unsrigen, ein Akkord in seinen Ohren ist in denen des Europäers eine Dissonanz, und umgekehrt. Der

Bantuneger steht uns unendlich viel näher, als der Chinese, er lacht, wo wir lachen, und weint, wo wir weinen, wohingegen der Chinese mit dem vergnügtesten Gesichte von der Welt uns den Tod seiner Eltern mitteilt oder von irgend einem anderen Unglück berichtet.

Das Urteil Shokras über die Söhne des himmlischen Reiches lautete schon nach wenigen Tagen: „Les Chinois sont mauvais, ils n'ont pas de sentiment", und er trifft damit meiner Empfindung nach den Nagel auf den Kopf. Die Menschen haben kein Herz, kein Gefühl, und wenn sie solches haben, so machen sie keinen Gebrauch davon. Die vielen anderen guten Eigenschaften, die sie nach Aussage ihrer europäischen Freunde besitzen sollen, von denen ich indessen nicht allzu viel bemerkt habe, dürften kaum hinreichen, den Mangel an Gefühl aufzuwiegen. Möglich, daß ich milder urteilen würde, wenn ich jahrelang in China gelebt hätte, da das aber nicht der Fall ist, so kann ich nur sagen, daß ich bei keinem Volke der Erde so wenig Menschen getroffen habe, die mir sympathisch waren, wie bei den Chinesen.

Unter Major Richters Führung besichtigte ich sowohl die Militärschule als auch das Arsenal. Beide Institute liegen am jenseitigen Ufer des Flusses und sind in kurzer Zeit im Boot zu erreichen. In der Militärschule werden 150 Zöglinge auf Kosten des Staates nicht nur ausgebildet, sondern auch beköstigt und gekleidet. Deutsche Unteroffiziere erteilen unter Leitung des Majors den Unterricht, und zwar in den niederen Klassen mit Hilfe eines Dolmetschers, in den höheren aber, in denen die Schüler genügend Deutsch verstehen, in ihrer eigenen Landessprache. Der chinesische Direktor der Schule, Herr

Yin-Chang, der jahrelang als Offizier in einem österreichischen Infanterie-Regiment gestanden hat und mich bestens willkommen hieß, spricht das Deutsche wie ein Wiener. Sämtliche Räume der Anstalt machten einen überraschend sauberen Eindruck, und man konnte sich sehr wohl in eine deutsche Kaserne zurückversetzt denken, auch wenn auf den Höfen keine Mannesscheiben mit den bekannten lebensgroßen ultramarinblauen Figuren preußischer Infanteristen umhergestanden hätten. Das Arsenal, welches mit seinen verschiedenen Schwarz- und Braunpulver-, seinen Schießbaumwoll-, Patronen- und Geschoßfabriken, seiner Maschinengießerei und Kesselschmiede einen Flächenraum von zwei englischen Quadratmeilen einnimmt, beschäftigt gegen 1800 Arbeiter. Während ein Deutscher den Pulverfabriken, die zu den größten Anlagen ihrer Art gehören, vorsteht, teilen sich zwei Engländer in die Leitung der Maschinenwerkstätten. Sämtliche Fabriken — dieselben liegen der großen Explosionsgefahr halber weit auseinander — werden von einer Zentralstelle mit Kraft versehen. Ein Kanal verbindet die Anlagen mit dem Flusse, und Schienenstränge vermitteln den Verkehr zwischen den einzelnen Fabriken und der Ladestelle.

Major Richter rühmte die Chinesen als geschickte, ruhige Arbeiter und hob besonders hervor, daß Unglücksfälle überaus selten vorkämen. Der Lohn der Leute schwankt je nach ihrer Tüchtigkeit und der Laune ihrer chinesischen Vorgesetzten zwischen 4 und 40 Dollars für den Monat. Mag das, was hier geschaffen wird, auch hinter den Leistungen europäischer Anlagen gleicher Art zurückstehen, mag das Ergebnis der Pulvermühlen auch

in den Augen des Fachmannes als minderwertig gelten, gleichviel, jeder unparteiische Besucher wird zugeben müssen, daß das Arsenal von Tientsin sich sehen lassen kann, und daß Li-Hung-Tschang ein volles Recht hat, stolz zu sein auf die Anstalt, die er ins Leben gerufen hat, in der Erkenntnis, daß — wenigstens was die Verteidigungsmittel Chinas anbetrifft — mit dem alten Zopfe gebrochen werden muß.

Die gegen eine Million Einwohner zählende Chinesenstadt wurde mit verschiedenen Besuchen bedacht und nie wurde ich, trotz aller widerwärtigen Anblicke und Düfte, müde, hier das Volksleben zu beobachten. Die Straßen sind breiter, als in Kanton, und da Steine in der Pei-ho-Ebene zu den Seltenheiten gehören, nicht gepflastert, dagegen stellenweise chaussiert. Ungeachtet dessen ist der Schmutz namentlich bei Regenwetter entsetzlich. An Stelle der langen von den Häusern herabhängenden Firmenschilder, die wir von Kanton her kennen, sieht man hier die auch bei uns üblichen von den Mauern abstehenden Schilder, auch macht sich ein Schuhmacher durch einen herausgehängten goldenen Stiefel, ein Brillenschleifer durch eine Riesenbrille bemerkbar.

Herrscht im Süden Chinas Weiß in der Kleidung der Männer vor, so sieht man im Norden mehr blaue und braune Gewänder, und dunkler, wie die Gewandung, ist auch die Hautfarbe der hiesigen Bevölkerung. Physisch den Südchinesen weit überlegen, ist der wettergebräunte, hochgewachsene, muskulös gebaute Bewohner Nordchinas ein Urbild von Kraft und Gesundheit. Unter den Frauen sieht man nicht selten solche mit natürlich roten Pausbäckchen, wie man sie einladender selbst im Schweizer

Hochgebirge nicht zu Gesicht bekommt. Sonst freilich hat die Chinesin wenig Verführerisches an sich, und ihre zusammengekleisterte Haartracht in Gestalt einer kopflosen Ente, eines Henkeltopfes oder einer zweiflügligen Schiffsschraube thun ein übriges, dem Europäer Zurückhaltung aufzuerlegen und der Chinesin ein „noli me tangere“ zu ersparen.

Verkrüppelte Füße sind in Nordchina weniger häufig, als im Süden, da die Mandschuren und Mongolen, die ihre Füße wachsen lassen, wie es Gott gefällt, hier einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung ausmachen. In zwei Dingen aber gleichen sich die Chinesen von einem Ende des Riesenreiches bis zum anderen, sie alle tragen den Zopf und sind ausnahmslos leidenschaftliche Spieler. Allerorten auf den Straßen sieht man Leute vor den Garküchen stehen und gegen Kupfermünzen in einem Spiel mit Stäbchen, die nach Art unserer Dominosteine gezeichnet sind, ihr Glück versuchen. Ist Fortuna ihnen hold, so erhalten sie für einen Kupfercasch eine ganze Mahlzeit. Um dieses wonnige Gefühl auszukosten, riskieren sie oft das Dreifache von dem, was die ganze Mahlzeit wert ist, und ziehen vielleicht, nachdem sie ihre Tageseinnahmen verspielt, mit knurrendem Magen von dannen.

Neben der Töpferei und Thonformerei steht die Teppichknüpferei in Tientsin in hoher Blüte. Aus Kamelsgarn geknüpft, geschmackvoll in Farbe und Zeichnung, dabei erstaunlich billig und nahezu unverwüstlich, erfreuen sich die Teppiche bei den Europäern im Lande gleicher Beliebtheit wie bei den wohlhabenden Chinesen.

Als ein trauriges Wahrzeichen ragen aus dem Gewirre einstöckiger Häuser die Mauerreste einer im Jahre 1870 vom Pöbel niedergebrannten französischen katholischen Kirche empor. Eine große Anzahl Missionare, barmherziger Schwestern und Brüder wurden bei dieser Gelegenheit niedergemetzelt, da sich im Volke das Gerücht verbreitet hatte, die Missionare töteten Chinesenkinder, um aus deren Augen, Lebern und Herzen eine Medizin zu bereiten, ein Glaube, der übrigens auch heute noch vielfach verbreitet ist, und zwar nicht ganz ohne Schuld der Missionare selbst. Um in den von ihnen errichteten Findel- und Waisenhäusern eine absolute Kontrolle über alle Kinder zu haben und die Eltern oder andere Personen, die an den Kindern ein Interesse haben, zur Aufgabe ihrer Rechte zu bewegen, zahlen sie denselben vielfach hierfür kleine Summen Geldes. Auf diese Weise öffnen sie bei den Chinesen, die sich eben nicht denken können, daß jemand lediglich aus Menschenfreundlichkeit derartige Opfer bringt, sondern fest überzeugt sind, daß es sich für die Missionare dabei um ein gutes Geschäft handelt, den unglaublichsten Verdächtigungen Thor und Thür. Die chinesische Regierung, der die Missionare ein Dorn im Auge sind, da sie sich in alle möglichen Dinge hineinmischen, die sie nichts angehen, thut herzlich wenig, um das Volk über seinen Irrtum aufzuklären, und so werden wohl, so lange es noch Missionen in China giebt, die Berichte über Ausschreitungen der Bevölkerung gegen die Missionare und Zerstörung von Missionsgebäuden an der Tagesordnung bleiben.

Rrrr! Ein ander Bild! Tientsin bei Nacht!

Soeben hat die neunte Stunde geschlagen. Der

Himmel ist bewölkt, kein Mond, kein Stern zu seh'n! Nach einem trefflichen Mahle haben der Major und ich je eine Jinrickschaw bestiegen und fliegen nun, von leichtfüßigen Chinesen gezogen, dahin. So lange unser Weg durch die englische Konzession führt, fahren wir wie auf Asphaltpflaster; plötzlich giebt es einen Ruck, der unsere sämtlichen Knochen durch einander schüttelt, und wir befinden uns in der Chinesenstadt. Unsere Kulis rennen weiter, als säße ihnen der Teufel im Nacken; durch dick und dünn geht's, nämlich abwechselnd durch dicken und dünnen Schmutz, durch Wasser- und Schlammlöcher, über Balken, Hundekadaver und ähnliche, teils geruchlose, teils übelriechende Hindernisse. Kein Drohen, kein Schmeicheln hilft, die Kulis kennen kein Erbarmen mit unseren gemarterten Gliedmaßen, keine andere Gangart, als einen wahnsinnigen Trab. Versucht man sie in ihrem Tempo zu mäßigen, so stehen sie still; denn Schritt gehen sie, wenn sie nicht durch unüberwindliche Hindernisse dazu gezwungen werden, nur vor einem leeren Gefährt. Das ist einmal so Komment und nichts daran zu ändern.

Zu unserem Glück wurde ihren Renngelüsten im Innern der Stadt bald ein Ziel gesetzt. Ich hatte geglaubt, wie in Kanton, so trete auch in anderen Großstädten Chinas mit Sonnenuntergang eine gewisse Ruhe an Stelle des jeder Beschreibung spottenden Tagesgewühls, in Tientsin sollte ich eines anderen belehrt werden. Waren auch viele der Kaufläden und Werkstätten bereits geschlossen, so sah man doch in ebenso vielen die Handwerker noch bei der Arbeit, überall drängte sich das Volk vor blendend erleuchteten, im Innern mit reichen

Vergoldungen geschmückten Magazinen, in den von qualmenden Petroleumlampen matt erhellten Garküchen brodelten in den Töpfen dampfende Suppen und in den Pfannen prasselte und zischte das Fett wie in den holländischen Waffelbuden auf den Jahrmärkten daheim. In endloser Reihe folgten sich die Jinrickschaws und bildeten förmlich „Queue" gleich den Wagen „Unter den Linden" an einem Subskriptionsballabend im königlichen Opernhause. In vielen derselben saßen geputzte Dämchen, wahrscheinlich auf dem Wege zu einem Theekränzchen oder einer Theatervorstellung. An einzelnen Stellen, an denen die Straßen mit Hilfe von Teppichen, Lampions u. s. w. für den vizeköniglichen Leichenzug in eine Art von via triumphalis umgewandelt worden waren, hatten sich nahezu undurchdringliche Menschenknäuel gebildet, so daß wir vielfach gezwungen wurden, diese Hindernisse durch Einbiegen in irgend eine Nebengasse zu umgehen. Einzelne dieser Gäßchen waren so eng, daß, falls wir das Unglück hatten, in denselben anderen Fuhrwerken zu begegnen, entweder diese oder wir umkehren mußten, um einander vorüber zu lassen.

Wir mochten etwa eine Stunde zwischen Umwerfen und Nichtumwerfen geschwebt haben, als wir in einer fast totfinsteren Gasse vor einer elenden Spelunke hielten.

„Absitzen!" kommandierte der Major, und im nächsten Augenblicke stand ich bis über die Knöchel im Straßenkot.

„Haben Sie einen Schnaps bei sich?" fragte mein liebenswürdiger Begleiter. „Nein! Wie sollte ich dazu kommen?"

„Nehmen Sie und stärken Sie sich, wir sind hier vor einem chinesischen Badehause, und wenn ich Sie

nicht gehörig vorbereite, fallen Sie mir vielleicht in Ohnmacht", damit reichte mir der Major ein Fläschchen, aus dem ich, in tiefer Entrüstung darüber, daß er mir so schlechte Nerven zutraue, einen ebenso tiefen Trunk that.

Ein vorausgesandter Diener war zur Stelle und führte uns nun in das Innere des Baues. Anfangs war ich wie mit Blindheit geschlagen; denn ich sah nichts als eine Dampfwolke und einige rotglühende Punkte, die ich als ebenso viele schwälende Lämpchen erkannte. Allmählich, wie in einem Zaubertheater, schien der Nebel zu zerfließen, und eines der widerlichsten Bilder, eine Orgie von Menschenfleisch entrollte sich vor meinen Blicken. Ich glaubte mich in die Hölle versetzt, so lebhaft erinnerte mich das, was ich sah, an die Darstellungen, die ich von den Schrecknissen derselben an den Wänden buddhistischer Tempel gesehen hatte. Denn vor mir in einem riesenhaften, von unten geheizten, gemauerten Kessel, bis zum Rande gefüllt mit dampfendem Wasser, drängten sich, wie die Karpfen am Sylvestertage in den Zobern der Fischhändler, einige Dutzend fratzenschneidender und spektakelnder Chinesen, während wohl an die hundert anderer nackter Gestalten in dem übrigen halbdunklen Teil des Raumes umherstanden, lagen und kauerten, wartend, bis an sie die Reihe käme, in den Hexenkessel zu steigen. Himmel, war das ein Dunst, eine Atmosphäre! Genau so wie in der Schweineschlächterei des Herrn Armour in Chicago, und zwar in derjenigen Abteilung, in der die soeben abgestochenen Tiere noch blutend, zappelnd und quietschend, bei lebendigem Leibe in kochendes Wasser getaucht werden, damit sich hernach ihre Borsten leichter abschaben lassen, derselbe

Dampf, der gleiche Geruch und beinahe das nämliche Quietschen.

„Haben Sie genug?“ fragte mich der Major, nachdem ich einige Minuten sprachlos in das Chaos von Menschenleibern gestarrt hatte.

„Genug?“ stieß ich hervor, „zu viel für heute und genug für alle Zeiten. Haben Sie noch einen Schnaps? — Tausend Dank? Gott segne Sie für den guten Gedanken, das Fläschchen mitzunehmen. Prosit.“

Wir standen wieder im Schmutze vor der Thür, aber die enge finstere Gasse erschien mir wie ein Paradies gegenüber dem Raume, den wir soeben verlassen hatten.

Einer Opiumhöhle galt unser nächster Besuch. Mit den Opiumhöhlen wird vielfach ein grober Unfug getrieben, insofern, als dieselben von Leuten, die einen Blick hineingethan haben oder auch nicht, der Welt in den grellsten Farben als die Brutstätten aller Laster und Scheußlichkeiten geschildert werden. Thatsächlich ist eine Opiumhöhle ein weit weniger gefährliches Institut, als eine Schnapskneipe. Denn der Schnaps reißt den umnebelten Menschen nur zu häufig zu Gewaltthätigkeiten hin, dieweil das Opium ihn apathisch macht. Der übermäßige Genuß beider ist natürlich ebenso wenig zu verteidigen, wie zu empfehlen, auch möchte ich nicht behaupten, daß der Anblick einer Opiumkneipe ein erhebender sei. Aber besonders schauerlich ist er auch nicht. Die Leute liegen da, teils rauchend, teils träumend, immer aber scheinbar hochgradig befriedigt, und erscheinen um keinen Grad widerwärtiger, als ihre übrigen schmutzigen Landsleute. Im Vergleich zu einem Haufen

sinnlos betrunkener europäischer Vagabunden sind sie die wahren Engel.

Immerhin ist ein solches Lokal kein Wiener Café, und da ein längeres Verweilen dem an Opiumrauch nicht gewöhnten Menschen wohl schwerlich gut bekommen würde, macht man so schnell als möglich die Thüre wieder von außen zu. „Was haben Sie nun noch auf dem Programm?“ fragte ich den Major, als wir wieder Platz in unserem Wägelchen genommen hatten.

„Ich werde die Ehre haben, Ihnen als letzte Nummer für heute eine Spezialität unserer Stadt vorzuführen, ein Theehaus, in welchem Knaben die Stelle der sonst üblichen Mädchen vertreten und sing-song boys anstatt der sing-song girls ihre Stimmen erschallen lassen.“

Bald darauf stolperten wir über die Schwelle eines äußerlich ansehnlichen, im Innern aber nichts weniger als einladenden Gebäudes in einen Hof und tasteten an der Mauer entlang, dem Schimmer eines Lichtes folgend, weiter, um schließlich in ein leidlich sauberes Zimmer zu gelangen. Große gemeinschaftliche Gastzimmer giebt es in Lokalen dieser Art in China nicht. Der Chinese liebt, so wenig er sonst die Öffentlichkeit scheut, bei Bewirtung seiner Freunde die Abgeschlossenheit.

Auf unser Händeklatschen eilte der Wirt herbei, um nach unserem Begehr zu fragen, und kaum hatten wir's uns bequem gemacht, so erschienen zwei Knaben im Alter von 12—14 Jahren, sauber gekleidet, wohlgenährt und berufsmäßig heiter dreinschauend. Ihre Aufgabe ist es, die Gäste durch Gesang und allerlei Scherze zu unterhalten, und zwar werden sie nicht nur innerhalb, sondern

auch außerhalb des Hauses beschäftigt, um in den Häusern reicher Chinesen letztere selbst oder deren Gäste zu erheitern. Für Jungen mit besonders schöner Stimme oder für solche, die sich besonderer Beliebtheit erfreuen, werden oft für einen Abend Summen von 40 Doll. und mehr bezahlt. Von ihren Eltern für etwa 200 bis 300 Doll. auf 4, 5 oder mehr Jahre verkauft, werden sie von ihren Herren ausgebildet, verpflegt und gekleidet, haben jedoch das von ihnen verdiente Geld abzuliefern, so daß so ein Junge, wenn er nach Wunsch einschlägt, für seinen Besitzer zu einer wahren Goldgrube werden kann.

Da weder der Major noch ich irgendwelches Verständnis für die stimmlichen und sonstigen Reize unserer Sänger bekundeten, zogen sich dieselben bald in der bekannten Stimmung verkannter Künstler zurück, wir beglichen unsere Rechnung, und um einen Schatz neuer Erfahrungen reicher fuhren wir heim zur Europäerstadt.

Wer heute nach China kommt in der Erwartung und Hoffnung, daselbst für verhältnismäßig geringe Summen alte Bronzen, Cloisonnees und Porzellane zu erstehen, der wird sich bald eines besseren belehrt sehen, denn die Preise für wirklich alte und gute Sachen sind in den letzten Jahren derartig in die Höhe gegangen, daß man, um irgendwie größere Ankäufe zu machen, entweder sehr reich oder sehr leichtsinnig sein muß. Die Zeiten, in denen man die kostbarsten aus den Palästen oder Tempeln gestohlenen Schätze für ein Ei und Butterbrot erstehen konnte, sind vorüber, der Wettbewerb der Käufer ist zu groß geworden, und die Zahl der letzteren ist namentlich dadurch so bedeutend gewachsen, daß die

vornehmen Chinesen, angesteckt von den Europäern, ebenfalls von der Sammelwut ergriffen worden sind. Die schönsten Sachen, die auf legitime Weise in den Besitz von Europäern übergegangen sind, dürfte Herr v. Brandt im Laufe langer Jahre, die er im Lande zubrachte, erstanden haben. Ein großer Teil derselben bildet heute eine Hauptzierde des Berliner Kunstgewerbemuseums, ein anderer schmückt das Haus des leider inzwischen in den Ruhestand getretenen Gesandten in Wiesbaden, der Rest ist nach Amerika gewandert.

Der nach Nordchina sich verirrende Globetrotter, der meist kauft, um zu kaufen und „etwas mitzubringen", kann sicher sein, dort genau so, wenn nicht noch gröber, übers Ohr gehauen zu werden als in allen anderen Ländern des Ostens. Schund ist es, was er heimbringt, es sei denn, er sei weise genug gewesen, einen Kenner für sich kaufen zu lassen.

In Tientsin befindet sich eine Sammlung chinesischer Porzellane, die eines Weltrufs genießt. Der glückliche Besitzer ist der russische Theehändler Startseff, ein vielfacher Millionär und unternehmender Kaufmann, der u. a. der chinesischen Regierung den Vorschlag gemacht hat, auf seine eigenen Kosten eine Eisenbahn durch die mongolische Wüste nach Kiachta zu bauen, falls man ihm für eine Reihe von — ich glaube 20 — Jahren, nach deren Ablauf die Bahn an den Staat fallen solle, das Monopol für dieselbe gebe. Leider weilte Herr Startseff zur Zeit meiner Anwesenheit in Tientsin auf einer von ihm erst kürzlich gekauften Insel in der Nähe von Wladiwostock, aber sein Vertreter, dem ich in Begleitung Major Richters an einem Sonntag Vormittag

meine Aufwartung machte, erklärte sich mit Freuden bereit, uns die berühmte Sammlung zu zeigen.

Die ganze Angelegenheit war bis auf das der Besichtigung folgende Frühstück eine arge Enttäuschung für mich. Ich hatte ein großes Museum erwartet und fand statt dessen zwei bewohnte Zimmer, in denen an den Wänden entlang, sowie auf Tischen und Gestellen einige hundert Vasen umherstanden, Vasen, von denen ich vielleicht, wenn es hätte sein müssen, einige ohne Sträuben als Geschenk angenommen hätte, aber keine einzige, für die ich damals auch nur eine irgendwie nennenswerte Summe gezahlt haben würde. Da war nichts, was in Bezug auf Form und Zeichnung den Erzeugnissen der Porzellanmanufakturen von Berlin, Dresden und Sèvres auch nur das Wasser gereicht hätte.

Mein Führer gab mir ein kleines, etwa drei Zoll hohes blutrotes Töpfchen in die Hand und fragte mich, wie mir dasselbe gefiele.

„Recht hübsch", sagte ich, trotzdem ich keine fünfzig Pfennig dafür gezahlt haben würde. Und dabei kostete das Ding, wie man mir später verriet, 4000 M.

Ich hielt damals den Mann, der diesen horrenden Preis dafür angelegt hatte, für verrückt, und wenn ich trotzdem später für eine chinesische Vase, wenn auch nicht dieselbe Summe, so doch die Hälfte zahlte, so ist das eben der beste Beweis dafür, wie leicht sich der Geschmack des Menschen veredeln läßt, oder wie leicht Verrücktheit ansteckt.

Wer mir an besagtem Vormittag gesagt haben würde, ich würde in einer Sitzung eine Flasche Wodka austrinken, bei dem würde ich auch auf eine leichte

Gehirnerweichung geschlossen haben, und dennoch hätte der Betreffende Recht behalten.

Haben Sie jemals einen Russen Kaviar essen und Wodka trinken sehen? Er ißt das eine wie Grütze und trinkt das andere wie Milch, das sah ich bei dem der Besichtigung folgenden Frühstück, und Sie glauben nicht, wie ansteckend das wirkt. Es schmeckt auch vorzüglich und bekommt besser, als man denken sollte. Eine ganz weise Maßregel unseres Wirtes war es gewiß, nach aufgehobener Tafel unseren Wagen anstatt vor dem Haupteingange, an einer Seitenthür vorfahren zu lassen; denn wenn ich die beiden Zimmer, in denen die Sammlung aufgestellt ist, hätte durchqueren müssen, ich weiß nicht, ob nicht doch hinterher für einige hunderttausend Mark Scherben am Boden gelegen hätten. Und so etwas ist peinlich, vor allem wenn der Besitzer der zerbrochenen Gegenstände nicht einmal zugegen ist.

Schon in Tientsin erfuhr ich, daß ich von meinem ursprünglichen Plan, über Peking nach der Mongolei und von dort durch die Mandschurei nach Korea zu gelangen, würde Abstand nehmen müssen, da Überschwemmungen das Reisen in der Mandschurei für die nächsten zwei Monate unmöglich machten. Ich entschloß mich somit, mich mit einem Ausflug in die Mongolei zu begnügen und machte mich marschfertig. Größerer Vorbereitungen bedurfte es hierzu nicht, hatte ich doch alles, was man zu einer Expedition gebraucht und sollte nicht einmal alles gebrauchen, was ich hatte. So riet man mir u. a. entschieden ab, ein Zelt mitzunehmen, da ich entweder in den am Wege liegenden Gasthöfen oder später in den Zelten der Mongolen nächtigen könne.

Zum Aufstellen eines Zeltes sei bis an die Grenze der Mongolei kein Platz, da alles Land bestellt sei; fände sich trotzdem ein solcher, so würde mir der Eigentümer das Aufstellen verbieten, und würde er es ausnahmsweise gestatten, so könne ich sicher sein, Tag und Nacht von neugierigen Menschen belästigt zu werden und keine ruhige Stunde zu haben. Das Zelt wurde demnach zurückgelassen.

Die durch einen Sturmwind den Fluten des Roten Flusses zugeführten Beine meines Feldtisches wurden mit Hilfe eines begabten chinesischen Tischlers durch neue ersetzt, und Shokra ließ ich, wie ein gegen Nässe zu schützendes Postpacket, von oben bis unten in Öltuch einnähen, so daß er mit Mantel, Hosen und Mütze aus dem gleichen wasserdichten Stoff aussah, wie eine riesenhafte Altarkerze.

Als zweiter Diener und Dolmetscher war mit 20 Dollar monatlich ein Chinese angeworben, der mir von vornherein wenig Vertrauen einflößte, nach eingezogenen Erkundigungen aber eine Seele von Mensch sein sollte.

Von den beiden mir nach Peking offenstehenden Wegen, dem über Land und dem zu Wasser bis Tungchan, einer kleinen, 140 Kilometer oberhalb Tientsin am Pei-ho gelegenen Stadt, von der man noch einige 30 Kilometer landeinwärts bis zur Hauptstadt zurückzulegen hat, wählte ich den letzteren, da der weit aus seinen Ufern getretene Fluß den Landweg größtenteils unter Wasser gesetzt hatte. Ein Boot war für die auf vier Tage berechnete Reise für den Preis von neun Dollar bald gemietet, und somit blieb meine einzige

Sorge, mich nach einem Ersatz für Radscha umzusehen; denn in Peking, so sagte man mir, sei es schlechterdings unmöglich, ein Pferd zu kaufen oder zu mieten. Der brave Major zeigte sich auch in diesem Falle als Retter in der Not und als Gemütsmensch. Er hatte unter seinen Pferden einen Braunen, kräftig von Bau, mit ruhigen Bewegungen, trockenen Beinen und gesunden Hufen, kurz, ein Tier, wie für mich geschaffen. Für dieses Prachtexemplar von Pferd, einschließlich seiner vier erst vor wenigen Tagen aufgelegten Hufeisen, forderte der Besitzer den höchst verdächtigen Preis von 15 Dollar gleich etwa 40 M. nach damaligem Kurs, so daß ich mich nicht der Frage enthalten konnte:

„Und welche Fehler hat die Bestie? Ist sie blind, taubstumm, epileptisch, blödsinnig oder tobsüchtig?

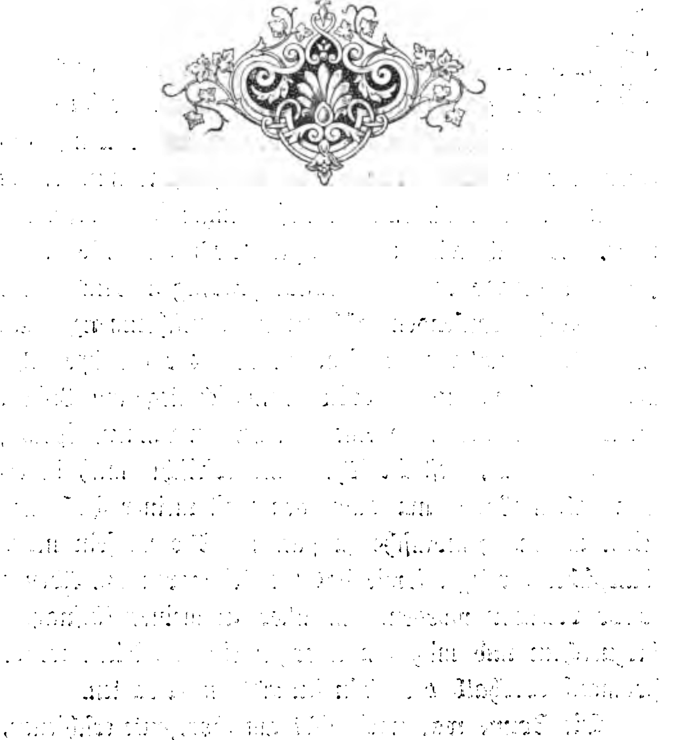
„Nichts von alledem, sie ist zwar kein Kind mehr, aber wie Sie mir selber sagen, sehen Sie bei einem Reisepferd mehr auf gesetztes Wesen und Lebenserfahrung, als auf Jugend und Anmut. Übrigens können Sie sich das Tier ja einmal ansehen."

Es war am Abend vor meiner Abreise, wir saßen behaglich bei Herrn Detring beisammen, und ich hatte keine Lust, der 15 Dollar-Kracke wegen meine auf die Dämmerstunde des nächsten Morgens festgesetzte Abreise zu verschieben; auch war es mir weit angenehmer, dem Major die Garantie für die Fehlerfreiheit des Braunen zu überlassen. Außerdem waren 15 Dollar ja kein Königreich.

„Abgemacht, Major, die Bestie ist verkauft. Bitte, schicken Sie sie mir nebst ihrem Masu (der Kerl sollte monatlich ebenso viel an Gehalt bekommen, wie das

ganze Pferd kostete) nach Tungchan, auf daß ich stolz im Sattel meinen Einzug in Peking halten kann."

Damit war ich wieder einmal Pferdebesitzer, und als ich mich eine Stunde später als solcher im Bette dehnte, gab es keinen zufriedeneren Menschen unter dem Monde, als mich.





Von Tientsin nach Peking.

„Master! — Master! — Master want tea or coffee?“ Mit diesen prosaischen Worten riß mich beim ersten Hahnenschrei ein Diener des Herrn Detring aus einem der schönsten Träume, die ich je geträumt, einem Traume, in dem ich eine tadellose Flugmaschine erfunden hatte, die mich wie einen Vogel durch die Lüfte trug. Ich war gerade dabei, in einem prächtigen Saale über einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge um einen Kronleuchter zu kreisen, da kam der verflixte Chinese mit seinem „tea or coffee“, und ich liege am Boden. Schnell sammelte ich meine Knochen zusammen, sprang aus dem Bette, bestellte Thee, und erfrischte mich in einem kalten Bade, um dann den Rest meiner Habseligkeiten in eine Handtasche zu packen. Shokra, sein neuer chinesischer Kollege, sowie das Gepäck waren am Abende zuvor verladen worden, um alles zu meiner Aufnahme herzurichten und mich am Morgen einige Meilen weiter stromauf oberhalb der Chinesenstadt zu erwarten.

Die Sonne war noch nicht am Horizonte erschienen,

da rollte ich bereits in einer Jinrickschaw durch die Straßen der Chinesenstadt. Hier wimmelte trotz der frühen Stunde alles durcheinander, wie in einem Ameisenhaufen, endlose Reihen von Kulis, mit ganz gewaltigen Lasten von Gemüsen, Hühnern, Enten und anderen Marktwaren zogen in abgekürztem Trabtempo des Weges, während andere mit schweren Karren, schiebend und ziehend, schweißtriefend vorüberkeuchten. Die Chinesen sind unter einander eine höchst verträgliche Gesellschaft, und trotzdem eigentlich immer einer dem anderen im Wege steht, stauen und zerteilen sich die Menschenmassen meist ohne das in Europa bei gleichen Anlässen übliche wüste Geschrei und Geschimpfe.

Nach etwa einer Stunde hielt mein Gefährt an einer Schiffsbrücke, und mein Kuli gab mir zu verstehen, daß dies die Stelle sei, an der mein Boot meiner harren solle. Letzteres aus den nach Tausenden zählenden, teils zu beiden Seiten der Brücke ankernden, teils sich durcheinander drängenden und Durchlaß begehrenden Fahrzeugen herauszufinden, schien fast ein Ding der Unmöglichkeit. Ich kletterte wieder in mein Wägelchen zurück, stellte mich auf den Sitz und suchte mich über den Köpfen der hin- und herwogenden Menschenmassen mit Hilfe eines an einem Stock befestigten Taschentuches bemerkbar zu machen, zugleich nach allen Seiten hin aufmerksam auslugend, ob von irgend einem der Boote vielleicht ein Gegenzeichen erfolgte. Wohl an die zehn Minuten mochte ich so gewedelt haben und war nahe daran, wieder umzukehren, um an einer anderen Stelle des Flusses mein Heil zu versuchen, als plötzlich wie auf Kommando die mich umtosenden Menschenmassen durch irgend ein

Ereignis zum Stillstand gebracht wurden und alle nach der gleichen Richtung stierten. Im selben Augenblick erkenne ich zu meiner freudigen Überraschung in dem Gegenstande der allgemeinen Teilnahme meinen kleinen Shokra, der oben auf dem Bambusdache eines Bootes herumspringt, eine von mir in Kanton gekaufte chinesische Flagge, die auf gelber Seide einen himmelblauen Drachen trägt, hin- und herschwingend.

Heureka! Aber wie nun an Bord gelangen und und wie vor allen Dingen meinem Boote den Vorrang bei der Durchfahrt durch die nur zeitweise geöffnete Brücke sichern? Wollte ich den Ereignissen ruhig ihren Lauf lassen, so hätte ich mich für mindestens einige Stunden mit Geduld wappnen müssen. Da kam ich auf einen genialen Einfall. In meiner Reisetasche befand sich das Bild des Vizekönigs, welches mir derselbe wenige Tage zuvor zum Geschenk gemacht hatte. Schnell holte ich dasselbe hervor, drängte mich durch bis zu den Brückenwärtern, zeigte ihnen das Bild Li-Hung-Tschangs mit dessen eigenhändiger Unterschrift und deutete auf das Boot, auf dessen Verdeck Shokra noch immer zum Gaudium der Menge seinen Tanz aufführte. Man verstand mich, das Bild wirkte Wunder wie die Zauberformel „Sesam thue dich auf!“ Die Brücke wurde geöffnet, und wenige Minuten später saß ich wohlbehalten in meinem Boot. Den Jinrickschawkuli hatte ich schon vor Antritt der Fahrt mit den ihm zukommenden 60 Pfennigen abgelohnt. Um jedoch meinen chinesischen Diener zu prüfen und zu sehen, was für einen Edelstein ich an ihm besäße, fragte ich ihn, wieviel ich dem Manne wohl zu zahlen habe. „Only one dollar Sir“, antwortete ohne

Besinnen „die Seele von Mensch", und ich wußte für die Zukunft, woran ich war.

Shokra aber konnte sich über die Art und Weise, wie sein Genosse mich zu übervorteilen suchte, nicht sobald beruhigen, und noch lange nachdem wir die Brücke und die letzten Häuser der Stadt hinter uns hatten, hörte ich ihn dem unverschämten Gesellen die Leviten lesen.

„You very bad boy, you big thief, all Chinamen bad, all Chinamen steal masters money", so hörte ich den kleinen Mann auf seinen bezopften Kameraden in dem drolligen Pidgin-Englisch, in dem sie sich verständigten, einreden, und es wunderte mich nur, daß der wie mit Keulen zusammengeschlagene Chinese, der den Knirps von Shokra mit steifem Arm so lange über Bord hätte halten können, bis er verhungerte, sich alles das ruhig gefallen ließ.

Mein Boot war 35 Fuß lang und gegen 9 Fuß breit. In der Mitte befand sich eine mit Bambusflechtwerk eingedeckte Kabine, die zu meiner Beherbergung bestimmt war, dahinter Schlafkammer der Diener und Küche. Der mir zur Verfügung stehende, gegen Wind und Wetter schützende Raum war zwar ein recht beschränkter, doch hinreichend groß, um Bett, Tisch und Stuhl aufzustellen, und das genügte mir. Anfangs kamen wir, da die vier Leute, welche die Bemannung des Bootes ausmachten, dasselbe mit langen Stangen stromauf stoßen mußten, nur äußerst langsam vorwärts, gegen Mittag setzte jedoch etwas Brise ein, sodaß wir vielfach vom Segel Gebrauch machen konnten.

Besonders günstige und ungünstige Winde giebt es für diese Fahrt eigentlich nicht. Jeder Wind, er mag

blasen, woher er will, ist für die eine halbe Stunde günstig, für die nächste ungünstig, denn der Peiho fließt in so launenhaften Windungen dahin, daß man die Sonne bald hinten, bald vorn, bald steuerbord, bald backbord stehen hat und ein vor uns fahrendes Schiff uns zuweilen schnurstracks entgegenzukommen scheint.

Muß das Segel eingeholt werden, so wird entweder gerudert oder zwei bis drei der Schiffer springen über Bord und tauen, wo das Gelände dies gestattet, das Fahrzeug am Ufer entlang, sonst aber waten sie oft bis an den Hals im Wasser, eine saure Arbeit, bei der ich sie indessen nie habe den Humor verlieren sehen.

Meine vier Schiffer waren ihren Gesichtszügen nach mordsgarstige, sonst aber wohlgebaute, vierschrötige, von der Sonne braun, ja nahezu braunschwarz gebrannte Gesellen. Ihre ganze Gewandung bestand, so lange es Tag war, aus dem um den Kopf gewundenen Zopf, vermittelst dessen ein halbgeöffneter Fächer aus Ölpapier zum Schutze des Gesichts gegen die Sonnenstrahlen festgehalten wurde. Erst gegen Abend entschloß man sich dazu, diese mehr als notdürftige Toilette um einige Baumwolllappen zu ergänzen, nicht etwa um da, wo wir gerade vor Anker gingen, der Bevölkerung gegenüber den Anstand zu wahren oder sich gegen Kälte zu schützen, sondern lediglich um den dann millionenweise auftretenden Moskitos ein Paroli zu biegen.

War die Fahrt auch in keiner Weise mit derjenigen auf dem Jhelam in Kaschmir zu vergleichen, so bot sie doch der Reize mehr, als ich erwartet hatte. Da gab es zwar weder romantische noch liebliche, sondern höchstens einmal stimmungsvolle Bilder, die ganze Landschaft, die

aus den braungrauen Fluten aufragenden Dorfschaften, Deiche und Grabhügel boten in ihren Einzelheiten nichts, was Herz und Sinn hätte erfreuen können, und ich glaube gern, daß die meisten Menschen sich an meiner Stelle sträflich gelangweilt hätten, aber für mich war es allein schon ein Genuß, in einem mir unbekannten Lande einem von mir lang ersehnten Ziele zuzustreben und die Lebensweise von Leuten zu beobachten, mit denen ich bisher nur in oberflächliche, nicht aber in wirkich nahe Berührung gekommen war.

Um gerecht zu sein, muß ich meinen Bootsleuten — so widerwärtig mir jeder einzelne von ihnen war — das Zeugnis ausstellen, daß sie, was Arbeitsleistung und gleichzeitige Anspruchslosigkeit anbetrifft, meine unbegrenzte Bewunderung wachriefen. Vom Grauen des Morgens bis zum finsteren Abend wurde gearbeitet, als gälte es eine Million, Tungchau zu einer bestimmten Stunde zu erreichen, und trieben die Moskitos es gar zu schlimm, so wurde selbst über Nacht beim Mondenschein das Segeln, Rudern oder Ziehen fortgesetzt. Nur einmal am Tage hielten wir für kurze Zeit an einer der vielen am Ufer liegenden Ortschaften an, um für wenige Cash Lebensmittel oder ein Bündel der als Feuerungsmaterial dienenden Stengel der Kauleanhirse einzukaufen, vielleicht auch um im Glücksspiel zu versuchen, eine ganze Mahlzeit oder einige Eier zu gewinnen.

Ich selber ließ mich bei einer dieser Gelegenheiten in das Geheimnis des Spiels mit den dominoartig gezeichneten Stäbchen, welches meine Leute Chen-tung-sa nannten, einweihen. Die Chancen für den Spieler sind ganz hervorragend ungünstig. Denn man gewinnt nur,

wenn sich auf den drei gezogenen Stäbchen drei gleiche Zahlen finden und der Rest zusammen gezählt eine Summe von über dreizehn ergiebt.

Wie gewöhnlich, wenn es nicht viel zu gewinnen giebt, hatte ich ein beispielloses Glück und zog fünf mal hinter einander einen Treffer zum größten Gaudium meiner Leute, aber zum unverhohlenen Mißvergnügen des betreffenden Händlers, der mir, als ich zum sechsten Male mein Heil versuchen wollte, den Becher entzog, mich einen „fan-kwei“ (fremden Teufel) nannte und erklärte, nicht mehr mitspielen zu wollen.

Was hatte ich aber auch für Kostbarkeiten gewonnen, Eier, die etwa einen Monat lang in gelöschtem Kalk, Salz und Holzasche gelegen hatten und nun in einer schwärzlichen Gallertmasse ein blutrotes Dotter bargen, in Rizinusöl gebackene, mit gehacktem Fleisch gefüllte Mehlfladen und einen „Matau“ genannten Kuchen, der folgende Entstehungsgeschichte hat. Bohnenmehl, Salz und Öl werden zu einer teigartigen Masse zusammengerührt, diese wird in Tücher gepreßt und so lange mit Schlägeln bearbeitet und gewalkt, bis sie dünn und zähe ist wie ein lederner Fensterputzlappen, um endlich zusammengefaltet zu werden, wie ein aus der Wäsche kommendes Schnupftuch, und der Matau ist fertig. Da ich mich für keines der gewonnenen Gerichte zu begeistern vermochte, schenkte ich alles meinen Bootsleuten. Den Matau sah ich sie fein schneiden wie Sauerkraut und mit Essig angerührt verspeisen.

Hunderte und Aberhunderte von Fahrzeugen belebten den Fluß, meist größere Lastboote, die Tributreis der verschiedenen Provinzen nach Peking brachten oder mit

Fellen, Hörnern, Knochen, Kamelwolle u. s. w. beladen stromab fuhren. Mehrfach begegneten wir auch prächtigen, ihrer Bauart nach an die Arche des Noah erinnernden, mit Flaggen und Wimpeln lustig geschmückten Mandarinenbooten, deren sich chinesische Würdenträger zwischen Peking und Tientsin bedienen. Viele der größeren Fahrzeuge waren nicht nur hinten, sondern auch vorn mit einem Steuerruder versehen, um das mit dem Strome fahrende Schiff besser in der Gewalt zu haben und bei scharfen Windungen vor dem Aufrennen zu bewahren.

Am zweiten Tage war der Wasserstand des Flusses bedeutend niedriger, die Fluten, welche die Ebene gestern noch meilenweit überschwemmt hielten, hatten sich verlaufen, man erkannte auf den Feldern Hirse, Buchweizen, Bohnen, Kohl, Rüben, Zwiebeln und sah den Bauer mit seiner von zwei Pferden gezogenen eisernen Pflugschar den schlammigen Boden durchfurchen. Die Pferde werden nicht wie bei uns von dem Pflüger mit der Leine gelenkt, sondern von einem zweiten Manne am Kopfe geführt. Im Gegensatze zu Süd-China sieht man ebenso wenig auf den Flußfahrzeugen wie auf den Feldern weibliche Arbeiter, überhaupt tritt die Frau hier verhältnismäßig wenig an die Öffentlichkeit.

Die zu beiden Seiten des Flusses liegenden Dorfschaften haben nichts Einladendes; da ist nichts, was auch nur im geringsten auf einen Schönheitssinn der Bewohner schließen ließe. Jedes Schmuckes bar, stehen die elenden Lehmhäuschen wirr durcheinander, alles ist Grau in Grau, und die vielfach auf den Feldern herumliegenden, durch die letzte Flut ihrer schützenden Lehmdecken beraubten Särge sind auch nicht gerade geeignet,

das Bild zu einem freundlicheren zu gestalten. Nachts bei Mondenschein war der Anblick sogar recht unheimlich, und nervöse Gemüter konnten sich ohne viel Phantasie vorstellen, wie Sarg auf Sarg sich öffnete und deren Insassen mit schleppenden Gebeinen einen Totentanz aufführten.

Die größte Unannehmlichkeit bestand für mich in der ununterbrochenen Kocherei hinter meiner Kabine. Das Feuer ging während der ganzen Fahrt nicht aus; denn wenn nicht geschmort und gebraten wurde, mußte doch stets das Wasser im Kessel brodeln, um zu jeder Zeit Thee bereiten zu können, den der Chinese Tag und Nacht in ungemessenen Mengen zu sich nimmt. Wo Feuer ist, da ist auch Rauch. Letzterer drang nicht selten in meine Behausung, und wenn auch mein chinesischer Diener mich mit den Worten zu trösten versuchte: „when smoky come, moskito go“, so hatte ich dennoch wenig Freude von der Sache und zog es vor, den Moskitos ins Freie zu folgen.

Offen gestanden haderte ich nicht mit dem Schicksal, als wir am Morgen des vierten Tages schon in aller Frühe vor Tungchau lagen, und die fleißigen Leute, denen ich diese schnelle Fahrt zu verdanken hatte, fanden keinen Grund, sich über ein zu kärglich bemessenes Trinkgeld meinerseits zu beklagen.

An der Landestelle lagen die Boote zu Hunderten nebeneinander, wie die Heringe, emsig wurde gelöscht und geladen. Trotzdem die Stadt mit Peking durch einen Kanal verbunden ist, müssen die Boote bereits in Tungchau löschen, weil dieser Kanal sonderbarerweise nicht mit dem Peiho in Verbindung steht. Auch sonst

ist er eine aller praktischen Vernunft Hohn sprechende Anlage, denn da man ihn nicht durch Schleusen, sondern vermittels Wehre in fünf Abschnitte geteilt hat, müssen alle Waren nicht weniger als fünfmal umgeladen werden, wodurch der Transport nicht nur wesentlich verlangsamt, sondern auch außerordentlich verteuert wird.

Fragt man, warum an Stelle der Wehre nicht Schleusen gebaut worden seien, so erhält man dafür ebensowenig eine Erklärung, wie auf die Frage, warum z. B. die Achsen der chinesischen Karren acht Zoll zu beiden Seiten über die Radnaben hinausragen, so daß zwei aneinander vorüberfahrende Karren sechzehn Zoll Raum mehr gebrauchen, als wenn die überstehenden Enden nicht vorhanden wären. So praktisch der Chinese in vielen Dingen unleugbar ist, so unpraktisch ist er in anderen, was zur Genüge aus der Art erhellt, wie er sich kleidet. Da sind in erster Linie die Stiefel, die aus Filz, Seide und Papier gefertigt, dem Eindringen der Feuchtigkeit möglichst geringen Widerstand entgegensetzen. Dabei ist ihre Form so, daß die meisten Chinesen an eingewachsenen Nägeln und Hühneraugen leiden, ein Grund, warum die chinesischen Hühneraugenoperateure sich eines so bedeutenden Rufes im ganzen Osten erfreuen. Was die Bekleidung des übrigen Körpers anlangt, so sollte man annehmen, daß wenigstens die Bewohner Nordchinas, wo für den dritten Teil des Jahres eine sibirische Kälte herrscht und Schafe im Überfluß vorhanden sind, weise genug wären, im Winter Wolle zu wählen. Statt dessen aber kleiden sie sich fast ausschließlich in Baumwolle und ziehen, je tiefer das Quecksilber im Thermometer sinkt, um so mehr Röcke und Hosen an,

oft an die zehn Lagen übereinander, so daß sie sich kaum vom Fleck rühren können und im Querschnitte einer Zwiebel ähnlicher sehen müssen, als einem menschlichen Wesen. Mit zunehmender Wärme wird dann allmählich Schicht auf Schicht entfernt, bis endlich an einem wirklich heißen Tage auch die letzte Hülle fällt und dann — vielleicht — ein Bad genommen wird. Erwähnt sei noch, daß sich in keinem chinesischen Kleidungsstück Taschen befinden.

Auch die chinesische Haartracht macht ihrem Erfinder wenig Ehre. Nirgendwo in den Tropen habe ich die Glut der Sonne so empfunden, wie in China, und dessen ungeachtet rasieren sich die Leute den größten Teil des Schädels kahl und flechten sich den verbleibenden Rest in einen Zopf, der nicht den geringsten praktischen Wert hat, überall im Wege ist und schon manchen Chinesen, der mit demselben einem Schwungrade zu nahe gekommen ist, um seinen Skalp gebracht hat.

Während meine Gepäckstücke an Land geschafft wurden, hielt ich Umschau am Ufer. Da standen in langen Reihen schwerfällige, zweirädrige, mit blauem Baumwolldach versehene Karren, bespannt mit Pferden, Ponies, Maultieren und Eseln, nicht selten mit allen vier zugleich. Reittiere waren dagegen mit Ausnahme eines auf drei Beinen stehenden Gaules nicht vorhanden, und ich dankte gerade meinem Schöpfer, daß ich mein eigenes Roß besaß und nicht auf diesen elenden Schinder angewiesen war, als der Chinese, der das Tier am Halfter führte, auf mich zuschreitet, aus dem Ärmel seiner schmutzigen Jacke einen Brief hervorholt und mir denselben überreicht:

„Otto E. Ehlers, Esq. Tungchau.“

Kein Zweifel, der Brief ist für mich. Ich erbreche ihn und lese:

„Lieber Herr Ehlers! Anbei Ihr Brauner. Viel Vergnügen und beste Grüße. Ihr Richter.“

Das Schlimmste ahnend, fragte ich den Chinesen, ob er ein Pferd für mich aus Tientsin gebracht habe. Ja wohl, meinte er und machte eine nicht mißzuverstehende Handbewegung nach der Richtung, wo der dünnbeinige Braune mit gesenktem Haupte dastand, wie auf den Schlachtenbildern der verwundete Schwadronsgaul vor der Leiche des Trompeters. Als ich nun den Schinder in der Nähe betrachtete, sah ich dasselbe, was ich schon von weitem erkannt hatte, nämlich daß er todlahm war. Das half nun nichts; als jedoch der Masu anfing, sein Pferd als „very good pony number one“ zu preisen, da hätte ich ihm mit Wonne sein schmieriges Genick umdrehen mögen. Ich unterließ das aber für den Augenblick, da ich den Mann vorläufig noch dazu brauchte, sich nach einem andern Reittier für mich umzusehen; denn mich einer Karre anvertrauen und in ihr in die Hauptstadt des himmlischen Reiches einziehen! Nimmermehr!

Niedergeschlagen setzte ich mich auf einen der zu Dutzenden am Ufer stehenden Särge, die von Tientsin angelangt waren und mit ihrem Inhalte in eine der nördlichen Provinzen übergeführt werden sollten, um über das Vergängliche alles Irdischen nachzudenken. Aus dem Sitzen wurde nach und nach ein Liegen, und dabei mußte wohl einer der lose in meinen Taschen steckenden Dollars zur Erde gefallen sein, denn ich sah, wie mein chinesischer Diener plötzlich einen solchen neben meinem Sarge vom Boden hob und verschwinden ließ.

Als ich ihn darob forschend ansah, meinte er mit der ihm eigenen Unverfrorenheit: „Dollar belong me, never belong Master!“

Was war da zu machen? Daß es nicht sein Dollar war, bezweifelte ich keinen Augenblick, auf der anderen Seite konnte ich aber auch nicht beweisen, daß er mir gehörte.

„Sein, oder nicht sein, das war hier die Frage“, und da ich an dem Unglücksmorgen bereits mit einem Pferde überrascht worden war, welches nur 3 Beine hatte, statt deren 4, entschloß ich mich ausnahmsweise 5 gerade sein zu lassen und über den Dollar zur Tagesordnung überzugehen.

Mittlerweile war denn auch mein Mafu mit einem Eselchen und dessen Treiber erschienen, mein Gepäck, welches bequem auf einer Karre hätte untergebracht werden können, mit viel Geschick von meinem Chinesen auf zwei Gefährte verteilt, nur damit der Hallunke auf diese Weise von zwei Treibern den Maklerlohn einstecken konnte, den der chinesische Diener nicht nur von allem bezieht, was er für seinen Herrn kauft, mietet u. s. w., sondern auch von dem, was der Herr selber ersteht oder bestellt.

Dieser von den Europäern mit dem englischen Worte „squeeze“ bezeichnete, in ganz China übliche und von allen Dienern erhobene Tribut ist in mancher Hinsicht nichts anderes, als der Marktgroschen unserer Dienstboten, in anderer dagegen eine sehr viel weiter gehende Steuer. Kein Chinese, sei er Händler, Handwerker, Wäscher, Barbier oder was sonst immer, wird überhaupt dem Herrn gemeldet, falls er sich nicht von vornherein verpflichtet, den Dienern des Hauses einen bestimmten

Prozentsatz seines Verdienstes abzugeben. Bringt man irgend eine Ware mit nach Hause, so forscht der Diener so lange, bis er herausgefunden hat, von welchem Händler sie stammt und holt sich von diesem seinen Anteil. Je mehr man daher kauft, um so lieber ist es dem Diener, und je teurer man etwas bezahlt, um so größer sein Vorteil. Es kann daher nicht weiter wunder nehmen, wenn ein gewissenloser Diener versucht, seinen Herrn zu veranlassen, nicht nur möglichst viel zu kaufen, sondern das Viele auch noch möglichst teuer zu bezahlen. Dies der Grund, warum mein Diener z. B. für den Jinrickschawkuli in Tientsin anstatt der demselben laut Tarif zustehenden 60 Pfg. einen Dollar verlangte.

Die lange in China lebenden Europäer, die merkwürdigerweise mit der Zeit beinahe blind gegen die schlechten Eigenschaften der Chinesen werden und von dem chinesischen „Boy" behaupten, daß er der beste Diener auf Erden sei, pflegen sich meist mit dem „squeeze" ausgesöhnt zu haben und die Tributerhebung ihrer Diener ganz in der Ordnung zu finden. Ich für meine Person bin nicht lange genug im Lande gewesen, um selbst ein halber Chinese zu werden und kann wohl sagen, daß mir das „Squeezen", gegen das ich natürlich vergebens, wenn auch mit aller Kraft anzukämpfen versucht habe, den Aufenthalt und das Reisen im Reiche der Mitte nicht wenig verleidet hat.

Roß und Masu sandte ich mit einer Dankadresse an den Major nach Tientsin zurück, schwang mich dann auf meinen Esel und zuckelte, die Diener mit den Gepäckkarren ihrem Schicksal überlassend, von dannen. Die Straßen in Tungchau sowie die Fahrstraße nach Peking

sind gepflastert, aber ich wollte, sie wären es nicht; denn ein solches Pflaster, wie ich es hier kennen lernte, ist nicht nur schlimmer, als gar keines, sondern geradezu lebensgefährlich, für Tiere mehr noch, als für Menschen. Ursprünglich muß die aus großen behauenen Steinquadern bestehende Pflasterung allerdings tadellos gewesen sein. Doch lang, lang ist's her, und heute gleicht sie mit ihren klaffenden Lücken, verwitterten und ausgefahrenen, schief und krumm zu einander stehenden Blöcken einem Gebiß mit teils fehlenden, teils hohlen und im übrigen gelockerten Zähnen.

Kein Wunder, daß sie unter diesen Umständen beständig durch festgefahrene Karren versperrt ist und daß der zur Reise nach der Hauptstadt eines Fuhrwerks sich bedienende Reisende oft längere Zeit gebraucht, um aus Tungchau heraus, als um von dort nach Peking zu gelangen. Eine Tortur ist eine solche Fahrt unter allen Umständen; denn nach dem Urteile sachverständiger Richter ist die chinesische Karre eines der größten Folterwerkzeuge, die Menschengeist je erfunden hat. Ich selber kann mir sehr wohl vorstellen, daß ein mehrtägiges Hin- und Hergeschüttele in diesem einachsigen, federlosen Fuhrwerk selbst einen Heilsarmeeapostel rasend machen könnte, auch dann, wenn die Wege eben wären, wie ein Billardtisch. Die Radfelgen sind nämlich nicht durch geschlossene Reifen, sondern durch acht von einander getrennt befestigte Eisenstäbe zusammengehalten, deren Nagelköpfe etwa die Größe eines durchgeschnittenen Hühnereies haben, so daß man sogar auf Asphaltpflaster das Gefühl haben muß, als fahre man über einen Knüppeldamm.

Zum Glück zeigte sich mein Esel allen Anforderungen gewachsen; mit der gleichen Seelenruhe versank er bis an die Gurte im Straßenkot, wie er über einen meterhohen Felsblock kletterte und im nächsten Augenblick einen klaffenden Spalt übersprang. Dennoch atmete ich erleichtert auf, als wir die Stadtmauern hinter uns hatten und bald darauf, nachdem die Palichiao oder Palikao, zu deutsch Acht Li-Brücke (1 Li etwa 700 Meter) erreicht war, die große Steinstraße verließen, um linker Hand einbiegend, von nun an querfeldein zu reiten. An der Brücke fand im Jahre 1860 ein blutiges Gefecht zwischen chinesischen und französischen Truppen statt, nach dem der französische General Montauban den Titel eines Grafen von Palikao erhielt.

Zwischen 12 bis 15 Fuß hoher Hirse und haushohem Mais, zwischen Buchweizen- und Rizinusfeldern bald auf Grabenrändern entlang, bald auf schmalen, die einzelnen Äcker begrenzenden Dämmen, gelegentlich auch auf breiterem Feldwege, dem Laufe des Kanals folgend, zogen wir langsam bei glühender Hitze dahin. Lange Züge von Eseln begegneten uns, die Mehl und Getreide in kreuzweise lose über einander gelegten Säcken trugen. Schubkarren, vorn an Seilen von Kulis oder Eseln gezogen und hinten von einem Manne gesteuert, mit Lasten von ganz erstaunlichem Umfange wurden auf Feldwegen zu irgend welchen abgelegenen Gehöften gekarrt. Reisende zu Pferde und Maultier, in Sänften oder zu Fuß, mit und ohne Gefolge eilten vorüber, ohne von mir die geringste Notiz zu nehmen, und wo immer wir in die Nähe eines Dorfes kamen, kauerten Scharen von Bettlern am Wege, mit kreischender Stimme Almosen

heischend und die ihnen zugeworfenen Kupfermünzen ohne ein Zeichen des Dankes in Empfang nehmend.

Ein wahres Labsal für das von Staub und Sonnenlicht geblendete Auge bilden in dieser eintönigen Landschaft zahlreiche verstreut liegende, sauber gehaltene schattige Cypressenhaine, vor denen vielfach überlebensgroße, in Stein gehauene Menschen- oder Tierfiguren Wache halten. Es sind die Gräber von Großen des Reiches, und wer chinesische Schriftzeichen zu entziffern vermag, dem werden wohl die mit Inschriften bedeckten, von riesenhaften steinernen Schildkröten getragenen Steintafeln verraten, wer hier die letzte Ruhestatt gefunden hat.

Gewiß ist es eine eigentümliche Erscheinung, daß der Chinese, der so gut wie gar keinen Sinn hat für die Umgebung der Stätte, auf der er sein Dasein verbringt, ganz besonderen Wert darauf legt, daß seine Gebeine dermaleinst an einem möglichst schön gelegenen Punkte beigesetzt werden, daß die Gipfel herrlicher Bäume über seinem Haupte rauschen und Blumen die Stelle bezeichnen, die seine irdische Hülle birgt. Weniges wohl dürfte den Reisenden in China angenehmer berühren, als die Liebe und Sorgfalt, die der Chinese den Gräbern seiner Vorfahren widmet.

Drei Stunden sind wir bereits unterwegs, die Lebhaftigkeit des Verkehrs, die häufiger auftretenden Gräberhaine und andere Anzeichen deuten darauf hin, daß wir uns unweit Pekings, der Stadt der Städte, befinden, und dennoch ist von einer solchen noch keine Spur zu entdecken. Weiter und weiter geht's. Von Zeit zu Zeit hebe ich mich im Sattel und recke den Hals, als wollte ich einer Giraffe Konkurrenz machen. Umsonst! kein

Turm, keine Mauer, ja nicht einmal eine die Nähe der Großstadt verratende Rauchschicht.

Ein sonderbares Nest dieses Peking! eine Kaiserstadt, zu der keine einzige regelrechte Straße führt und von der man nichts sieht, trotzdem man sich dicht vor ihren Thoren befindet! Nach wenigen Minuten sperre ich Mund und Nase auf, denn wie durch ein Zauberwort dem Boden entstiegen, liegt unmittelbar vor mir eine viele Meilen sich erstreckende, an die 40 Fuß hohe wohlerhaltene Mauer, die Mauer von Peking mit ihren mächtigen Ecktürmen und Bastionen. Wir sind am Ziel! Gott sei Dank. Nur ein kurzer Ritt noch und ich soll unter dem gastlichen Dache der deutschen Gesandtschaft Gelegenheit finden, mich in einem Bade zu erfrischen und meine staubgefüllte Kehle mit einem kühlen Trunke zu befeuchten. So wenigstens dachte ich und wurde durch das Freudengeschrei meines bis dahin lautlosen, in der Gegend zweifellos wohlbewanderten Esels in dieser Ansicht wesentlich bestärkt. Ich hatte eben vergessen, daß er ein Esel war. Eine schier endlose Weile mußte ich noch auf staubiger, heißer Straße entlang ziehen, bis ich das Tung-pien-men, das Thor der östlichen Bequemlichkeit, erreichte, um dann, nachdem ich dasselbe durchritten hatte, anstatt des erwarteten Treibens der Großstadt nichts anderes vor mir zu haben, als eine neue aus Sanddünen aufragende Mauer, eine unabsehbare Staubwüste und linker Hand hinter einem Wassergraben einige elende, von Schmutz und Unrat umgebene Häuser — die größte Enttäuschung, die ich je erlebt habe.

Man konnte sich aber auch nichts Traurigeres,

Öderes und Gottvergessenes denken, als diese von riesenhaften Mauern umgebene Wüste, und während ich nun eingehüllt in eine von den Hufen meines Grautieres aufgewirbelte Staubwolke, von meinem ohne Unterbrechung lärmenden Treiber gefolgt, an der Innenseite der Mauer entlang hungernd und durstend dahinzog, da wünschte ich, nie auf den Gedanken gekommen zu sein, der Hauptstadt des himmlischen Reiches einen Besuch abzustatten. Durch das Thor der erhabenen Gelehrsamkeit gelangte ich nach heißem Bemühen aus diesem ödesten Stadtteile in die sogenannte Tartarenstadt. Hier herrschte ein Leben und Treiben, ein Drängen und Wogen, wie es fesselnder freilich nicht gedacht werden konnte, und als ich bald darauf vor unserem Gesandtschaftsgebäude vom Esel stieg, durch die sich öffnenden Thorflügel in einen schattigen Garten blickte und im Hintergrunde desselben einen chinesischen Diener mit einer großen Flasche gewahrte, da war alles Ungemach der Reise vergessen. Mit dem Vorsatze „Mag kommen, was will, ich halte still", überschritt ich die Schwelle des Thores, um wenige Minuten später in ein kühles, behaglich eingerichtetes Gemach geführt zu werden, welches Herr von Brandt zu meiner Aufnahme bestimmt hatte.

Peking! — Wenn ich von mir selber auf andere schließen darf, so stellt sich der Durchschnittseuropäer die Hauptstadt des größten Reiches der Erde als etwas ganz Außerordentliches vor, und wahrlich, er wird sich in dieser Erwartung nicht getäuscht sehen; denn Peking ist in der That das Außerordentlichste, was sich denken läßt. Nur liegt das Außerordentliche in einer ganz anderen Richtung, als man vermutet. Nach allem, was

uns unsere Phantasie vorgegaukelt und gewissenlose Schriftsteller, die nie in Peking waren, uns vorgeschwindelt haben, müssen wir erwarten, die unerhörtesten Herrlichkeiten zu schauen, goldene Dächer, Türme aus kostbarem Porzellan, Tempel aus Bronze, in denen riesenhafte, edelsteinüberladene „Pagoden"*) stumpfsinnig mit den Köpfen nicken, Paläste, wie sie in solcher Pracht unser Auge nirgendwo zuvor gesehen hat, dazu in den Straßen Millionen von Menschen, angethan mit den köstlichsten Seidengewändern in allen Farben des Spektrums.

Was finden wir statt dessen? Einen Düngerhaufen, allerdings das Großartigste von einem Düngerhaufen, was es auf der Welt giebt, einen Düngerhaufen, welcher von einer $33\frac{1}{2}$ Kilometer langen, 40 Fuß hohen und oben noch 36 Fuß breiten Mauer, deren Baukosten heute etwa 65 Millionen Mark betragen würden, umgeben ist und auf dem gegen 600 000 Schmutzfinken den Kampf ums Dasein kämpfen. Und welch einen Kampf! Fürwahr, wer Peking nicht gesehen hat, kann gar keinen Anspruch darauf machen, zu wissen, was das Wort „Schmutz" bedeutet, er ahnt nicht, bis zu welchem Grade von Ferkelei und Verkommenheit der Mensch, oder vielmehr der Chinese, es bringen und mit welcher Zähigkeit der Kampf ums Dasein gekämpft werden, beziehungsweise auf welche Kampfesweise der Mensch verfallen kann. Je länger man in Peking weilt, um so mehr wundert man sich darüber, wie es möglich ist, daß auf

*) Figuren, die wir in Deutschland mit diesem Namen bezeichnen, sind in China unbekannt und wahrscheinlich von einem Meißener Porzellanformer erfunden.

diesem Misthaufen auch nur ein einziger Mensch acht Tage lang leben kann, ohne vom Fieber, der Pest und der Cholera ergriffen oder von Ungeziefer verzehrt zu werden.

Vergebliche Mühe wäre es für mich, den Versuch machen zu wollen, dem Leser dieser Zeilen auch nur annähernd mit der Feder zu schildern, was ich mit eigenen Augen gesehen und mit eigener Nase gerochen habe. Ohnmächtig stehe ich hier einer Aufgabe gegenüber, zu deren Lösung, glaube ich, selbst eine ganze Kompagnie Emile Zolas sich umsonst die Federn stumpf schreiben würde.

Lassen wir daher Schmutz Schmutz sein und lauschen, was uns die Geschichte über diesen altehrwürdigen Düngerhaufen zu berichten hat. Danach soll derselbe nämlich schon 1121 v. Chr. vorhanden gewesen sein und im 5. Jahrhundert v. Chr. dem Herrscher eines kleinen unabhängigen Staates, „Yen" genannt, als Residenz gedient haben. Mehrfach zerstört und wieder aufgebaut, wurde die Stadt 936 nach Chr. von den Kitan-Tartaren zur Hauptstadt erkoren und als solche 1125 von den die Kitan-Tartaren vertreibenden Kin-Tartaren beibehalten.

Als letztere im Jahre 1215 von den Mongolen unter Dschingis Khan besiegt wurden, sank die damals Yenking genannte Stadt zu einem Provinzialstädtchen herab, aber nur, um von dem Enkel Dschingis Khans, dem Kaiser Kublai Khan, wiederum zur Hauptstadt erhoben zu werden.

Die 1368 des Thrones sich bemächtigende Ming-Dynastie wählte zur Abwechselung Nanking als Residenz, bis der dritte Ming-Kaiser Yung Lo 1409 die alte Hauptstadt wieder zu Ehren brachte. Seit jener Zeit



Ta-Ko-Tien.
Kaiserliche Stadt in Peking.



führt sie, im Gegensatze zu dem südlicher gelegenen Nanking, den Namen „Peking“, d. h. die nördliche Hauptstadt, und ist auch Sitz der Regierung geblieben, als 1644 die Mandschuren als Begründer der heutigen Dynastie hier ihren Einzug hielten.

Die Mandschuren teilten die Stadt in zwei Teile. In der nördlichen Hälfte wurden die Mandschuren, Mongolen und diejenigen Chinesen, die sich den Mandschuren im Kriege angeschlossen hatten, angesiedelt, die südliche Hälfte erhielten die Chinesen zugewiesen. In ersterer, der sogenannten Tartarenstadt, liegt, durch eine Mauer von dem übrigen Stadtteil abgegrenzt, die kaiserliche Stadt und in deren Mitte, wiederum von Gräben und Mauern umschlossen, befinden sich die Palastbauten, die vielleicht eher dem Bilde, welches wir uns von ihnen machen, entsprechen dürften, als das übrige Peking. Aus eigener Anschauung kann ich leider über dieselben nichts berichten, da Fremden der Zutritt unter keinen Umständen gestattet wird. In früheren Jahren bot sich von der sogenannten Marmorbrücke die Möglichkeit, wenigstens einen Teil der Gartenanlagen zu überblicken, aber auch diese ist letzthin dem fremden Teufel verschlossen worden, so daß man sich heute damit begnügen muß, aus der Ferne einen Blick auf die mit goldgelb glasierten Thonziegeln bedeckten Dächer der Palastbauten und die auf einem künstlichen, etwa 100 Fuß hohen Hügel gelegenen Pavillons und Tempel zu werfen. Der Hügel, welcher den chinesischen Namen „Mei-shan“ d. h. Kohlenhügel führt und aus Kohlen aufgeschüttet worden sein soll, die im Falle einer Belagerung als Brennmaterial bestimmt sind, war im Jahre 1644, als

die Mandschuren die Stadt eroberten, der Schauplatz einer der erschütterndsten Begebenheiten, welche nicht nur die chinesische Geschichte, sondern die Weltgeschichte überhaupt zu verzeichnen hat. Hier erhängte sich an einem Baume, der heute verdorrt und in Ketten geschlagen dasteht, der letzte Kaiser der Ming-Dynastie, Tsung-cheng, nachdem seine Gemahlin sich selbst das Leben genommen und er seine Tochter mit eigener Hand getötet hatte, damit sie nicht lebend in die Hände seiner Feinde fallen solle.

Herr von Brand, der, zwei Jahre nach der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers Kwang-hsü im Jahre 1890 nebst den übrigen Gesandten und später nochmals allein von Seiner Majestät empfangen wurde, schreibt in seiner interessanten Broschüre: „Im Lande des Zopfes" über den Empfang u. a.: „Die kaiserlichen Gärten schienen, so weit man sie sehen konnte, vortrefflich gehalten zu sein und erinnerten mit ihren großen Rasenplätzen, Wasserflächen und stattlichen Bäumen an einen englischen Park. Einen eigentümlichen Eindruck machte es, daß der Weg von einem kleinen Gebäude, in dem die chinesischen Minister die fremden Diplomaten empfingen, nach der eigentlichen Audienzhalle an dem Schienenstrang einer kleinen Decauvilleschen Eisenbahn entlang führte, auf dem der Kaiser in einem freilich nur von Eunuchen geschobenen Salonwagen in seinen Gärten herumzufahren liebt. Der Empfang zeichnete sich durch Abwesenheit alles dessen aus, was man als orientalische Pracht zu bezeichnen pflegt, und es würde selbst auf einer kleinen deutschen Bühne mißfällig bemerkt werden, wenn Turandots Vater keine glänzendere Umgebung hätte."

Die Eunuchen, von denen Seine Majestät vorschrifts-

mäßig an die 3000 besitzen soll, während er thatsächlich heute nur über zwei Drittel dieser Zahl verfügt, spielen im Palaste eine bedeutende Rolle und gelangen nicht selten zu hohen Würden. Nicht nur die ganze im Innern des Palastes beschäftigte Dienerschaft besteht aus Eunuchen, sondern auch die für das Seelenheil der Gemahlinnen und Beischläferinnen des Kaisers, deren es fünf verschiedene Grade giebt, bestellten Lamapriester, 18 an der Zahl, gehören der gleichen Zunft an. Ebenso treten in dem unter dem Namen Tung-lo-yuan bekannten Palasttheater, in welchem allmonatlich einmal gespielt wird, ausschließlich Eunuchen auf.

Für die erforderliche Ergänzung des Bestandes dieser Leute haben die Prinzen von Geblüt, sowie die Nachkommen der acht Mandschuchefs, welche an der Aufrichtung der heutigen Dynastie mitgearbeitet haben, insofern zu sorgen, als sie jedes fünfte Jahr einen ausgewachsenen, zum Diener oder einer anderen häuslichen Beschäftigung angelernten Eunuchen gegen eine Entschädigung von 250 Taels = 1000 Mark im Palaste abliefern müssen. Da jedoch hierdurch der Bedarf nicht annähernd gedeckt wird, ergänzt man den Bestand durch anderweitig aufgekaufte Leute und solche, die sich freiwillig zum Dienst melden. Die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen sind zur Haltung von je 30 Eunuchen, Prinzen niederen Grades zur Haltung von 20 bis herab zu 4 Eunuchen berechtigt. Die Nachkommen der oben erwähnten Mandschuchefs dürfen bis zu 20 dieser Leute halten, haben aber auf der anderen Seite, wenn sie ihren Rang nicht verlieren wollen, die Verpflichtung zur Haltung einer festgesetzten Mindestzahl.

Mit meinem beschränkten Unterthanenverstand hätte ich, bevor ich nach Peking kam, angenommen, daß man das Recht, sich „Eunuche“ zu nennen, nur in frühester Jugend erwerben könne. Durch einen hohen chinesischen Würdenträger wurde ich indessen dahin belehrt, daß nicht wenige dieser Leute sich erst im höheren Mannesalter, ja selbst als Familienväter zu ihrem Berufe vorbereiten ließen. Die Stellen sind verhältnismäßig gut bezahlt, und die Eunuchen haben als kaiserliche Bediente vor allen Dingen ihr regelmäßiges Einkommen. Nur wer gesehen hat, wie der Chinese um sein tägliches Brot zu kämpfen hat, nur der wird verstehen, daß er in der Verzweiflung zu einer derartigen ultima ratio getrieben werden kann, um sich und seine Familie vor dem Verhungern zu schützen. Derselben Quelle, aus der ich meinen Wissensdurst, die Eunuchenwirtschaft betreffend, gestillt, verdanke ich auch folgende interessante Mitteilung über den schriftlichen Verkehr hoher chinesischer Beamten.

Bekanntlich ist die Schrift der Chinesen keine Buchstaben-, sondern eine Zeichenschrift, d. h. jedes Wort wird durch ein bestimmtes Schriftzeichen wiedergegeben. Hieraus erhält zur Genüge, welch ein leichtes Spiel unsere A-B-C-Schützen haben im Vergleich zu ihren chinesischen Kameraden, die wir wohl am passendsten als „Zeichenstifte“ bezeichnen.

Hat der A-B-C-Schütze seine 25 Buchstaben kunstgerecht malen gelernt, so kann er sich sofort hinsetzen und Schriftsteller werden. Anders liegt die Sache beim chinesischen Schüler, der seinem bezopften Köpfchen mindestens einige Hundert verschiedener Schriftzeichen, von denen jedes einzelne schwieriger zu erlernen ist, als un-

ser ganzes Alphabet, einprägen muß, um auch nur das Allernotdürftigste lesen und schreiben zu können. Will er als halbwegs gebildeter Mensch gelten, so muß er schon über etwa tausend Zeichen verfügen, und zu dem Rufe eines großen Gelehrten ist die Kenntnis von nahezu 10000 Zeichen unerläßlich.

Während es nun bei uns Gott sei Dank als ein verdienstliches Werk gilt, sich im schriftlichen Verkehr möglichster Kürze und Klarheit zu befleißigen und namentlich sich so auszudrücken, daß man ohne Mühe verstanden wird, würde ein gebildeter Chinese ein nach diesen Grundsätzen abgefaßtes, an ihn gerichtetes Schreiben als eine Beleidigung auffassen. Je schwierigere Schriftzeichen ein solches Schreiben enthält, je länger der Empfänger tifteln und nachsinnen muß, um den Sinn der Zeichen zu erraten, um so geehrter fühlt er sich. Macht ihm doch der Schreiber damit, daß er die am wenigsten bekannten Zeichen wählt, indirekt das Kompliment, daß er ihn, den Empfänger, für fähig halte, dieselben zu verstehen.

Ich glaube, selbst der Laie wird hiernach einsehen, daß es leichter ist, ein halbes Dutzend europäischer Sprachen zu erlernen, als die Schriftsprache der Chinesen, und daß das Dasein eines Dolmetscheleven, deren es z. B. drei an unserer Gesandtschaft giebt, die vom Staate ein Jahresgehalt von 6000 Mark beziehen, keine Sinekure ist. Einer der Herren, der mit der besten Absicht, die Schriftsprache zu erlernen, nach China gekommen war, um später in den Konsulatsdienst einzutreten, erklärte nach etwa einjährigem Studium Herrn von Brandt frank und frei, daß er keine Lust habe, weiterzustudieren und

sich sein Leben mit einer Arbeit zu verbittern, der er sich nicht gewachsen fühle. Nebenbei mochte der betreffende Herr auch noch folgendermaßen kalkuliert haben: Lerne ich Chinesisch, so ist es zweifellos, daß ich den größten Teil meines Lebens auf einem unserer chinesischen Konsulatsposten werde zubringen müssen. Da ich aber China hasse, so lerne ich lieber die Landessprache nicht und vergrößere damit für mich die Möglichkeit, über kurz oder lang in ein Land versetzt zu werden, welches mir sympathischer ist.

Ein in sich abgeschlossenes Europäerviertel giebt es in Peking nicht. Die gesamte europäische Kolonie besteht, da fremden Kaufleuten nicht gestattet ist, sich in der Hauptstadt niederzulassen, aus den Mitgliedern der Gesandtschaften, den Beamten des Zolldienstes und einer Anzahl von Missionaren, alles in allem etwa 200 Köpfen. Die Gesandtschaften und, wenn ich nicht irre, auch die Gebäude der Missionen liegen sämtlich in der Tartarenstadt, und zwar mitten im dicksten Schmutze. Ein Schritt vor die Thür, und man versinkt bei trockenem Wetter bis über die Knie im Staube, bei nassem im Schlamme, so daß es nicht selten geradezu unmöglich ist, einem quer über der Straße wohnenden Nachbar zu Fuße einen Besuch abzustatten, es sei denn, man ließe sich, wie Herr von Brandt das zu thun pflegte, von seinem Diener mit Hilfe herbeigeschleppter Steine und Planken jedes Mal eine Brücke bauen.

Die Gesandtschaften bilden mit den sie umgebenden Gärten in dieser Schmutzwüste wahre Oasen, und wenn man hier auf einer schattigen Veranda sitzend, hinausblickt auf wohlgepflegte Anlagen und grünbelaubte

Bäume, sich in den graublauen Rauch einer Havanna einhüllt und in aller Behaglichkeit seinen Mokka schlürft, so vergißt man gar leicht, daß ringsum, nur durch eine die Gesandtschaftsanlage einschließende hohe Mauer von uns geschieden, eine halbe Million Menschen sich im Schmutze suhlt.

Jede Gesandtschaft bildet in sich ein geschlossenes Ganzes, insofern als sich innerhalb der Umwallung auch die Wohnungen des gesamten Gesandtschaftspersonals, der Sekretäre, Dolmetscher und Dolmetscheleven befinden. Im Innern der Thore finden wir meist eine der Anzahl der in der betreffenden Gesandtschaft wohnenden Personen entsprechende Menge von Holzkästen mit darübergehefteten Visitenkarten der einzelnen Besitzer. Macht man auf einer Gesandtschaft Besuch, so ist man nie in Verlegenheit, wie viele Karten man abzugeben hat, man legt seine Karte in jedes einzelne Kästchen, und damit basta! Angenehm ist es auch, dank dieser Einrichtung wenigstens zu erfahren, wie die Leute heißen, denen man seinen Besuch macht, was in Europa keineswegs immer gelingt.

Ein Blick auf die Kartenkästchen im Thorwege der deutschen Gesandtschaft genügte mir, um zu wissen, wen ich hier kennen lernen sollte, nämlich Baron Speck von Sternburg, Baron von der Goltz, Dr. Grunwald, Dr. Forcke, von Varchmin und den Regierungsbaumeister Hildebrand.

Wenn ich sage, ich hätte den Namen „Baron Speck von Sternburg" gelesen, so entspricht das freilich nicht ganz der Wahrheit, denn auf der Karte des betreffenden Herrn, nebenbei bemerkt ersten Sekretärs der Gesandtschaft, standen die Worte: Le Baron Speck de Stern-

burg“, und ich kann nicht gerade behaupten, daß mich diese Französierung des Namens sonderlich angemutet hätte.

Ich bin weit davon entfernt, mich im besonderen über den Baron Speck de Sternburg lustig machen zu wollen, zumal der Herr von Sternburg bei meiner Ankunft in Peking mir in der liebenswürdigsten Weise entgegengekommen ist und mir sogar für den folgenden Tag ein von ihm vortrefflich zugerittenes mongolisches Pferdchen geliehen hat. Ich nähre mich überhaupt nicht an fremder Leute Busen, um hinterher als Schlange aufzutreten, aber ich bringe es doch nicht fertig, mir diese günstige Gelegenheit entgehen zu lassen, eine Unsitte zu geißeln, die meiner Ansicht nach längst von höherer Stelle aus hätte bekämpft werden müssen. Ich meine das Führen französischer Namenskarten von Seiten der berufensten Vertreter des Deutschtums, unserer Diplomaten.

Daß die französische Sprache die anerkannte Umgangssprache der Diplomatie ist, dagegen wird kein vernünftiger Mensch etwas einzuwenden haben; denn es ist nicht zu verlangen, daß sich auf jeder Gesandtschaft Dolmetscher befinden, die in der Lage sind, in allen europäischen Sprachen einlaufende Noten zu übersetzen. Da hat man sich aus Billigkeitsrücksichten und zwecks Erleichterung des Verkehrs eben auf eine Mittelsprache geeinigt, und diese Mittelsprache ist das Französische, auch für den mündlichen Verkehr. Ist es aber deswegen notwendig, daß der deutsche Diplomat sich so weit herabläßt, sein Adelsprädikat, falls er eines besitzt, ins Französische zu übertragen, sich statt „von“ — „de“, statt Freiherr Baron und statt Graf — Comte zu nennen. Oder glaubt er etwa, daß die Gesellschaft, in der er verkehrt,

ungebildet genug sei, nicht zu wissen, welcher Rang dem Träger der betreffenden Titel gebührt. In diesem Falle wähle man lieber von zwei Geschmacklosigkeiten die kleinere und thue der Welt durch eine auf der Karte angebrachte fünf-, sieben- oder neunzackige Krone kund und zu wissen, wo man hingehört.

Wäre ich mit dem urdeutschen Namen Speck und gleichzeitig mit dem Prädikat „von" auf die Welt gekommen, ich würde mich eher in Stücke hauen lassen, als mein von durch das französische de ersetzen.

Die Herren von der Diplomatie werden mir vielleicht sagen: „Das ist nun mal bei uns so Sitte, die anderen machen es gerade so."

Daß dem so ist, ja daß die anderen es häufig noch schlimmer treiben, weiß ich sehr wohl, gab doch der russische General und Gouverneur des Ussuri in Ostsibirien bei mir eine Karte ab, auf der zu lesen stand: „Le Général d'Ountreberguère", trotzdem der Mann auf den guten deutschen Namen Unterberger getauft war.

Warum aber die Thorheiten anderer Leute mitmachen, wenn man ohne Schaden den Vernünftigen spielen kann? Warum uns nicht auch hierin ein Beispiel an unseren lieben Vettern jenseits des Kanals nehmen, unter denen Träger alter Namen, die ihre Adelsprädikate ins Französische übersetzen, weil solches in Diplomatenkreisen „so Sitte" ist, jedenfalls zu den Ausnahmen gehören. Mir ist kein einziger Lord, Earl oder Sir bekannt, der diese Mode mitgemacht hätte, und ich habe nie davon gehört, daß ein Sir Robert the Devil Baronet sich Karten als „Le Baron Robert le Devil" hätte drucken lassen.

Es existiert ein Erlaß, demzufolge die Herren unseres

licher Weise angenommen und mich mit Hilfe eines substanziellen Frühstücks, Whisky und Apollinaris, bald wieder soweit befestigt, daß ich mit Herrn von Sternburg einen Ritt zu einem außerhalb der Stadt gelegenen Tempel und gegen Abend einen Spaziergang auf einem Teil der Stadtmauer unternehmen konnte.

Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft befanden sich in einem etwa 40 Kilometer entfernt in den Bergen gelegenen, für die Sommermonate gemieteten Tempel, um dort der Hitze und dem Staube der Hauptstadt zu entgehen. Da ich erfuhr, daß zwei der Herren sich bereit erklärt hätten, mich in die Mongolei zu begleiten, und ich mir außerdem von meinem Aufenthalte in Peking mehr Genuß und Vorteil versprach, wenn unser Gesandter dort Hof hielt, entschloß ich mich, schon am nächsten Tage meine Reisegefährten im Tempel zu besuchen, um womöglich von dort den Marsch in die Mongolei anzutreten. Meine Gepäckkarren kamen erst nach Dunkelwerden angewackelt, Shokra infolge des entsetzlichen Gerüttels und Geschüttels gequetscht und geschunden und obendrein, da er auf einer besonders holperigen Stelle zweimal aus dem Karren herausgeflogen war, mit verstauchtem Fußgelenk, so daß ich leider auf seine Begleitung verzichten und ihn ins Hospital schicken mußte.

Ich war somit einzig und allein auf „die Seele von Mensch" angewiesen, hoffte jedoch unter den Dienern der deutschen Tempelherren Ersatz für Shokra zu finden.

Mein Gepäck, zu dessen Beförderung mein Chinese zwei Karren für erforderlich erachtet hatte, wurde am folgenden Morgen auf ein einziges Maultier geladen,

ich schwang mich auf das mir von Herrn von Sternburg zur Verfügung gestellte Pferd und die Seele von Mensch ließ ich, durchaus gegen ihren Geschmack und, wie ich später hörte, auch gegen allen Brauch, zu Fuße mit dem Maultier folgen. Ein berittener Masu begleitete mich und diente mir als Führer. Wir hatten, da unsere Gesandtschaft im Südosten der Tartarenstadt liegt und wir die Stadt durch ein im Nordwesten gelegenes Thor verlassen sollten, dieselbe in der Diagonale zu durchreiten, so daß ich wenigstens einen oberflächlichen Eindruck von dem hier in den Frühstunden herrschenden Leben und Treiben erhielt.

So eng wie die Straßen der meisten anderen chinesischen Städte, so breit sind sie in Peking, wie die Stadt denn auch in anderer Hinsicht weit weniger den Eindruck einer solchen als den eines riesenhaften Dorfes macht. Eigentlich könnte man sagen, jede Straße in Peking bestehe aus drei zu einander parallel laufenden Straßen, deren mittlere die beiden anderen um einige Fuß überragt und somit bei Regenwetter die größte Garantie für verhältnismäßige Trockenheit bietet. Gleichviel aber, welche der drei Straßen man wählt, man kann sicher sein, nach wenigen Minuten durch festgefahrene Karren, im Wege liegende Steine oder andere Hindernisse gezwungen zu werden, sie zu verlassen und eine steile Böschung hinab oder hinaufzuklimmen, um in ein anderes Geleise zu gelangen.

Die beiden seitlichen Wegedrittel sind das Unglaublichste, was ich jemals von Wegen irgendwo in der Welt gesehen habe. Nicht nur bilden sie die Ablagerungsstätte für den gesamten Auswurf der angrenzenden

Häuser, sondern der flüssige Unrat aus denselben fließt hier in Löchern, Gruben und Pfützen zusammen, so daß man auf Schritt und Tritt Gefahr läuft, in einen solchen Behälter hineinzufallen, von dem Gestank, den diese Bazillenbrutstätten verbreiten, gar nicht zu reden. Umkommen läßt der Chinese übrigens die sich in dieser Weise ansammelnde Jauche natürlich nicht, nur verwendet er sie in Peking nicht wie sonstwo als Düngemittel, sondern zum weitaus größten Teile — man höre und schaudere — zur Sprengung der Straßen. Beständig sieht man an regenfreien Tagen Kulis mit langen Stangen, an deren Enden sich hölzerne Kübel befinden, die widerliche Flüssigkeit ausschöpfen und in hohem Bogen über die ganze Straßenbreite verteilen. Ich glaube, die Herren der Berliner Sanitätspolizei würden bei diesem Anblick Hände und Füße über dem Kopfe zusammenschlagen, von Krämpfen befallen werden, wenn nicht gar auf Augenblicke vergessen, ob der Polizeipräsident Wirklicher Geheimer Rat oder nur Geheimrat ist. Kurzum die Folgen, die ein Besuch dieser Herren in Peking nach sich ziehen könnte, sind unberechenbar, und sie thun daher besser daran, ihre chinesischen Kollegen nach Berlin kommen zu lassen, um dieselben darüber zu belehren, wie Straßenpflaster, Rinnstein, Kanalisation, Sprengwagen und Kehrmaschine aussehen, und ihnen zu zeigen, was 'ne Harke ist.

Wozu es eigentlich in Peking Hunde giebt, ist mir schleierhaft. Anderswo leben diese Tiere von dem, was die Menschen verschmähen, in China aber verschmäht kein Mensch etwas, was nicht einem andern begehrenswert erschiene. Die Knochen, die von des Reichen Tisch

fallen, werden aus dem Unrat zusammengelesen, auf den Märkten feilgeboten und an die Armen verkauft, von diesen abgenagt, auf die Straßen geworfen, um nochmals gesammelt, an noch Ärmere verschachert und nochmals benagt zu werden.

Daß unter diesen Umständen das Leben der Hunde ein wahres Hundeleben ist und daß die verkümmerten, zum Skelett abgemagerten räudigen Bestien aussehen, wie vorübergehend wieder lebendig gewordene Kadaver, ist nicht zu verwundern. Man würde aus der Bemitleidung dieser armen Tiere denn auch garnicht herauskommen, wenn es nicht neben dem ihrigen noch so unendlich viel menschliches Elend in Peking gäbe.

Mich schaudert heute noch, wenn ich daran denke, was ich allein an diesem einen Morgen an Bettlern zu Gesichte bekam. An allen Ecken und Enden sah man die abschreckendsten Gestalten umherstehen, am Boden hocken oder neben den Hunden, von denen man nie wußte, ob sie noch am Leben oder bereits seit mehreren Tagen krepiert waren, im Schmutze liegen. Schorfbedeckt, mit Weichselzöpfen behaftet, in denen es von Ungeziefer wimmelte, blind, lahm und von allen erdenklichen Gebrechen heimgesucht, streckten mir Leute mit und ohne Nasen, Ohren und sonstige Extremitäten, die Hände oder schlecht vernarbte Arm- und Beinstümpfe entgegen. Unbeschreibliche Lumpen hingen an ihren schlotternden Gliedern herunter, Lumpen, wie man sie eben nur in China zu sehen bekommt, wo nichts, thatsächlich nichts zu schlecht ist, um nicht noch einen Liebhaber zu finden. Man hätte glauben können, daß hier ein nationaler Kongreß von Krüppeln, Mißgeburten und Aussätzigen

tage, und daß die Bettlergilden des ganzen chinesischen Reiches ihre abschreckendsten Mitglieder als würdigste Vertreter nach der Hauptstadt entsandt hätten.

In der Nähe eines Thores erregten einige Dutzend abgehärmte Gestalten, die so verhungert aussahen, daß man erwarten konnte, sie würden im nächsten Augenblicke über ihren lieben Nächsten herfallen, solcherweise mein Mitleid, daß ich den Masu fortschickte, um für einen Dollar Cash zu holen. Sobald er mit den auf Schnüren gezogenen etwa 1200 durchlöcherten Kupfermünzen zurückkam, ließ ich dieselben unter die jammernde Schar verteilen und erwartete nun, die ganze Gesellschaft so schnell ihre Beine sie tragen konnten, zur nächsten besten Garküche stürzen zu sehen. Da sie hingegen die Münzen, mit denen jeder einzelne sich mehrere Tage vortrefflich hätte ernähren können, in Empfang nahmen, ohne sich vom Flecke zu rühren und das Geschäft des Bettelns unentwegt fortsetzten, schien es mir mit dem Hunger der Leute nicht gar so schlimm zu stehen, wie es den Anschein hatte. Ich erfuhr denn auch später, daß die Bettelei vollkommen gewerbsmäßig betrieben wird, daß sämtliche Bettler einer Gilde angehören und vielfach für die Tasche größerer Betteleiunternehmer arbeiten, von denen sie begreiflicherweise um so höher geschätzt werden, je verkommener sie aussehen und je mehr Grind, Schorf, Ungeziefer und Gebrechen sie aufzuweisen haben. Nicht selten sollen sie in der Jugend von solchen Unternehmern aufgekauft oder geraubt und darauf geblendet, verstümmelt oder sonstwie für ihren Beruf rasch als Schaustück vorbereitet werden. Ich selber bin nicht Zeuge solch schauderhafter Vorgänge gewesen und kann daher nur



das berichten, was mir von verschiedenen Seiten mitgeteilt worden ist, wobei ich bemerke, daß ich für meine Person die Wahrheit dieser Mitteilungen nicht in Zweifel ziehe und mir von Ärzten u. a. bestätigt worden ist, daß unstreitig ein großer Prozentsatz der Blinden ihres Augenlichtes von Menschenhand beraubt ist.

In einer Nummer des „Schanghai Mercury“ fand ich eines Tages einen Artikel unter der Überschrift: „Making artificial wild men in China“, dem zufolge die Kinderräuber ein Mittel besitzen, nach dessen Genuß ihre Opfer stumpfsinnig werden und die Sprache verlieren. Nach jahrelanger Einkerkerung im stockfinstern Gelasse und teilweiser Verstümmelung werden sie dann als Sehenswürdigkeiten auf den Straßen gezeigt. Andere werden als kleine Kinder in weitbauchige Thongefäße gesetzt, deren Öffnung gerade weit genug ist, den Körper durchzulassen. Während der Kopf aus dem Topfe, in dem sich unten ein kleines Loch befindet, um die Reinigung zu ermöglichen, hervorragt, wächst der Körper des unglücklichen Wesens, welches regelmäßig gefüttert wird, ähnlich, wie ein Einsiedlerkrebs in seine Muschel, spiralförmig in den Topf hinein, um nach Jahr und Tag den ganzen Raum desselben auszufüllen und, wo sich das ungestraft thun läßt, als Mann im Topfe, oder aber, nachdem der Topf zerschlagen ist, als hochinteressante Mißgeburt ausgestellt zu werden. Am unmenschlichsten von allem ist jedoch die Art und Weise der Herrichtung des wilden Mannes. Dem betreffenden Opfer wird die Haut in kleinen Stücken vom Körper gerissen und durch einen gleichzeitig einem Hunde oder einem anderen Tiere entnommenen Hautfetzen ersetzt. Wie sich denken läßt,

Marsche durch die Stadt endlich zum Thore hinausreiten, mit diesem auch alle trüben Betrachtungen hinter uns. Vor unsern Augen dehnt sich eine weite Ebene, im Westen liegen die Berge, die unser heutiges Reiseziel bilden, gebadet im Sonnenglanz grüßen blühende Felder und über uns wölbt sich ein lichtblauer Himmel mit vereinzelten Haufen silberweiß schimmernder Lämmerwölkchen. Die Luft ist so rein und würzig, wirkt so belebend auf die Nerven, daß man glauben könnte, in Peking anstatt eines Misthaufens eine einzige große Ozonfabrik zurückgelassen zu haben. Unwillkürlich gedachte ich eines jener herrlichen pommerschen Herbstmorgen, an denen ich hinauszureiten pflegte, um mich an dem ersten Ergebnisse meiner Kartoffelernte zu weiden. Man weidet sich Jahr für Jahr an demselben, da man mit den besten Stücken den Anfang macht, um seinen Nachbarn gegenüber nachher mit der Zahl der auf den Morgen geernteten Scheffel renommieren zu können, was, genau genommen, gar keinen Zweck hat, da doch ein jeder glaubt, allein die Wahrheit zu sagen, und vom Nachbar annimmt, er flunkere, entweder um seine Kollegen zu ärgern oder die Jämmerlichkeit seiner eigenen Ernte zu bemänteln.

Von Stoppel zu Stoppel haben dann Millionen winziger Spinnen ihre Fäden gezogen, an denen die Tropfen des Morgentaues im Sonnenlicht glitzern, so daß es aussieht, als sei über das ganze Feld ein riesenhafter, diamantenbesäter Brautschleier gebreitet. Dem aufgewühlten Kartoffelacker entsteigt ein köstlich frischer Erdgeruch, in langen Reihen nebeneinander liegen Haufen der gesammelten Frucht, und der Inspektor meldet gewohnheitsmäßig, noch nie eine so reiche Ernte

wie heuer erlebt zu haben. Auf dem Heimwege harrt meiner ein neuer Genuß. Kein Lüftchen regt sich, und über dem Dorfe lagert daher eine feine Schicht weißlichen Rauches. Meine Leute brennen nur Torf, und der Rauch des Torfes hat es mir angethan mit seinem Dufte schon in frühester Kindheit. Torfgeruch ist für mich der Inbegriff häuslicher Glückseligkeit und Behaglichkeit; er umfängt mich wie ein poetischer Zauber, und ich glaube, hätte ich Dichter werden wollen, ich hätte mir nicht nach Schillerschem Vorbilde faulende Äpfel, sondern glimmende Torfsoden in die Schublade meines Schreibtisches gelegt, freilich erst nach Bezahlung meiner Feuerversicherungs-police. Sollte ich je in der Fremde irgendwo Torf-geruch spüren, ich würde von tiefem Heimweh ergriffen werden und möglicherweise sogar Thränen vergießen, wie als Knabe beim Lesen Stormscher Novellen. — An der Thüre des Herrenhauses, oder wie man in Pommern lieber sagt, des „Schlosses", empfängt mich mein alter braver Diener Wendorf mit vorwurfsvoller Miene, da ich mich zum Frühstück verspätet, zu dem Fräulein Timm, die Wirtschafterin — Emma heißt sie mit Vornamen, und kein Junggeselle kann sich eine bessere Pflegerin wünschen — wieder einmal eines meiner Leibgerichte bereitet hat.

Ja, ja! auch Pommern kann reizend sein, wenn es nur will!

So ganz war ich mit meinen Gedanken bei der heimatlichen Kartoffelernte, daß ich mein mongolisches Pferdchen für meine schneidige ostpreußische Stute „Grille" hielt, die mich so sicher über manche Rennbahn und über das schwierigste Parforcejagdgelände getragen hat,

und ihm, einer Art Zwangsbewegung folgend, die Hilfen zu einem Linksgalopp gab. Ich erwachte erst aus meinen Träumen, als mein kleiner Mongole nach allen Regeln der Kunst ansprang und bald wie ein Pfeil mit mir dahin flog. Mit gleichem Erfolge versuchte ich später einen Rechtsgalopp und konnte nicht umhin, Herrn von Sternburg, der das Tierchen zugeritten, im stillen zu dem Ergebnis seiner Erziehungskunst zu beglückwünschen.

Auf schmalen, oft herzlich schlechten Wegen zwischen Mais, Buchweizen und Hirse und vereinzelten Reisfeldern ging es in scharfem Tempo, bis ein niedriger, steiler Bergrücken, den wir zu überschreiten hatten, uns zum Absitzen und Führen der Pferde veranlaßte. An einem links vom Wege sich erhebenden Abhange fesselten kolossale, terrassenförmig übereinander liegende Steinmauern meine Aufmerksamkeit. Es sah aus, als habe man hier den Anfang mit einem Turmbau nach babylonischem Muster gemacht, doch hörte ich später Folgendes über den Ursprung dieses mächtigen Bauwerks.

Kriegsgefangene aus Yunnan sollen in Peking von uneinnehmbaren Befestigungen ihrer Heimat erzählt haben, worauf man sie veranlaßte, solche zu bauen, um ihnen dann den Beweis zu liefern, daß es für die kaiserlichen Truppen uneinnehmbare Befestigungen schlechterdings nicht gebe. Relata refero!

Sobald wir die Steigung überwunden hatten, ging es wieder durch wohlbebaute flache Landschaft mit zerstreut liegenden Dörfern. Auf den Feldern sah man die Leute hier und da mit dem Schneiden der Hirse beschäftigt, oder mit Hilfe von Steinwalzen, die von kleinen

Eseln im Kreise herumgezogen werden, die geschnittene Frucht ausdreschen. In den Straßen der Dörfer wimmelte es von Schweinen, Hunden und Kindern. Die ersten stoben bei meinem Erscheinen grunzend auseinander, die zweiten verfolgten mich kläffend durchs ganze Dorf, und die Kinder schrieen aus Leibeskräften „fan kwei“ (fremder Teufel) hinter mir her.

Nach im ganzen fünfstündigem Ritt hielten wir vor dem Thore von Ta-chiao-sse, dem Tempel des Erwachens, der Sommerresidenz der deutschen Gesandtschaft. Unter Führung eines mir entgegenkommenden Dieners durchschritt ich einen weiten Vorhof und gelangte von dort durch ein zweites Thor über Treppen und Terrassen zu dem inneren Hofe des Tempels, in dem die sonst als Pilgergelasse dienenden Wohnungen der einzelnen Herren der Gesandtschaft liegen. Dort wurde ich von dem ersten Dragoman, Baron von der Goltz, der es bisher, wie ich mit aufrichtiger Freude feststellen konnte, verschmäht hat, sich „Le Baron de la Goltz“ zu nennen, in liebenswürdigster Weise willkommen geheißen, in seiner kühlen Behausung mit Speise und Trank bewirtet und später mit den übrigen Tempelbewohnern bekannt gemacht.

Man kann sich kaum ein lauschigeres, idyllischeres Plätzchen denken, als diese schattigen, wohlerhaltenen, an bewaldeter Berglehne liegenden, von der übrigen Welt durch hohe Mauern abgeschlossenen Anlagen mit ihren uralten Bäumen, Wandelgängen, Höfen und Hallen, Wasserbecken und Fischteichen. Und für all diese Herrlichkeit zahlt die Gesandtschaft jährlich nicht mehr als 600 M. Miete. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß nicht nur alle Gesandtschaften, sondern auch

einzelne in Peking lebende Familien für die Sommermonate ihren Tempel beziehen, um fern von dem Staube und Getriebe der Hauptstadt hier ein beschauliches Dasein zu führen, durch Feld und Wald zu streifen, sich zu erholen von den gesellschaftlichen Strapazen des letzten Winters und sich für eine neue Kampagne zu stärken. Gegen Abend kamen noch einige Herren von den Tempeln der russischen und amerikanischen Gesandtschaft herübergeritten, und bis spät in die Nacht hinein klangen in einer zum Refektorium umgewandelten offenen Tempelhalle, hinter der ein Wasserfall mit den Kronen prächtiger Laubbäume um die Wette rauscht, Becher und Gläser aneinander.

Als ich gegen 7 Uhr am nächsten Morgen mein an Einfachheit einer Gefängniszelle nichts nachgebendes Schlafgemach verließ, um mich nach einer Tasse Kaffee umzusehen, lag im Tempel des Erwachens noch alles im tiefsten Schlummer, selbst mein Boy, den der gestrige Spaziergang nicht wenig angegriffen zu haben schien, schnarchte wie ein Bär, so daß ich es für das Beste hielt, mich wieder niederzulegen. Erst gegen neun Uhr wurde es langsam auf den Gängen lebendig, und bald hörte ich in dem nur durch eine dünne Wand von mir getrennten Nebengelaß eine Stimme, die ich als die des Herrn von der Goltz erkannte. Nachdem derselbe irgend jemanden aus dem Schlafe gerüttelt hatte, vernahm ich die Worte: „Na, mich soll nur verlangen, wie unserem verehrten Allerweltsreisenden heute zu Mute ist. Heiliger Nepomuk, hat der Kerl einen Durst und ein Sitzfleisch!“

„So“, meinte noch halbschlafend der andere, „hat er wirklich so viel getrunken, mir ist das gar nicht aufgefallen.“

„Enorm viel, Sie haben keine Ahnung, welche Quantitäten Whisky und Soda er schon nachmittags bei mir genossen hat, der Mann muß eine pöbelhafte Gesundheit haben, wenn er überhaupt zum Vorschein kommen kann."

„Sie meinen doch nicht etwa mich?" rief ich lachend, „ich habe mich bereits vor zwei Stunden nach Ihrem Befinden erkundigen wollen, meine Herren, fand Sie aber sämtlich schlafend, wie Dornröschen, und da ich mir von einem Kusse keinen durchschlagenden Erfolg versprach, ließ ich Sie ruhig liegen." Im selben Augenblicke war ich auch schon aus dem Bette und begrüßte meine etwas verdutzt dreinschauenden Nachbarn im Nebenzimmer, beruhigte Herrn von der Goltz über meinen Zustand, und bald saßen wir alle beisammen in bester Laune am Frühstückstisch.

Mit Herrn Dr. Grunwald und Herrn Regierungsbaumeister Hildebrand, die sich mir auf dem Ausfluge in die Mongolei anschließen wollten, hatte ich am vergangenen Abend alle Einzelheiten besprochen. Boten waren unverweilt nach Peking gesandt worden, den erforderlichen Proviant und andere Ausrüstungsgegenstände zu besorgen, Maultiere für das Gepäck und uns selber bestellt und die Stunde des Aufbruchs auf den kommenden Morgen festgesetzt worden.

Mein Boy, „die Seele von Mensch", wurde von mehreren Herren als ein notorischer Taugenichts, mit dem andere Reisende schon üble Erfahrungen gemacht hatten, erkannt und erhielt daher seine Entlassung, zumal die beiden Diener meiner Begleiter als ausreichend für unsere Bedürfnisse erachtet wurden.



Auf Maultiers Rücken in die Mongolei.

Da ich in jeder Hinsicht reisefertig war, benutzte ich das köstliche Herbstwetter, um unter Führung des Herrn v. d. Goltz einen längeren Spaziergang in die Umgebung des Tempels zu machen und dabei einem auf der Höhe einer steil abfallenden Klippe hausenden Eremiten einen Besuch abzustatten. Ein schmaler Felspfad führt in Zickzacklinie zu diesem hoch romantisch gelegenen Plätzchen, auf dem ein 83 jähriger Eunuch in stiller Zurückgezogenheit den Rest seiner Tage verbringt, um wohl nur selten von Fremden in seiner Einsamkeit gestört zu werden. Der greise Herr, der sich noch einer verhältnismäßigen Rüstigkeit erfreut und mich lebhaft an Chamissos Waschfrau erinnerte, empfing uns auf das gastlichste, nötigte uns, auf einem kleinen Altan Platz zu nehmen, von dem man einen wahrhaft großartigen Blick in die Tiefe sowie auf die weite Ebene genießt, und bewirtete uns mit Thee, um uns dann in seine Behausung zu führen, in der es so sauber aussah, wie bei einer alten Jungfer. Selbst der schnurrende Kater fehlte nicht.

Da ich gern Näheres über die Vergangenheit unseres Wirtes erfahren hätte, bat ich meinen Begleiter, in meinem Namen verschiedene Fragen an ihn zu richten. Herr v. d. Goltz bezeichnete indessen dieselben als zu verfänglich, und so verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Alten nach Hinterlegung eines Dollars, ohne daß ich meinen Forscherdrang befriedigt hätte. Auf dem Rückwege pflückte ich eine Anzahl Blumen, die dem europäischen Edelweiß in Form und Farbe gleichen, aber etwa die doppelte Größe desselben erreichen und sich durch größere Weichheit des Sammets ihrer Blätter auszeichnen. Auf den Steppen der Mongolei fand ich später noch mehrmals Gelegenheit, mich an ihrem Anblick zu erfreuen und ganze Sträuße dieser silberweißen Floratöchter zu sammeln.

Am Abend wurde zeitig zu Bette gegangen, denn schon mit Morgengrauen sollte der Abmarsch unserer Karawane stattfinden. Ich wagte zwar meine Zweifel darüber zu äußern, daß alles zur festgesetzten Stunde bereit sein würde, man beruhigte mich jedoch und empfahl mir, nicht zu vergessen, daß ich mich weder in Afrika noch in Italien befände, und erklärte Pünktlichkeit für eine der größten Tugenden der beiden zu unserer Begleitung bestimmten chinesischen Diener, denen man vertrauensvoll alle Vorbereitungen überlassen habe. Um fünf Uhr würde, dessen könne ich mich versichert halten, der Aufbruch erfolgen. So hatte ich mich denn mit dem Gefühl unbegrenzter, den beiden pünktlichen Dienern pränumerando gezollter Hochachtung zu Bette begeben.

Kurz nach 4 Uhr war ich auf den Beinen und wanderte fröstelnd in den Tempelanlagen umher, von

einem Hofe zum andern, vom Refektorium zu den Ställen. Es wurde halb fünf — fünf — keines der bestellten Maultiere, kein Diener, kein Herr ließ sich blicken. Schließlich wurde mir die Zeit lang, und ich schlug Lärm. Zuerst fuhren die Herren aus den Betten, von ihnen herausgetrommelt erschienen schlaftrunken die unübertrefflichen Boys, um sich schimpfend auf die Suche nach Maultiertreibern zu machen und sich erst nach sechs Uhr zurückzumelden. Anstatt der ausbedungenen acht Maultiere standen wiederum eine Stunde später deren sechs und zwei Esel bereit, gegen welch letztere ich energisch protestierte, da ich in Ostafrika hinreichende Erfahrung mit den Grautieren gesammelt hatte, um zu wissen, daß Monsieur Langohr mit seinem nächtlicher Weile vollführten Geschrei den Reisenden um mindestens fünfzig Prozent seines wohlverdienten Schlafes zu bringen pflegte. Erst als erklärt wurde, daß die chinesischen Esel nicht schreien, wenn ihnen Steine an die Schwänze gebunden werden, und daß zwei weitere Maultiere weder für Geld noch gute Worte zu haben seien, entschloß ich mich zur Zurücknahme meines Protestes, und das Satteln und Packen nahm seinen Anfang. Zwei Maultiere wurden für Dr. Grunwald und mich gesattelt, vier bekamen unser Gepäck zu tragen, und der Rest, die zwei Esel, war für die Gottlosen, nämlich die beiden Diener. Herr Hildebrand hatte sich in den Sattel seines eigenen Ponys geschwungen. So zogen wir trotz aller Verspätung in vortrefflicher Stimmung zum Tempelthore hinaus.

Am Fuße der Berge entlang, durch wohlbebaute Felder, vorüber an einigen von hohen Steinmauern umgebenen Prinzengräbern führte der Weg, bis wir kurz

nach zehn Uhr in eine weite trostlose Steinwüste gelangten, in der sich unsere Maultiere und Esel zwar ganz gut zurechtfanden, Herrn Hildebrands Pony hingegen alle Augenblicke auf der Nase lag. In weiter Ferne wurde auf den Höhen einer von Osten nach Westen sich hinziehenden Bergkette ein Teil der berühmten chinesischen Mauer sichtbar. Mehrfach begegneten wir großen, nach Peking zur Schlachtbank getriebenen Herden weißer, schwarzköpfiger Schafe oder schwarzer, langhaariger Ziegen, sowie langen Karawanen schwerbeladener Maultiere, welche Kohlen oder Äpfel in die Hauptstadt brachten.

Die Strahlen der Mittagssonne brannten in dieser baum- und strauchlosen Wüste so unbarmherzig auf uns hernieder, daß wir freudig gegen 1 Uhr das Dorf Kon-mi-kon begrüßten. Vor dem Hause eines Krämers machten wir Halt, ließen absatteln und erhielten die Erlaubnis, uns im Laden niederzulassen, um daselbst ein von unseren Dienern schnell bereitetes Frühstück einzunehmen. Die ganze Einrichtung des Ladens unterschied sich wenig von derjenigen unserer deutschen Krämerläden; es fehlten weder Thonbank, Dütenpapier und Bindfadenrolle, noch der mit den Dienstmädchen schäkernde Schwerenöter von Lehrling. Nachdem wir unter den Augen der allem Anscheine nach vollzählig erschienenen Bevölkerung unser Mahl beendet und noch eine Weile gerastet hatten, wurde die Reise fortgesetzt, und zwar von nun ab für mehrere Stunden in dem steinigen Bette eines ausgetrockneten Baches, in dem wir bergan zu klettern hatten, bis wir nach dreistündigem, zwischen Kalk- und Granitfelsen hindurchführendem Marsche eine Paßhöhe überschritten. Es war nahezu dunkel, als wir nach

steilem Abstiege und nach Zurücklegung von im ganzen gegen 55 Kilometer in dem Dorfe Masu-Hsien hielten, in dem programmmäßig Nachtquartier bezogen werden sollte. Wir hatten jedoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht, insofern, als sich ein solcher im Dorfe überhaupt nicht vorfand, so daß wir ohne schützendes Dach auf offener Landstraße hätten biwakieren können, wenn sich nicht ein freundlicher Bauersmann unserer erbarmt und uns gegen Bezahlung eines Dollars eine Schlafstätte zur Verfügung gestellt hätte. Die gesamte Familie des Mannes benahm sich uns gegenüber in einer Weise entgegenkommend, wie ich es als fremder Teufel von Chinesen nie erwartet hätte, so daß wir uns bald im Kreise unserer Gastfreunde recht behaglich fühlten. Sobald unser Nachtmahl aufgetragen wurde, war es freilich mit der Gemütlichkeit vorbei; denn die zu dieser Schaustellung aus der Nachbarschaft herbeigeströmten Neugierigen füllten die Atmosphäre derartig mit Knoblauch- und anderen Düften, daß selbst, nachdem ich die Korona hatte auffordern lassen, drei Schritte zurückzutreten, die köstlichsten Gerichte jeden Reiz für mich verloren und ich meine Zuflucht zu Bier und Pfeife nahm.

Für die Nacht hatte ich mich auf geschlossene Attacken leichten und schweren Ungeziefers gefaßt gemacht, aber für das Gros der Heerscharen schien „Stachel in Ruh" geblasen zu sein, denn es blieb bei einem unbedeutenden Vorpostengefecht, bei dem sich mein persisches Insektenpulver wieder einmal so gut bewährte, daß ich bis zum frühen Morgen ungestört der Ruhe pflegen konnte, zumal auch die Esel — ich weiß nicht, ob infolge oder trotz ihrer Schwanzbeschwerung — keinen Laut von sich

gaben. Mit meiner Prophezeiung, daß wir wiederum, anstatt wie festgesetzt, um 5 erst um 7 Uhr Masu Hsien verlassen würden, sollte ich gleichfalls Lügen gestraft werden, denn wir befanden uns wirklich schon um 6 3/4 auf dem Marsche, und zwar bei einer Temperatur von nur 10° C., so daß unsere chinesischen Diener und Maultiertreiber drei Jacken über einander gezogen hatten, die mit zunehmender Wärme nach und nach wieder abgestreift wurden.

Auf der Höhe eines Passes sahen wir gegen 300 prächtige Maultiere, die mit je drei Zentnern in Körben verpackter Äpfel beladen waren, von denen wir uns für eine Handvoll Cash mehrere Dutzend erstanden. Die Treiber gaben an, aus einer Ortschaft Shoe-tan zu kommen, in deren Umgebung sich ausgedehnte Obstpflanzungen befänden. Vom Paßübergange aus sahen wir, daß in früheren Jahren alle umliegenden Höhen mit Befestigungen versehen waren, von denen die einzige hier im Bette eines Flusses durchs Gebirge führende Straße völlig beherrscht wurde. Auch die bald darauf passierte kleine Ortschaft Tschen-Pien-Tschong war mit einer Mauer umgeben, in der mindestens zehnmal so viel Steine steckten, wie in sämtlichen Häusern, zu deren Schutz sie errichtet war. Auf der breiten, die Ortschaft der Länge nach durchschneidenden, mit Felsblöcken gepflasterten Straße kam uns ein Haufen Leidtragender mit weißen nach Art einer phrygischen Mütze geknoteten Kopftüchern entgegen. Die Nasenlöcher hatten sich die Leute, wahrscheinlich weil der Verstorbene etwas haut gout angenommen hatte, mit weit vorstehenden Papierpfropfen verstopft. Die Trachten der Gebirgsbewohner unterscheiden sich auch

hier von denen der Bewohner des Flachlandes. Die Männer tragen weite Schafspelze und auf dem Kopfe blaue Turbane oder Filzkappen, die Frauen fast durchweg rote Hosen.

Nach abermaligem Kreuzen des Flußbettes, in dem Arbeiter mit Sammeln von Kalksteinen für die an beiden Ufern liegenden Kalköfen beschäftigt waren, und nachdem wir das Dorf Tschen-Ling-Tschong hinter uns gelassen hatten, ging es wieder bergauf. Ich war der Karawane vorangeeilt, da ich aus den mitgenommenen Karten ersehen hatte, daß wir nicht weit von der großen Mauer entfernt sein konnten. Mein Maultier, welches nichts weniger als ehrgeizig zu sein schien, hatte ich zurückgelassen und kletterte, mit einem Stocke bewaffnet, so schnell meine vorzüglichen Lungen es gestatteten, über Stock und Stein aufwärts.

Warum ich es so eilig hatte, wußte ich selber nicht, denn Mauern hatte ich ja schließlich genug im Leben gesehen, dicke und dünne, hohe und niedere, hundert- und tausendjährige, überall in der Welt. Aber mit unwiderstehlicher Macht zog es mich vorwärts. Keuchend und schweißbedeckt hielt ich endlich kurz nach Mittag auf einer Höhe von gegen 2500 Fuß, und vor mir lag — eine Mauer wie andere mehr, etwa 20 Fuß hoch und 12 Fuß dick, mit gewölbtem Thore, über dem ein halbverfallener Turm aus Ziegelsteinen aufragt. Auf den Überresten einer Steintreppe gelang es mir an der Mauer hinaufzuklettern, und als ich dann von der vom Steppenwind umheulten Turmruine Umschau hielt, hinunterblickte in die weite Ebene und rechts und links in nebelgraue Fernen sich verlierend auf Bergeshöhen wie in Felsen-

schluchten, so weit das Auge reichte, dieselbe Mauer sah, die gleichen Türme, da wußte ich, daß ich vor einem Wunder ohnegleichen stand. Was sind alle Leistungen des Altertums und unseres Jahrhunderts im Vergleich zu diesem Riesenwerk, was die ägyptischen Pyramiden, der Gotthardtunnel, der Kanal von Suez gegenüber dieser Mauer, die zum Schutze Chinas gegen die Mongolenhorden auf eines Kaisers Wink entstand und an die 1000 deutsche Meilen lang ist?

Nur eine Mauer! Ja wohl nur eine Mauer und eine solche obendrein, in die unsere modernen Geschosse jederzeit mühelos Bresche legen könnten. Eine Mauer jedoch, die lang genug ist, Bremen mit New-York zu verbinden, eine Mauer, an deren Bau Millionen Menschen mitgewirkt, ist nicht ein Riesenwerk allein, nein, solch ein Bauwerk ist auch der Ausdruck dessen, welcher großartigen Leistung eine Nation fähig ist, wenn sie geeint dasselbe Ziel verfolgt. Ich kann mir denken, daß jemand vor den Pyramiden steht und sagt, er habe sich dieselben großartiger gedacht. Von der Großartigkeit des Anblickes, den die chinesische Mauer von jenem Punkte bietet, an dem ich zu jener Stunde stand, kann sich meiner Überzeugung nach das Hirn des Menschen schlechterdings keine Vorstellung machen. Auf dem Rückwege nach Peking habe ich die Mauer von anderen Stellen, z. B. auch bei Nankau gesehen, aber wenngleich der dortige Teil des Mauerwerks für den besterhaltenen gilt, so ist sie mir doch nirgendwo in so majestätischer Größe erschienen, wie hier, wo man sie nach Osten wie nach Westen viele, viele Meilen weit mit den Blicken verfolgen kann, fast in schnurgerader Richtung, ungeachtet

aller Hindernisse über Berg und Thal sich hinziehend, endlos — endlos. Und dabei ist sie nicht etwa ein in der Eile roh gefügter Bau, sondern an der Außenseite mit Kalksteinplatten so sauber verblendet, daß keine Katze daran in die Höhe klettern könnte, während für die innere Wand kleinere Steine und gebrannte Ziegel Verwendung fanden. Aus letzterem Material sind auch die in Rufweite von einander gelegenen Wachttürme, sowie die zu denselben führenden Treppen hergestellt.

Diese sogenannte „innere" Mauer soll zuerst im 7. Jahrhundert aufgeführt und unter der Ming Dynastie, wahrscheinlich Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts, erneuert worden sein. Einen Teil der äußeren Mauer werden wir einige Tage später bei der chinesisch-mongolischen Grenzstadt Kalgan zu Gesicht bekommen, und etwas weiter nördlich die Trümmer des ältesten dieser Bollwerke gegen die Mongolen, als dessen Erbauer der Kaiser Tsi-shih-kwang-li, der im 3. Jahrhundert v. Chr. regierte, genannt wird.

Wenn, trotzdem ungezählte Reisende sich von dem Vorhandensein dieses mächtigsten aller von Menschenhand errichteten Bauwerke überzeugt haben, dennoch ein Skribent vor einigen Jahren allen Ernstes in einem europäischen Blatte die Behauptung aufstellen konnte, die chinesische Mauer habe nie existirt, gehöre ebenso in das Bereich der Fabel, wie etwa die Arche Noahs oder Aladins Wunderlampe, und sei nur eine Versinnbildlichung der Abgeschlossenheit des chinesischen Volkes, und wenn Dutzende ernst zu nehmender Blätter diese Notiz blindlings abdruckten, so weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, die Unverfrorenheit des Aufstellers

jener Behauptung oder die Leichtfertigkeit, mit der die Presse dieselbe weiterverbreitete.

Die Mauer ist da, ihre Trümmer werden noch nach Jahrtausenden davon zeugen, was menschlicher Fleiß und menschliche Geduld vermögen, und die übrige Welt wird gut daran thun, eine Nation, welche dieses Riesenwerk vollbracht hat, nicht zu unterschätzen. Ein Volk, bei dem noch heute ein Kaiserwort genügt, an jährlich durch die Hofgeomanten von neuem festzusetzenden Tagen von einem Ende des 400 Millionenreiches zum andern den Sommerhut an Stelle der Wintermütze treten zu lassen, und umgekehrt, ist eine Macht, mit der man wohl oder übel rechnen muß — auch dann, wenn ein kleinerer Nachbar sich ihm zeitweise kriegerisch überlegen gezeigt hat — falls man nicht eines Tages mit Schrecken gewahr werden will, daß man die Kraft des chinesischen Riesen verkannt hat.

Nach und nach war auch die übrige Gesellschaft herangekommen, und als ich nun dem Rufe meiner Gefährten folgend, meinen luftigen Posten verließ, um an der Innenseite der Mauer im warmen Sonnenschein das auf unseren Reisedecken ausgebreitete Frühstück einzunehmen, da war ich keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß ich meine Mauerbegeisterung mit einem tüchtigen Schnupfen würde bezahlen müssen. Aber der Blick, den ich genossen hatte, war mit keiner Erkältung zu teuer erkauft, und außerdem standen mir als wirksame Kampfmittel für den Abend ungezählte steife Grogs zur Verfügung; drum „weg mit den Grillen und Sorgen, Brüder, es lacht ja der Morgen uns in der Jugend so schön“, und aneinander klangen unsere mit deutschem

Rebensaft gefüllten Gläser hier oben auf einsamer Höhe im Reiche der Mitte.

Nach kurzer Rast erfolgte der Abstieg an der Nordseite. Unten am Fuße des Berges hatte ein fliegender Händler seine Schätze ausgebreitet, unter denen ich neben chinesischen Brillen, Scheren, Rasirmessern und allerhand rostüberzogenem Gerümpel als einziges Erzeugnis europäischer Industrie Anilinfarben von Fr. Bayer u. Co., Elberfeld, entdeckte. Ich kaufte dem Manne eine Flasche — wahrscheinlich mit Herrn Bayers Anilin — rosenrot gefärbter Flüssigkeit ab, die ich für Haaröl hielt, aber wohl mit Unrecht, denn mein Maultiertreiber, dem ich sie mit der Bitte überreichte, mir sein Wohlwollen auch ferner zu erhalten, leerte die geöffnete Flasche mit sichtlichem Wohlbehagen auf einen Zug.

Ein mehrstündiger langweiliger Marsch brachte uns an ein befestigtes Dorf, dessen Bewohner emsig mit Dreschen von Hirse beschäftigt waren. Sie bedienten sich hierzu nicht einer Steinwalze, sondern hölzerner Flegel. Außerhalb des Dorfes grasten zahlreiche Maultiere und gesondert von diesen einige Dutzend zweihöckriger Kamele.

Mit Sonnenuntergang hielten wir unseren Einzug in Huai-lai-hsien, einer kleineren Stadt, die nicht nur durch eine zwölf Fuß dicke Mauer, sondern auch noch durch verschiedene Forts auf den umliegenden Höhen gegen feindliche Angriffe geschützt ist. Außerhalb der Stadt befinden sich Überreste einer steinernen Brücke, einst ein mächtiges Bauwerk, welches allem Anschein nach in kriegerischen Zeitläuften zerstört wurde.

Die Hauptstraße Huai-lai-hsiens ist breit, gut ge-

pflastert und sogar an beiden Seiten mit erhöhten Bürgersteigen versehen, was ich bisher noch in keiner chinesischen Stadt beobachtet hatte. Die Bewohner des Städtchens scheinen in der Hauptsache von durchziehenden Karawanen zu leben; jedes zweite Haus ist ein Kramladen, eine Garküche oder ein Gasthaus. Der fremde Teufel muß sich aber wohl bei den hiesigen Wirten keiner allzu großen Beliebtheit erfreuen, denn wo immer unsere Diener Nachtquartier für uns begehrten, wurden sie barsch abgewiesen, so daß wir uns glücklich schätzen konnten, als wir nach langem Umherirren am äußersten Ende der Stadt in einem von Maultiertreibern und Karrenführern besuchten Kruge ein Unterkommen fanden. Alle Wirtshäuser hier zu Lande, einerlei, ob klein oder groß, gleichen einander in der Art ihrer Anlage. Durch einen hohen Thorweg, vorüber an Küche und öffentlichem Gastzimmer, gelangt man in einen Hof, der von zellenartig neben einander liegenden Schlafräumen umschlossen ist. In jedem dieser Räume findet man neben dem sogenannten „Kang", einem etwa meterhohen und 2 Meter tiefen, die ganze Breite des Raumes einnehmenden Lehmofen, der vom Zimmer aus geheizt wird, und dessen Oberfläche den Gästen als Schlafstätte dient, meist noch Tisch und Stuhl oder dreibeinige Holzschemel. Die Fenster sind nicht mit Glasscheiben versehen, sondern mit weißem Papier verklebt, in welches nicht selten müßige Gaffer von außen mit den Fingern Löcher zu bohren pflegen, um zu beobachten, was der fremde Teufel im Innern treibt. Sobald man angekommen ist, wird das Zimmer mit Besen oder Gänseflügeln ausgekehrt und soviel Staub wie möglich aufgewirbelt, auch dann, wenn

des Ostens, war jedoch keine Rede. Weit mehr trug man uns gegenüber eine mitleidsvoll herablassende, plump-vertrauliche frère et cochon-Freundlichkeit zur Schau, wofür man sich obendrein noch tüchtig bezahlen ließ. Ungeachtet dessen, daß unsere Diener allerorten eine Küche mit Feuer, Wasser u. s. w. zu ihrer Verfügung vorfanden, hatten wir, falls wir sie nicht stundenlang vorausgeschickt hatten, in der Regel sehr viel länger auf unsere Mahlzeit zu warten, als ich das von meinen Expeditionen in Afrika und Vorder- und Hinterindien, wo doch stets mitten in der Wildnis gekocht und zuvor außerdem Feuerholz und Wasser herbeigeholt werden mußte, gewohnt war. Der Hauptgrund dieser Verzögerung lag in dem Umstande, daß die Diener ihre Einkäufe an Fleisch, Geflügel und Gemüse immer erst an Ort und Stelle vornahmen und damit natürlich jedesmal viel Zeit vertrödelten. Daß die unmittelbar nach erfolgter Hinrichtung in unsere Töpfe wandernden Hühner und Enten an Zähigkeit nichts zu wünschen übrig ließen, war demnach nicht weiter zu verwundern. Unserem Verlangen, die Tiere einen bis zwei Tage zuvor einzukaufen und zu töten, setzten die ausgezeichneten Herren Boys indessen den bekannten passiven chinesischen Widerstand entgegen.

Fanden sie einmal zufällig alles, was für unsere Küche gebraucht wurde, in einem Wirtshause vorrätig, so waren ihre Leistungen in Bezug auf Schnelligkeit der Zubereitung der Mahlzeiten wahrhaft verblüffend. Sie waren dann mit dem ersten Gerichte fertig, ehe wir uns gewaschen hatten. Auch sonst, d. h. beim Ein- und Auspacken der Lasten und dem Beladen der Maultiere

waren sie ungemein fix, zuverlässig und unverdrossen, aber man muß nicht vergessen, daß sie während des Marsches beständig im Sattel saßen und frisch ins Quartier kamen, wohingegen ihre Kollegen in Afrika und Indien alle Märsche womöglich noch schwer bepackt zu Fuße zurücklegen müssen. Mir scheinen in Anbetracht dessen die Leistungen dieser immer noch bewunderns=werter, als die der chinesischen Diener. Und dann, wie ungleich viel besser verkehrt sich's mit schwarzhäutigen Menschen, als mit den Söhnen des Reiches der Mitte! Für die ersteren ist man ein Halbgott, für letztere ein Teufel, dem gedient wird, weil und so lange er Geld hat. Auch unter den Indern und Afrikanern giebt es Halunken, die Leute haben jedoch durchweg angeborenen Takt und obendrein eine Achtung vor der Person des weißen Mannes, welche dem Chinesen größtenteils ab=geht. Als ich zuerst Zeuge war, in welcher Weise unsere Diener ihre Herren behandelten, welche Unverschämt=heiten sie sich gegen dieselben herausnahmen, traute ich meinen Augen und Ohren nicht: sie befahlen, anstatt sich befehlen zu lassen, sie bestimmten die Stunde des Auf=bruches, und wenn wir ihrer Ansicht nach einmal nicht zeitig genug aufstanden, so zogen sie uns fast das Bett unterm Leibe fort, um es einzupacken. Denn sie hatten es, nachdem sie erfahren, daß ich mich über ihre ge=rühmte Pünktlichkeit lustig gemacht, fortan in der Frühe eiliger, als uns allen erwünscht war. Meine beiden Begleiter, die scheinbar jede Hoffnung, ihre Diener zu manierlichen Menschen zu erziehen, aufgegeben hatten, faßten die ganze Sache humoristisch auf, und je frecher sich die Boys benahmen, um so mehr amüsierte das ihre

Herren. Ich dankte meinem Schöpfer, daß ich den Schlingeln nichts zu befehlen hatte, und ich glaube, auch sie können sich dieserhalb glücklich preisen, denn viel Freude würden sie bei mir gewiß nicht erlebt haben. So sehr ich unter diesen Umständen meinen kleinen Shokra vermißte, so war ich doch andererseits froh darüber, daß er durch seinen Sturz aus dem Karren verhindert war, die Manieren seiner chinesischen Kollegen kennen zu lernen. Ich packte meine Sachen selber aus und ein, mied nach Möglichkeit jede Berührung mit den ungehobelten Gesellen und spielte die Rolle des stillen Beobachters zu allseitiger Befriedigung.

Auch durch zähes Geflügel und ohne alle Manieren aufgetragene Speisen ließ ich mir die Laune nicht verderben, denn es gab immerhin genug des Genießbaren, und an Wein, Bier und sonstigen Getränken hatten wir ausreichende Mengen mitgenommen. Bei einer täglichen Marschleistung von 50—70 Kilometern waren wir gegen Abend meist müde genug, um bald nach dem Essen unsere Lagerstätte aufzusuchen, wenn auch nicht immer mit gleich günstigem Erfolge.

Die Nacht in Huai-lai-hsien, die erste, die ich in einem regelrechten chinesischen Gasthause zubrachte, ist mir u. a. in wenig angenehmer Erinnerung geblieben. Ich hatte mit drei Gläsern Grog bei Herrn Morpheus ein Schlafbillet erster Klasse gelöst, aber einer der im Hofe angebundenen Esel, der einen Stein, anstatt am Schwanze hängend auf dem Herzen liegen haben mußte, machte dem gepreßten letzteren durch solch markdurchdringendes Schreien Luft, daß an Ruhe nicht zu denken war und ich vollauf Zeit fand, mir den Kopf darüber

zu zerbrechen, wie es möglich sei, daß wir, trotzdem vor uns Hunderte schmutzstarrender Chinesen und Mongolen ihre Glieder auf dem uns als Lager dienenden Kang ausgestreckt hatten, von Ungeziefer gänzlich verschont blieben. Ich konnte mir diese unerhörte Thatsache nur damit erklären, daß sämtliche Flöhe und anderen streitbaren Tierchen sich in dem Schafpelze des letzten vor uns hier nächtigenden Mongolen zu behaglich gefühlt hatten, um denselben je wieder zu verlassen. Gleich mir mußten auch unsere Diener durch das Eselsgeschrei munter gehalten worden sein, denn sie erschienen schon vor 4 Uhr mit dem Frühstück und warfen uns aus den Betten heraus, um die Lasten fertig machen zu können.

Um die fünfte Stunde verließen wir unseren Gasthof und kamen so zeitig am Stadtthor an, daß dasselbe noch nicht einmal geöffnet war. Da sich ungeachtet unserer Rufe kein Thorwächter sehen ließ, versuchten wir unser Heil ohne einen solchen. Nach Zurückschieben verschiedener Riegel öffneten sich die beiden eisenbeschlagenen Flügel, und die Bahn war frei. Außerhalb des Thores begegnete uns ein Zug kohlen- und kalkbeladener zweihöckeriger Kamele, die lautlos in dem herrschenden Halbdunkel, Schattenbildern gleich, in langer Reihe, eines dem andern folgend, des Weges zogen.

Wie viele Tausende dieser geduldigen prächtigen Tiere sollten wir noch zu Gesicht bekommen, bevor wir die Mauern Pekings wieder erreichten! Ich glaube nicht zu hoch zu greifen, wenn ich annehme, daß in dem Zeitraum von kaum zwei Wochen ihrer gegen 20 000 an uns vorüber gezogen sind; denn es war gerade die Zeit des Aufbruches der großen durch die Mongolei

nach Rußland ziehenden Theekarawanen. Nie zuvor habe ich eine Ahnung davon gehabt, wie schön ein Kamel sein kann. Um sich an letzterem begeistern zu können, muß man es beim Beginne der Karawanenzeit in der Mongolei gesehen haben, wenn es nach sechsmonatlicher Ruhe und guter Äsung in der mongolischen Steppe mit fettstarrenden, aufrecht stehenden Höckern und glänzendem Haare von neuem seinen weiten Marsch nach der russischen Grenze antritt. Es ist dann unstreitig ein für ein Kamel bildschönes Tier und mit seinem hochbeinigen, mißmutig blasiert dreinschauenden, süffisanten, mottenzerfressenen gelbgrauen einhöckrigen Vetter gar nicht an einem Tage zu nennen. Gedrungen gebaut, mit tiefem Körper auf niederem Piedestal, schönem, breitem, wolligem Kopf, aus dem uns ein Paar — ich möchte sagen — seelenvolle Augen entgegenblicken, die eine vornehme Ergebenheit in das Schicksal ausdrücken, erscheint es als ein Urbild von Kraft und Geduld. Unten an seinem Halse hängt eine lange, zottige Mähne, dicke Haarwulste zieren die Oberschenkel der Vorderbeine, sein Fell hat eine große Ähnlichkeit mit demjenigen des amerikanischen Büffels, dem es meist in der Farbe gleicht.

Man möge mir diese Verherrlichung des mongolischen Kamels gütigst verzeihen, da mir jedoch nächst der großen Mauer in China nichts einen so tiefen Eindruck gemacht hat, wie die schier endlosen, von Peking durch die mongolische Wüste nach Urga oder Kiachta ziehenden Kamelkarawanen, die erstere als tote, die letzteren als lebendige Illustration des Wortes: „Beharrlichkeit führt zum Ziel“ und kein lebendes Wesen

im Reiche der Mitte mir besser gefallen hat, als das Kamel, so hielt ich es für meine Pflicht, diesem mir so sympathisch gewordenen Vierfüßler auch die ihm gebührende Würdigung zu teil werden zu lassen.

Das Kamel besitzt neben den besten Eigenschaften des Chinesen, nämlich Ausdauer, Kraft und Anspruchslosigkeit, wenige seiner Fehler. Zu den letzteren gehört in erster Linie die ihm angeborene Wasserscheu und der hieraus sich ergebende durchdringende Geruch, der seine Gesellschaft auf die Dauer zu einer wenig angenehmen macht.

Die Bepackung der Kamele ist je nach der Beschaffenheit der zu befördernden Lasten sehr verschieden. Haben sie Kohlen, Kalk oder andere in Säcke verpackte Waren zu tragen, so dient eine den Höcker umschließende und zwischen denselben durchlaufende Filzdecke in Form einer 8 als Unterlage der kreuzweise lose übereinander gelegten Säcke. Besteht die Last dagegen, wie beispielsweise beim Thee, aus Kisten, so werden diese zu beiden Seiten der Höcker an einem gepolsterten Holzgerüst befestigt. Starke Tiere pflegen zwei Kisten zu 120 Pfund an jeder Seite, schwächere eine an jeder Seite und eine zwischen den Höckern zu tragen. Mit solchen Lasten von 360—480 Pfund legt das Kamel täglich, oder besser gesagt nächtlich — denn es marschiert vom Spätnachmittage bis zum Sonnenaufgang, um tagüber zu rasten und zu grasen — an die 60 Kilometer zurück. Junge, zweijährige Tiere, die ihre erste Reise machen, erhalten nicht mehr als zwei Kisten zugeteilt. Die Genügsamkeit des Kamels, sowohl was Fressen wie Saufen anlangt, grenzt bekanntlich ans Fabelhafte.

Der Esel ist ja am Ende auch kein wählerischer Gourmet und nimmt faute de mieux mit Dachpappe, alten Handschuhen und Zeitungsmakulatur fürlieb, aber das Kamel ist ihm in dieser wie in mancher anderen Hinsicht über. Es frißt alles, was ihm vors Maul kommt, sucht, wenn ihm nichts davor kommen sollte, selbst die Wurzeln der Gräser und Sträucher aus der Erde heraus, verzehrt verdorrte Distelstrünke von Armesdicke, die der hungrigste Esel kaltlächelnd links liegen lassen würde, mit dem gleichen Wohlbehagen, wie wir etwa den ersten jungen Kopfsalat oder Stangenspargel verzehren, und wenn es nichts zu fressen hat, so lebt es — vom Hungern. In Bezug aufs Dursten leistet es gleichfalls ganz Außerordentliches, wenn auch nicht ganz das, was ihm der Wüstengeschichtenleser zutraut, der sich einzubilden pflegt, man könne ein Kamel selbst dann noch mit Erfolg gleich einer Biertonne anzapfen, wenn es einen Monat lang keinen Tropfen Wasser mehr über die Lippen gebracht hat.

Die Marschordnung der Kamele gleicht derjenigen der Gänse, d. h. sie marschieren, um mich des Ausdrucks eines evangelischen Missionars in Ostafrika, der über seine dortigen Träger berichtete, zu bedienen, „teils vor, teils hinter einander". Auf je 5—8 Kamele kommt ein Treiber, der das vorderste seiner Tiere an der Leine führt, während die übrigen wohl oder übel folgen müssen, da sie vermittels eines durch die Oberlippe gezogenen und lose an der Last des Vorgängers befestigten Strickes mit diesem verbunden sind. So grausam dieses Bindemittel erscheinen mag, so ist es doch notwendig, um die Tiere in Marsch zu halten; denn sobald eins

derselben sich unabhängig von seinem Vorderkamel fühlt, zieht es das Grasen ausnahmslos dem Marschieren vor. Bei plötzlichem Anziehen der einzelnen Tiere kommt es nicht selten vor, daß dem ihnen folgenden Kamel der Strick aus der Lippe herausgerissen und diese somit gespalten wird. Der Wärter pflegt dann neuen Ankergrund in der Kamelsnase zu suchen; ereilt auch sie ein gleiches Schicksal, wie die Lippe, so ist es schwierig, den Strick nochmals zu befestigen, und das Tier demnach nahezu wertlos geworden.

Damit der Treiber jeder Zeit darüber unterrichtet ist, ob er die seiner Aufsicht unterstellten Tiere auch alle beisammen hat, trägt das Schlußtier seiner kleinen Schar eine Kupfer- oder Eisenglocke um den Hals. Sobald die Koppelung eines der Tiere sich löst und der Glockenton schwächer wird oder gar verstummt, weiß der Mann selbst in stockfinsterer Nacht, was sich ereignet hat.

Der Wert des auf Kamelsrücken nach Kiachta gebrachten Thees belief sich im Jahre 1891 auf 24 Millionen Mark, denen eine Einfuhr gemischter Waren aus Rußland von nur sieben Millionen gegenübersteht. Der Preis eines ausgewachsenen Lastkamels wurde mir auf 120 bis 240 M. angegeben.

Seit wir Huai-lai-hsien verlassen hatten, befanden wir uns auf der großen Heerstraße, wie wir bald an dem mit jeder Stunde an Lebhaftigkeit zunehmenden Verkehr und den in kurzen Abständen von einander liegenden ehemaligen Wachttürmen erkennen konnten. An Stelle der unter melancholischem Geläute des Weges ziehenden Kamele traten mit steigender Sonne kleinere Trupps anderer Lasttiere, meilenlange Züge zweirädriger,

Sodakarren.

von Ochsen gezogener Karren mit Soda aus der Mongolei, sowie Esel mit Kohlen, mongolischen Ziegenfellen, Papier oder in Form von Ziegelsteinen gepreßtem Weizen, der zur Schamschu- (Branntwein-) Gewinnung Verwendung findet.

Auch ein mit zahlreichem Gefolge reisender, von einer Inspektionsreise nach Peking zurückkehrender Mandarin kam uns entgegen. Er war ein würdiger alter Herr und schien sich in seiner von zwei Maultieren getragenen Sänfte ungemein behaglich zu fühlen. Die Reittiere der ihn begleitenden Mannschaft, sowie sämtliche Gepäckkarren waren mit dreieckigen gelben Fähnchen versehen, als Zeichen, daß sie zum kaiserlichen Hofe gehören.

Das Pferd des Herrn Hildebrand, welches an so miserable Gebirgspfade, wie sie uns an den beiden letzten Tagen beschieden waren, nicht gewöhnt war, kündigte im Laufe des Vormittags seinem Herrn den Dienst und mußte in einer am Wege liegenden Dorfschaft gegen ein Maultier vertauscht werden.

Auf breiter, durch die nach Millionen zählenden, jährlich hier verkehrenden Lasttiere und Karren ausgetretener und ausgefahrener sandiger Straße ging es dann bei glühender Sonnenhitze weiter. Fast von Stunde zu Stunde kamen wir durch kleinere, durchweg stark befestigte und ehemals als Wellenbrecher gegen die Mongolenhorden dienende Städte, bis wir gegen fünf Uhr die in einem etwa 2000 Fuß hohen Kalkberge gelegene Kohlenmine Jarsamin erreichten. Hier wird von gegen 300, in zwei Schichten geteilten Arbeitern eine ausgezeichnete Fettkohle gefunden, die auf Eseln und

Kamelen nach Peking gebracht wird. Die Mine, die als nahezu unerschöpflich bezeichnet wird, würde sich bei sachgemäßer Leitung und falls ein Schienenstrang sie mit der Küste verbände, gewiß in großartiger Weise rentieren, mehr freilich noch eine von Tientsin durch die Mongolei nach Kiachta oder auch nur bis an die Grenze der Mongolei, d. h. bis Kalgan gebaute Bahn selber. Aber, wie schon erwähnt, fürchtet man durch eine solche Anlage das Gespenst der sozialen Frage heraufzubeschwören; Millionen von Menschen leben hier vom Warentransport, und die Palasteunuchen, in deren Händen sich der weitaus größte Teil der Kamelherden befindet, werden ein übriges thun, jedes neu auftauchende Bahnbauprojekt zu hintertreiben.

Nachdem wir den uns in freundlichster Weise entgegenkommenden Minenarbeitern die Mittel verabfolgt hatten, sich einen vergnügten Abend zu machen, trabten wir in der schnellsten Gangart, auf die unsere Maultiere sich einließen, weiter, denn der von uns zum Nachtquartier bestimmte Ort mußte zum mindesten noch zwei Stunden weit entfernt sein. Ich will nicht leugnen, daß wir alle nach nahezu zwölfstündigem Ritt vollauf genug hatten und die unglaublichsten Stellungen im Sattel einnahmen, nur um unseren durchgerüttelten Gliedern etwas Erleichterung zu verschaffen.

Wir waren denn auch schließlich nicht eben unangenehm überrascht, als uns die vorausgesandten Diener schon um 6 Uhr in einem Dorfe Namens Shing-Lung-Ku die Meldung machten, sie hätten es für besser befunden, hier über Nacht zu bleiben, und somit alles zu unserer Bequemlichkeit hergerichtet. Die Frage war

nun, ob wir den Dienern nachgeben oder darauf bestehen sollten, in der von uns bestimmten Ortschaft zu nächtigen. In Anbetracht unserer gefolterten Gliedmaßen und angesichts eines sauber gedeckten Tisches entschieden wir uns jedoch einstimmig für ersteres, trösteten uns damit, als nachgebender Teil der klügere zu sein und priesen uns glücklich, eher, als wir erwartet hatten, zur Ruhe zu kommen. Shing-Lung-Ku, deutsch „der untere Blumengarten", ist ein elendes, am linken Ufer des zur Zeit ausgetrockneten, unter Umständen jedoch recht gefährlichen Huan-Ho gelegenes Dörfchen von wenigen Häusern, unter denen das Gasthaus, ein ehemaliger Tempel, die erste Stelle einnimmt und allen unseren, mit jedem Tage geringer werdenden Anforderungen vollauf entsprach.

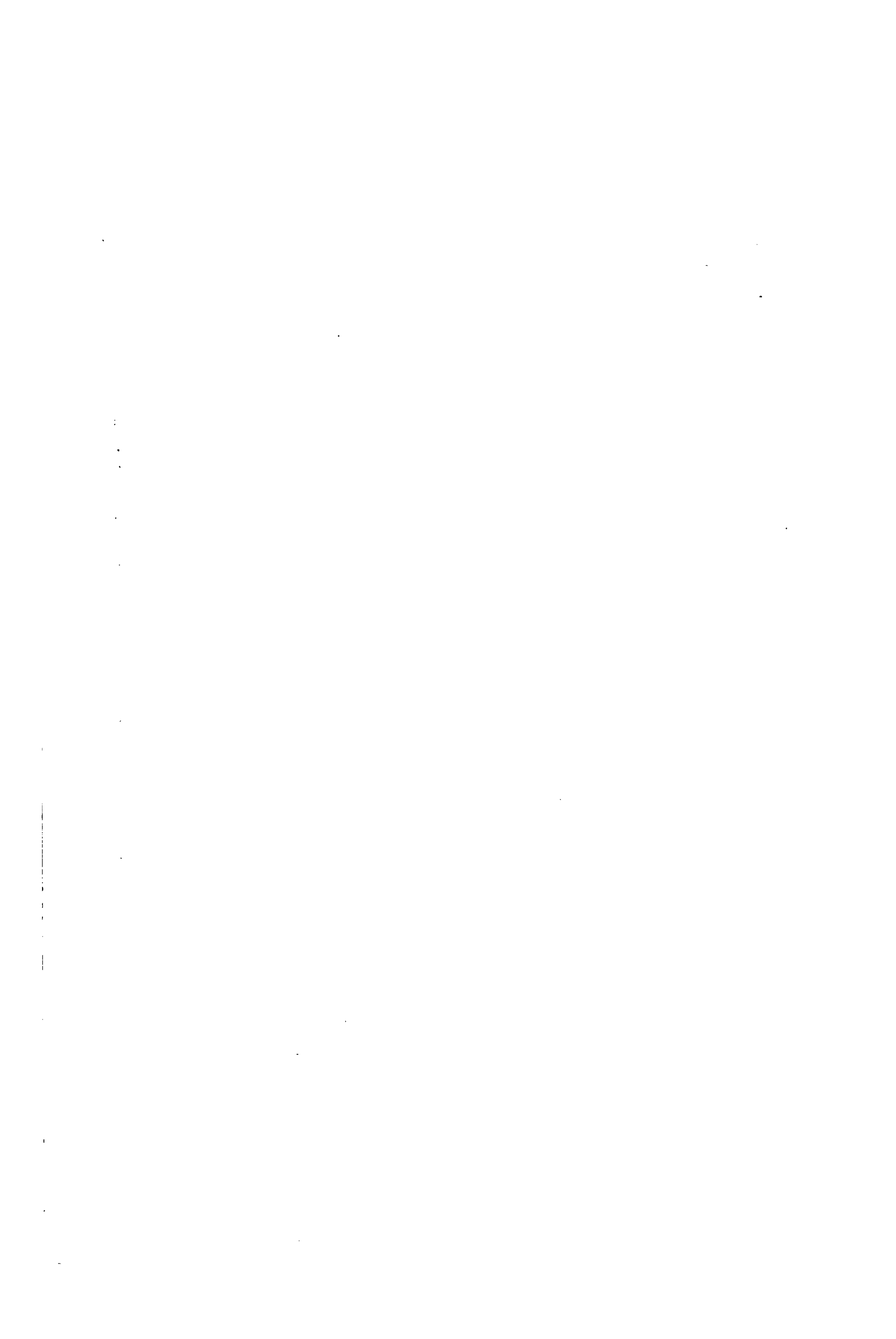
Das Aufstehen am folgenden Morgen wurde uns um so schwerer, als eine fast winterliche Kälte herrschte, die wir selbst in unseren Betten spürten. Dennoch setzten wir uns, kurz nach 4 Uhr, bei hellem Mondenschein in Marsch, die Diener, die noch mit Packen beschäftigt waren, anweisend, uns zu folgen. Daß wir die breite Heerstraße verfehlen könnten, schien uns ein Ding der Unmöglichkeit, aber das Ungeheure geschah trotzdem, und wir befanden uns, nachdem wir vorerst längere Zeit in dem 5—600 Meter breiten, von Bergen eingeschlossenen Flußbett entlang gestolpert und dann etwa eine Stunde lang bergauf geklettert waren, zu unserer Überraschung mit Tagesgrauen auf einem Pfade, dem man deutlich ansah, daß er nur selten begangen wurde. Sobald wir mit Hilfe des Kompasses festgestellt hatten, daß wir nicht in falscher Richtung marschierten, zogen wir weiter und trösteten uns damit, daß am Ende alle Wege gen Kalgan

führen müßten. Die Landschaft ringsum war gebirgig, aber kahl, unfruchtbar und nur an wenigen Stellen bebaut. Eine kleine Ansiedelung, die wir passierten, schien völlig verlassen, denn trotz alles Rufens erschien niemand, und nicht einmal ein Schwein, welches auf die Anwesenheit von Menschen hätte schließen lassen, ließ sich blicken.

Nach dreistündiger Wanderung stießen wir zu unsrer Freude in einem Dorfe auf unsere Karawane, die hier, nachdem es klar geworden war, daß wir uns verirrt haben mußten, auf uns gewartet hatte, und befanden uns damit wieder auf der Heerstraße. Ununterbrochen in Sichtweite von einander lagen die uralten, teils verfallenen, teils noch leidlich erhaltenen, von Mauerresten umgebenen Wachttürme, auf denen in früheren Zeiten durch Feuerzeichen das Nahen der gefürchteten Mongolen- und Tartarenhorden nach Peking gemeldet wurde, worauf sich sämtliche Generale und Truppenführer in der Hauptstadt zu versammeln hatten, um ihre Instruktionen entgegenzunehmen. Die Sage geht, daß einst ein Kaiser auf Wunsch seiner Geliebten das Feuerzeichen zu geben befohlen habe, lediglich um der Dame seines Herzens das Vergnügen zu machen, die Generale aus allen Himmelsrichtungen herbeieilen zu sehen. Dem Rufe wurde pünktlich Folge geleistet, und die Genarrten hatten für den Spott nicht zu sorgen. Als jedoch nach Jahr und Tag die Mongolen wirklich an der Grenze erschienen und wiederum die Feuer entflammt wurden, konnte der Kaiser auf die einstmals gefoppten Herren warten, bis er schwarz wurde. Wie er sich dann, nachdem er schwarz geworden, aus der Verlegenheit gezogen hat, darüber schweigt die Geschichte, und mir ist es gleichgültig.



Wachtturm an der Straße zwischen Peking und Kalgan.



Nur ausnahmsweise gewahrten wir am Wege Dörfer, die nicht befestigt waren. Hie und da kamen die Bewohner herbei, um uns blaue, prächtige Weintrauben zum Kaufe anzubieten, wohingegen die Kinder mit dem Rufe: „fan kwei“ vor uns Reißaus nahmen. Auf den Äckern zu beiden Seiten des Weges sahen wir vielfach neben oberflächlich mit Erde bedeckten Särgen Grabdenkmäler in Gestalt vierkantiger, von Flammen gekrönter Säulen und steinerne Tafeln auf dem Rücken tragender Schildkröten, sowie hohe, freistehende Thore, sogenannte pei-lo, letztere meist zur Erinnerung an Frauen errichtet, die entweder freiwillig auf die Freuden der Ehe verzichtet oder sich nach dem Hinscheiden ihrer Gatten selbst den Tod gegeben haben.

Der Verkehr auf der Landstraße war ein vielleicht noch lebhafterer, als tags zuvor; Tausende mongolischer Fettschafe, Tiere mit schwarzen Köpfen, sowie von der Steppe nach Peking auf den Markt gebrachte Koppeln junger Pferde wurden an uns vorübergetrieben.

Die Treiber derselben, unverfälschte Mongolen mit stark hervorstehenden Backenknochen, braungebrannte Söhne der Steppe, deren jeder einzelne sich zum Flügelmann eines preußischen Garderegiments geeignet haben würde, sind durchweg beritten, denn der Mongole ist sozusagen im Sattel geboren und verläßt denselben nur, um im Zelte zu rasten, seine Mahlzeit einzunehmen oder seine Andacht zu verrichten. Jeder Bewegung zu Fuß ist er dermaßen abgeneigt, daß unser hochverehrter Herr Generalpostmeister ihn, selbst wenn er ihm alle Schätze des Himmels und der Erde böte, für den Beruf des Briefträgers kaum zu begeistern vermöchte. Wo immer

man dem Mongolen begegnet, auf dem Rücken seines kleinen, aber kräftigen Rößleins, oder im Zelte sein Hammelfleisch verzehrend, er steht seinen Mann. Beim Reiten wie beim Essen und Ableiern seiner Gebete scheint er nur das Trabtempo zu kennen. Ohne seinem Pferdchen Rast zu gönnen, trabt er, in der Stunde gegen 20 Kilometer zurücklegend, dahin, bis er das sich gesteckte Ziel erreicht hat. Auf dem Rückwege nach Peking trafen wir mit einem grauköpfigen Lama (Mönch) zusammen, der, wie er uns erzählte, in sieben Tagen 800 Li gleich 560 Kilometer auf seinem Tierchen zurückgelegt hatte.

Der Mongole hat mich, so oft ich ihm begegnet bin, stets ebenso sympathisch berührt, wie mich der Chinese abgestoßen hat. Ob er wirklich so bieder ist, wie er erscheint, wage ich nach der kurzen Bekanntschaft mit ihm nicht zu entscheiden. Mir persönlich erschien er, namentlich im Vergleich zu dem verschlagenen Chinesen, als das Urbild der Bravheit, Ritterlichkeit und Gastlichkeit, alles Eigenschaften, die mich derart zu ihm hinzogen, daß selbst all sein Ungeziefer und seine körperliche Unsauberkeit nicht im stande waren, mir seine Gesellschaft dauernd zu verleiden.

Hohe Lederstiefel, ein kaftanartiges, linksseitig zugeknöpftes Gewand und eine an den Seiten hochgeschlagene Mütze aus Filz oder mit Lammfell gefütterter Seide, das ist die Tracht des Mongolen, einerlei, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts. Am Gürtel führt er ein kurzes Messer und an des letzteren Scheide seitlich befestigt seine elfenbeinernen Eßstäbchen, daneben ein mit Schlagstahl versehenes ledernes Feuerzeugtäschchen und ein oft recht

kostbares Schnupftabakfläschchen aus Krystall, Achat, Nephrit oder anderem edlen Gestein. An dem Stöpsel des Fläschchens befindet sich ein Elfenbeinlöffelchen, auf dem der Tabak zur Nase geführt wird.

Das Haar trägt der Mongole, soweit er nicht — und das ist bei etwa 50 v. H. der Fall — Priester oder Mönch ist und als solcher dasselbe kurz scheren muß, gleich dem Chinesen in einen Zopf geflochten. Bei den Weibern ist der Zopf gleichfalls die Regel, nicht selten findet man bei ihnen indessen auch mehrere, von hinten nach vorn um den Kopf geschlungene Zöpfe und dazu einen aus Silber, Korallen, echten Perlen und Türkisen oder Malachit kunstvoll aufgebauten Kopfputz, sowie Ohrgehänge von beträchtlichem Werte.

Während wir für einige Minuten in der Nähe einer Brücke rasteten, kam ein, seinem Äußern nach zu schließen, in guten Verhältnissen lebender Lama, gefolgt von zwei andern Reitern, herangetrabt. Wenige Schritte vor uns machte er Halt, schwang sich aus dem Sattel und reichte uns nach europäischer Art die Hand, desgleichen thaten seine Begleiter, von denen der eine, der die Zügel der Pferde übernahm, zweifellos ein Diener war. Über den anderen, eine stattliche bartlose Erscheinung, die für einen Mann zu weibische und für ein Weib zu männliche Züge aufwies, zerbrachen wir uns vergebens die Köpfe. Sie bewegte sich in ihren hohen Stiefeln mit der Schwerfälligkeit eines Kürassiers, hatte wie ein solcher im Sattel gesessen und sich zur Erde geschwungen, benahm sich in jeder Hinsicht männlich, und als sie mir die Rechte zum Gruße darbot, taxierte ich diese auf Handschuhnummer 8½. Unser Lama, ein Hüne von über 6 Fuß Körper=

länge und in seinem prächtigen bordeauxrotseidenen, mit Krimmer (dem zarten Fell ungeborener Lämmer) gefütterten Kaftan eine hochimposante Persönlichkeit, behandelte auf der anderen Seite seinen Begleiter mit einer solchen Galanterie, daß wir trotz alles männlichen Auftretens derselben glauben mußten, daß er eine Begleiterin sei, zumal auch eine Anzahl kostbarer Fingerringe und ein die Pelzmütze zierender Behang aus emailliertem Silber auf das weibliche Geschlecht der Person hindeuteten.

Da unsere Diener sich ebenso wenig wie wir mit den Mongolen verständigen konnten, dazu gleich uns über das Geschlecht der merkwürdigen Person geteilter Meinung waren und sich auch sonst keine Möglichkeit bot, des Rätsels Lösung erfolgreich näher zu treten, mußten wir uns mit der allbekannten Regel trösten: „Was man nicht deklinieren kann, das sieht man als ein Neutrum an."

Unter abermaligem kräftigen Händeschütteln verabschiedeten wir uns von dem Lama und seinem undeklinierbaren Begleiter, um gleich darauf einem Reiter in chinesischem Gewande mit Zopf und schwarzseidener Kappe zu begegnen, dem wir ungeachtet seiner Verkleidung und einer riesigen dunklen chinesischen Brille sofort den Europäer ansahen. Man sollte annehmen, daß der Mann, wahrscheinlich ein französischer Missionar, mit Freuden die Gelegenheit ergriffen hätte, einige Worte mit uns zu wechseln. Sei es nun, daß er bereits sehr verchinesiert war, oder fürchtete, sein Ansehen bei den Chinesen zu schädigen, wenn er mit Europäern spräche, Thatsache ist, daß er ohne Gruß an uns vorüberritt und zwar allem

Shian-Hua-Fu.

jeuner à la chinoise zu versuchen, weniger weil ich mir von den Gerichten irgend welchen Genuß versprach, als um das Leben in einem Gasthause größeren Stiles kennen zu lernen. Der Wirt, den ich durch Vorführung einiger kleinen Taschenspielerkünste schon in dem uns angewiesenen Zimmer für mich einzunehmen verstanden hatte, machte mir in jovialer Weise die Honneurs und wurde nicht müde, meinen bis auf die kleinsten Kleinigkeiten sich erstreckenden Wissensdrang zu befriedigen. Derselbe Raum diente gleichzeitig als Küche und Gaststube, so daß sämtliche Speisen vor den Augen der Gäste zubereitet wurden. Lange, saubere Holztische, Bänke und Schemel standen an den Wänden, und in einem Winkel neben dem Herde saß mit Tusche, Pinsel und Papier bewaffnet, der Buchhalter. Die von den Gästen erteilten Befehle werden von den Aufwärtern laut singend den Köchen übermittelt und dann von diesen in gleicher Weise wiederholt. Begleicht ein Gast seine Rechnung, so wird nicht nur der gezahlte Betrag ausgesungen, sondern auch noch die Thatsache, daß Herr Tsung oder Tsing so großmütig gewesen ist, ein so und so hohes Trinkgeld zu geben. Alle diese Rezitative werden von dem Buchhalter, der auch das Amt des Kassierers versieht, zu Papier gebracht. Wie bei uns in den modernen Küchen steht der Feuerherd vollkommen frei und ist von allen Seiten zugänglich. Anfangs glaubte ich daher, es hier mit unterirdischem Rauchabzuge zu thun zu haben, denn obgleich es an allen Ecken und Enden zischte und brodelte und intensiv bläuliche Flammen aus verschiedenen Öffnungen des Herdes hervorzüngelten, war von Rauch nicht das Geringste zu spüren. Ich ließ meinen Wirt alle Herdklappen

öffnen, um den Rauchkanal aufzufinden, konnte indessen keine Spur eines solchen entdecken, da thatsächlich keiner vorhanden war: denn die aus Zarsamiu bezogene Kohle, für die, wie ich nebenbei erfuhr, hier 1 M. 50 Pf. für 100 Pfund chinesisch, = 62 Kilo, gezahlt wird, brennt nahezu rauchlos. Man braucht wahrlich weder Hausfrau, noch Kasserollenheld zu sein, um solch eine nordchinesische Herdanlage mit Interesse zu betrachten. In der Mitte brodelt beständig in einem Topfe von der Größe eines Asphaltkessels die unvermeidliche Hammelbrühe. Geht dieselbe auf die Neige, so wird mit Wasser und neuen Fleischvorräten nachgeholfen, bis der gewünschte Pegelstand wieder erreicht ist. Daß so ein Kessel jemals leer und dann gereinigt wird, möchte ich sehr bezweifeln, daß die Brühe aber dessen ungeachtet vortrefflich ist, davon habe ich mich zu wiederholten Malen überzeugt. Zum Schöpfen derselben bedient sich der Koch eines flachen siebartig durchlöcherten Löffels, den er mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit handhabt, je nachdem der Gast die Suppe mit mehr oder weniger Fleischstückchen, oder auch nur solche, gewünscht hat. Unmittelbar über dem Suppenkessel hängt die Nudelpresse, ein unten durchlöcherter, mit Mehlteig gefüllter Holzcylinder. Mit Hilfe eines an einem Hebel befestigten Kolbens wird der Teig durch die Löcher gepreßt, und die so entstehenden Nudeln fallen direkt in die brodelnde Suppe, aus der sie, sobald sie gar sind, gleichfalls mit dem siebartigen Löffel herausgefischt werden.

Neben dem Herde, auf dem, wie sich denken läßt, auch noch außer Fleischbrühe und Nudeln, die allerdings die Hauptnahrung der hiesigen reisenden Bevölkerung

bilden, andere Gerichte bereitet werden, hat der Pastetenbäcker seinen Stand. Mit den Händen und einem Stöckchen von der Größe eines Trommelschlägers bearbeitet er seinen Teig, füllt die pfannkuchenähnlichen Gebilde seiner Kunst mit einer stark mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzten Fleischfarce, bestreicht den ihm reservierten Teil des Herdes mit Schweinefett oder auch Ricinusöl, ein kurzes Prasseln und Zischen, und das allgemein beliebte Gericht ist fertig. Der Bereiter desselben trommelt mit seinem Stabe einen Wirbel auf der Rollplatte, um den Aufwärter von der Erledigung seines Auftrages zu benachrichtigen, oder auch, wenn er gerade beschäftigungslos ist, die Gäste zu neuen Bestellungen zu ermuntern.

Ich ließ mir eine Schale mit Fleischbrühe und Nudeln, sowie eine der soeben beschriebenen Pasteten vorsetzen und fand, da ich seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte, die Pasteten außerdem mit Schweinefett und nicht mit Ricinusöl bereitet waren, sämtliche Gerichte durchaus wohlschmeckend. Weniger gute Erfahrungen machte ich im Laufe der Reise mit den gleichen Speisen in anderen Gasthäusern. Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß im allgemeinen die chinesische Küche genügend genießbare Gerichte bietet, um reisenden Europäern den Verzicht auf Mitnahme all und jeden Proviants sowie eines eigenen Kochs zu ermöglichen. Ich spreche hier selbstverständlich nicht von solchen Reisenden, die nur bei Franz Pfordte in Hamburg, Delmonico in New-York oder Bignon in Paris menschenwürdig ernährt zu werden glauben, sondern von dem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, dessen Geschmacksnerven selbst englische oder

amerikanische Kost eine Zeit lang ertragen können, ohne in ihren Grundfesten erschüttert zu werden.

Nachdem ich meine chinesischen Tischgenossen auf Drängen des Wirtes noch durch verschiedene kleine Zauberscherze ergötzt und ihnen zu ihrem größten Erstaunen ungezählte Dollars aus den Zöpfen und Nasen gezogen hatte, begab ich mich zu meinen Kameraden zurück und ließ unserem nach europäischer Art bereiteten Frühstück gleichfalls alle Ehre angedeihen.

Um in beschleunigtem Tempo den Marsch nach Kalgan fortsetzen zu können, hatten wir beschlossen, für den uns verbleibenden Rest des Weges frische Maultiere zu mieten. Der Preis von zwei Dollar für jedes Tier, den unser Wirt uns abverlangte, veranlaßte uns jedoch auf diesen Luxus zu verzichten. Allen Reisenden, die von Peking aus eine Expedition in die Mongolei oder sonst wohin zu unternehmen beabsichtigen, kann nach den von uns gemachten Erfahrungen gar nicht dringend genug empfohlen werden, mit ihren Maultiertreibern von vornherein ein Abkommen für die ganze Reise zu treffen und sich unter keinen Umständen darauf zu verlassen, die Tiere unterwegs wechseln zu können. Abgesehen davon, daß Maultiere oft an einzelnen Orten überhaupt nicht zu haben sind, pflegt der Chinese ausnahmslos aus der Not seines Mitmenschen den denkbar größten Vorteil zu ziehen und vor allem der Ansicht zu huldigen, daß der Europäer nie genug geschröpft werden könne, was ihm ja am Ende nicht weiter zu verdenken ist. Gleichzeitig sei allen unsern Nachfolgern der Rat erteilt, ihre Märsche stets so einzurichten, daß sie vor Einbruch der Dunkelheit ihr Quartier erreichen. Sie könnten sich sonst leicht

gezwungen sehen, auf der Straße zu kampieren, was in China noch weit weniger ein Vergnügen ist, als in anderen Ländern.

Bei glühender Hitze verließen wir unser Gasthaus ritten znm Thore der Vorstadt hinaus und folgten dann für über eine halbe Stunde der mächtigen, ursprünglich etwa 20 Fuß über dem Erdboden sich erhebenden Stadtmauer, die an verschiedenen Stellen wiederum um etwa die gleiche Höhe von Verteidigungstürmen überragt wird.

Die einstige Mauerhöhe ist im Laufe der Jahre namentlich an der Westseite der Stadt durch Sandanwehungen wesentlich verringert worden, so daß die Schießscharten an einzelnen Stellen nur noch wenige Fuß aus dem Flugsande hervorragen. Wie wir auf dem Rückwege sahen, umschließt die Mauer neben der eigentlichen Stadt genügend Ackerland, um den Bewohnern im Falle einer Belagerung ausreichende Lebensmittel zu bieten.

Bald hinter Shian-Hua-Fu gelangen wir in eine trostlose Landschaft, spärlicher werden die Ortschaften, um nach und nach ganz aufzuhören und einer Sand- und Steinwüste Platz zu machen. Bei jedem Schritte zolltief im Sande versinkend, keuchen die Lasttiere weiter, während wir, unseren Reittieren die Arbeit erleichternd, neben denselben einherschreiten. Unser Beispiel wirkt indessen keineswegs veredelnd auf die chinesischen Boys. Mögen ihre Eselchen selbst bis an die Knie im Sande waten und jeden Augenblick unter ihrer Last zusammenzubrechen drohen, den Fächer vor dem Gesichte haltend, mit bis zum rechten Winkel hochgezogenen Beinen sitzen die mitleidlosen Gesellen da, den Aufforderungen ihrer Herren,

sich auch einmal etwas Bewegung zu machen, den gewohnten passiven Widerstand entgegensetzend. Wieder einmal konnten die faulen, unverschämten Kerle ihrem Schöpfer danken, daß sie nicht unter meiner Fuchtel standen.

So lebhaft mich bisher alle an uns vorbeiziehenden Viehherden interessiert hatten, so sehr verwünschte ich dieselben in der Wüste, wo sie — namentlich die Schafherden — einen undurchdringlichen Staub aufwirbelten, der in die feinsten Hautporen dringend, im Verein mit der sengenden Sonnenglut eine äußerst schmerzhafte Empfindung im Gesichte hervorrief. Trotzdem ich einen Tropenhut trug und mich obendrein eines Sonnenschirms bediente, bedeckten sich meine Lippen mit dicken Brandblasen und meine Nasenspitze leuchtete wie Karfunkel. Ein Marsch unter solchen Umständen ist kein sogenannter Genuß, und mehr oder weniger stumpfsinnig, ohne Interesse für die beständig sich folgenden Herden und Züge von Ochsenkarren zieht man des Weges, jeden schattenspendenden Felsblock oder Baum zu einer kurzen Rast benutzend.

Glücklicherweise bezog sich der Himmel im Laufe des Nachmittags. Dicker und dicker ballten sich die Wolken zusammen, und wenn die Luft auch fast unerträglich drückend wurde, so war die Schwüle doch der blendenden Sonne vorzuziehen. Außerdem belebte die Hoffnung, jeden Augenblick einen erfrischenden Regen auf uns herniederprasseln zu sehen, unsere erschlafften Nerven. Wir sollten uns nicht getäuscht sehen, denn um die fünfte Stunde entluden sich unter Blitzen und Donnern die über unseren Köpfen hängenden Wolken und in wenigen

Minuten waren wir so naß, wie wir es nur irgend wünschen konnten. Ein geradezu wonniges Gefühl war es für uns, im tollsten Regen weiter zu marschieren, nicht so für unsere Chinesen, die, sobald wir in die Nähe einer am Wege stehenden Hütte kamen, ohne uns zu fragen, in derselben Schutz suchten und durch nichts zu bewegen waren, vor Aufhören des Regens den Marsch fortzusetzen. Der Chinese leidet eben an angeborener Wasserscheu, und selbst der schneidigste Sohn des himmlischen Reiches, der vielleicht kaltblütig einem Kugelregen standhalten würde, ergreift vor einem Gewitterregen ohne Ausnahme die Flucht, als säße ihm der Teufel im Nacken.

Auf diese Weise verloren wir über eine Stunde, so daß wir allen Ernstes die Frage in Erwägung zogen, ob es nicht geratener sei, nunmehr im ersten besten am Wege liegenden Orte zu nächtigen, anstatt erst nach Hereinbrechen der Dunkelheit in Kalgan einzuziehen. Daß der erstere Plan der weisere, darüber waren wir einer Meinung, ebenso einstimmig entschieden wir uns aber für den unweiseren, da es uns schwer wurde, auf das programmmäßig vorgeschriebene Ziel zu verzichten.

Leidlich erfrischt setzten sich Menschen und Tiere nach Aufhören des Regens wieder in Bewegung. An Stelle der Schwüle war eine leichte Brise getreten. Der Sand war genügend durchfeuchtet, um keinen Staub aufkommen zu lassen, und auf den im Osten sich von neuem zusammenballenden Wolken zauberte die sinkende Sonne die wunderbarsten Farben hervor.

Etwa mit Sonnenuntergang kamen wir an einem links am Wege liegenden Gasthause vorüber, aber wir

widerstanden den Überredungskünsten unserer Boys, die, um sich gegen weitere Regenschauer zu schützen, über eine Lage von acht teils wattierten Jacken auch noch ihre Schafpelze gezogen hatten, und marschierten mit „Augen rechts“ weiter in der Hoffnung, in weniger als einer Stunde in Kalgan zu sein.

Wir mochten etwas über die Hälfte dieser Strecke zurückgelegt haben, da brach ein Gewitter los, als gälte es die ganze mongolische Wüste innerhalb zehn Minuten einen Fuß tief unter Wasser zu setzen. Im nu war die Landstraße in einen Bach verwandelt, ein orkanartiger Wind peitschte uns die Regentropfen mit solcher Gewalt ins Gesicht, daß die Brandblasen meiner Lippen aufgeschlagen wurden und meine Karfunkelnase schmerzte, als läge sie auf dem Toilettentisch einer Dame und werde mitleidslos als Nadelkissen benutzt. Der Sturm heulte in der schauerlichsten Tonart; aber trotz aller Schmerzen brüllte ich: „Vorwärts mit frischem Mut“, worauf mein Maultier, welches bis an den Bauch im Wasser watete und mich entweder mißverstanden haben mußte oder oppositionell aufgelegt war, kurz kehrt machte und dem Sturmwinde seine partie honteuse zuwendend, wie angewurzelt, den Kopf zwischen die Vorderbeine steckend, stehen blieb.

Finsternis ringsum. Von meinen Kameraden oder den Leuten der Karawane war weder etwas zu sehen noch zu hören. Der Gedanke, vom Wege abgekommen oder sonstwie von meinen Begleitern getrennt zu sein, erhöhte das Unbehagliche der Situation noch um ein Bedeutendes. Denn abgesehen davon, daß es für den geübtesten Pfadfinder kein Leichtes ist, in rabenschwarzer

Nacht das Thor einer ihm unbekannten Stadt zu finden, hatte ich außerdem vom Chinesischen nicht viel mehr, als das Wort Tschau-Tschau, d. h. „Essen" gelernt, so daß sich mir die allerschönste Aussicht bot, mit meinem widerspenstigen Maultiere ante portas nächtigen zu müssen. Alle Aufforderungen zum Tanze erwiesen sich der bockbeinig dastehenden Bestie gegenüber als völlig erfolglos, sie rührte sich nicht vom Fleck, gleichgültig, ob sie zum Vorwärts- oder Rückwärtsgehen ermuntert wurde. Mein einziger Trost bestand in der Hoffnung, daß sich die übrigen Tiere während des Sturmes ebenso verhalten würden und sich demnach nicht weit von mir befänden. Da alles Rufen von dem Getöse der entfesselten Elemente übertönt wurde, wie das Quaken des Frosches vom Brüllen des Löwen, entschloß ich mich, mein thörichtes Maultier für kurze Zeit sich selber zu überlassen und auf eigenen Beinen zu versuchen, Fühlung mit der Karawane zu bekommen. Immer im tiefsten Wasser planschend, um nicht aus dem Geleise zu kommen und mit meinem zusammengefalteten Schirm umhertastend, gehe ich langsam zurück. Mit einemmale entdecke ich trotz aller Finsternis zur Seite des Weges einen Gegenstand, der sich wie ein heimatlicher Wegweiser ausnimmt. Neue Hoffnung belebt mich, aber im nächsten Augenblick muß ich trotz der fatalen Lage, in der ich mich befinde, über mich selber lachen. Ein Wegweiser! Erstens war es mehr als zweifelhaft, daß es ein solcher war, da wir bisher auf ähnliche Verkehrserleichterungen nicht gestoßen waren, und dann, was hätte mir, dem jedes chinesische Schriftzeichen ein unlösbares Rätsel ist, ein solcher nützen können, selbst wenn ein sekundenlanger Blitz mir den Gefallen

gethan hätte, zu enthüllen, was die Nacht vorläufig mit Angst und mit Grauen bedeckte! Und der Blitz that mir den Gefallen, oder vielmehr er spielte mir den Schabernack, und von magisch bläulichem Lichte umflossen erschien über mir nicht die Hand eines Wegweisers, sondern ein mit Holzstäben vergittertes Kästchen und hinter dem Gitter das vom Rumpfe getrennte Haupt eines Hingerichteten, welches hier nach Landessitte als Warnungszeichen für Diebe, Räuber, Mörder und solche, die es werden möchten, an einer Wegegabelung aufgestellt war. Ich könnte nun mit mehr oder weniger Witz und viel Behagen eine Schilderung liefern, die sich vortrefflich für die Schreckenskammer der Reiselitteratur eignen würde, könnte erzählen, wie mich der Kopf mit seinen leeren Augenhöhlen angegrinst, wie mir das Blut in den Adern gerann und das Mark in den Knochen erstarrte; wie die Haare mir gleich den Borsten eines geärgerten Stachelschweines (Hystrix cristata) zu Berge standen und ich selber mit schlotternden Knieen mich an den Busen meines Maultieres flüchtete, um am nächsten Morgen mit schneeweißem Haar zu erwachen. Ich thue das nicht! Ich verzichte, wie schon so häufig, darauf, vom trockenen Wege der Wahrheit abzuweichen, zumal ich den Wert eines solchen gerade damals, als ich bis an die Hüfte im Wasser planschte, besonders schätzen mußte.

Der Wahrheit gemäß berichte ich daher, daß mich der Kopf weniger erschreckte, als interessierte, und daß ich nur bedauerte, ihn nicht für den Weihnachtstisch des Herrn Geheimrats Virchow mitnehmen zu können. Aber erstens konnte ich mich in jener Stunde nicht gut mit Schädelsammeln abgeben und hatte auch keine Lust, den

Kopf für die ganze Dauer unseres Marsches mitzuschleppen. So vertröstete ich mich denn auf den Rückweg, zumal ich hoffte, daß inzwischen der Zahn der Zeit, der Schnabel des Raben, sowie die Freßwerkzeuge der Ameise ihre Schuldigkeit thun und mir dadurch jedes Reinigungswerk ersparen würden.

Ich habe in meinem Leben so viel kopflose Menschen gesehen, daß jeder menschenlose Kopf mir nur als ein Mittel zur Herstellung des Gleichgewichts einen gewissen Eindruck macht. Übrigens wurde mir zum Glück weniger Zeit gelassen, mich mit dem Haupte des Gerichteten zu beschäftigen, als ich für denselben vom Leser dieser Zeilen in Anspruch genommen habe. Denn in nächster Minute tauchten neben mir schwarze Gestalten auf, Stimmen wurden vernehmbar, und erleichterten Herzens sah ich mich wieder mit der Karawane vereint. So schnell ich konnte, watete ich zu meinem bei dem Herannahen seiner Kameraden laut wiehernden Maultier zurück, schwang mich in den Sattel, und da nunmehr eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns beiden nicht mehr bestand, ging es trotz Wassers, Regens und Windes dem ersehnten Ziele langsam, aber ohne weitere Fährlichkeiten entgegen.

Nachdem ich auch diesesmal wieder der Versuchung widerstanden habe, auf Kosten der Wahrheit meinen Lesern eine Gänsehaut zu verschaffen, möchte ich die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, der Annahme entgegenzutreten, daß der Reiseschriftsteller kleinere und größere Schnurren schlechterdings nicht entbehren könne. Für den Reisenden, der Ohren hat, zu hören, und Augen, zu sehen, der ungeachtet dessen, daß er sich

hier und da die Hände ein wenig beschmutzt, frisch hineingreift ins volle Menschenleben, ist das Flunkern ein ebenso überflüssiges Unternehmen, wie das Ausbrüten von Euleneiern für den Athener, denn er erlebt, ohne sich dazu zu drängen, soviel des Merkwürdigen, Interessanten, Unerhörten, Schauerlichen und Komischen, daß er schon ein gradezu gottbegnadeter Lügner à la Münchhausen sein muß, um Besseres zu erfinden, als das, was ihm das Leben bietet.

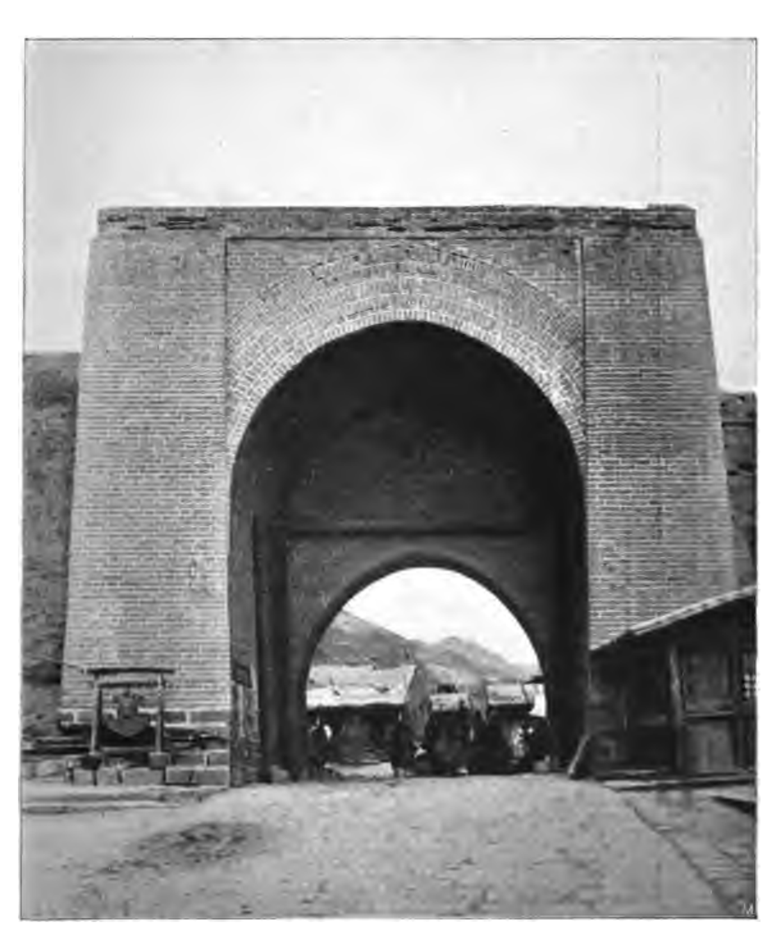
Ich gebe zu, daß, wie eine gewisse Begabung zum Reisen, zum Beobachten und zum Schildern des Gesehenen und Erlebten, so auch ein gewisses Talent zum Erleben selbst gehört. . . . Wer letzteres besitzt, der kann nach einem abendlichen Spaziergange durch die Straßen einer Großstadt Erlebnisse verzeichnen, von denen sich der Philister in seinem Stumpfsinn nichts träumen läßt, trotzdem er dieselben Dinge Tag für Tag erleben könnte, wenn er sich nicht gewissermaßen mit einem Doweschen Panzer gegen Erlebnisse gewappnet hätte. Der gute Beobachter wird überall Vorgänge schildern können, die dem Alltagsmenschen, der mit Scheuklappen durchs Leben rennt, so lange entgangen sind, bis er mit der Nase darauf gestoßen wird und dann thatsächlich nicht begreifen kann, daß er das alles nicht schon früher bemerkt hat. Betreten Leute dieses Kalibers den Reisepfad, so erleben sie dabei vielleicht noch weniger, als bei einem Spaziergange durch die Straßen der Großstadt, sie müssen daher notgedrungen, wenn sie eine Reisebeschreibung durchaus nicht für sich behalten können, um dieselbe nur einigermaßen lesbar zu machen, in Ermangelung von Thatsachen zu Schnurren greifen und werden dem-

nach auch anderer Leute Reiseerlebnisse für erlogen halten. Schreiben sie nicht, so erklären sie ihre schreibenden Kollegen sämtlich für Aufschneider und Märchenerzähler, falls sie nicht so aufrichtig sind, wie ein viel in der Welt herumgekommener Herr, dem ich während meiner letzten Anwesenheit in Deutschland begegnete und der mir ganz freimütig sagte: „Erst nach dem Lesen Ihres Buches „An indischen Fürstenhöfen" ist mir's zum Bewußtsein gekommen, wie unendlich viel des Interessanten auch ich bei meiner Reise durch Indien erlebt habe."

Ich gestehe übrigens offen, daß ich es dem in seinen vier Wänden in der Heimat hockenden Leser nicht verüble, wenn er gelegentlich an meiner Wahrheitsliebe zweifelt. Ich selber glaube manches von dem, was ich geschildert, auch nur deshalb, weil ich es selbst erlebt habe.

Doch genug davon. Folgen Sie unserer kleinen Schar nach dieser kurzen Abschweifung gefälligst wieder auf die fußtief unter Wasser stehende Landstraße und begleiten uns auf unserm Einzuge durch das zum Glück noch nicht geschlossene südliche Thor Kalgans.

Man hätte dasselbe sehr wohl anstatt für ein Thor für eine über einen Gebirgsbach führende Brücke halten können, so rauschte das Wasser unter unsern Vierfüßlern, als wir mit dem wonnigen Gefühle, endlich geborgen zu sein, hindurchritten. Dieses Gefühl sollte indessen nicht lange standhalten. Wir hatten vergessen, daß wir uns in China befanden und daß — die Landstraßen mögen in noch so schauerlicher Verfassung sein — die eigentliche Schwierigkeit des Vorwärtskommens erst mit dem Betreten der Städte beginnt, deren Straßen schon



Stadtthor in Kalgan.

Hotelwirt gleichfalls keinen allzu vertrauenerweckenden Eindruck gemacht haben würden, dennoch wurmte uns diese schnöde Ablehnung gewaltig, und wenn der ungastliche Wirt uns weiße Teufel nannte, so hatten wir für ihn Flüche in Bereitschaft, mit denen wir uns die Hochachtung jedes preußischen Feldwebels oder Wachtmeisters erworben hätten.

Als unserem Führer bedeutet wurde, uns den Weg zu einem weniger europäerfeindlichen Gasthause zu weisen, blies er — wahrscheinlich mit dem unverschämtesten Gesichte, welches ein Berliner Schusterjunge aufsetzen kann — uns seine Laterne vor der Nase aus und verschwand im Dunkel der Nacht.

„Vorwärts mit frischem Mut“ wurde von neuem mit erzwungener Begeisterung angestimmt, und weiter ging's über Berg und Thal des schauerlichen Straßenpflasters, bis wir an einen zweiten Gasthof gelangten, um auch hier mit barschen Worten abgewiesen zu werden.

Bisher hatten wir uns in der sogenannten unteren Stadt bewegt, aber in der oberen wohnen auch noch Leute und zweifellos auch Wirte. Also auf zur oberen Stadt! Wie wir den Weg zu derselben gefunden, weiß ich nicht mehr, eine Gasse war so dunkel wie die andere, und ich entsinne mich nur, daß wir uns schließlich auf einer Straße von der Breite der Wilhelmstraße der deutschen Reichshauptstadt befanden und von irgend einem des Weges kommenden Chinesen zu einem „Hotel“ geführt wurden, dessen Thor so weit offen stand, daß wir ungehindert eindringen konnten. Zwischen unseren Boys und dem herbeigerufenen Wirt entspann sich eine endlose, äußerst lebhafte Unterhaltung, in der viel von der deutschen

Gesandtschaft und Dollars die Rede war und deren Ergebnis darin bestand, daß wir durch einen schmutzigen Gang über einen unter Wasser stehenden Hof, auf dem unzählige Gefährte, Sänften und sonstiges Gerümpel die Passage beengten, in zwei neben einer Mistgrube gelegene, elende Kammern geleitet wurden, die uns unter den obwaltenden Umständen jedoch als der Inbegriff aller Behaglichkeit erschienen.

Schleunigst wurde das mit Öltuch gegen Nässe geschützt gewesene Gepäck abgeladen, die triefenden Kleider abgestreift und durch trockene ersetzt, Bett und Tisch aufgestellt, und bald darauf konnte ich, durch ein Glas Portwein gestärkt und eine halbgefüllte Flasche vor mir, in mein Tagebuch im Hinblick auf meine Umgebung die Worte eintragen:

„In dieser Armut, welche Fülle,
In diesem Kerker, welche Seligkeit!“

Unsere Diener, denen sämtliche neun Kleiderschichten durchnäßt worden waren, hatten sich ohne viele Umstände an den trockenen Beständen ihrer Herren schadlos gehalten und entledigten sich nunmehr ihrer Aufgabe, für unser leibliches Wohl zu sorgen, mit erstaunlicher Geschwindigkeit und lobenswertem Geschick. Wir waren noch keine Stunde im Quartier, da stand eine dampfende Erbsensuppe vor uns, der vortreffliche Schweinekoteletts mit Büchsenspargel folgten. Käse bildete den Nachtisch und deutscher Schaumwein so lange das Getränk, bis stärkere Stoffe an seine Stelle traten.

Daß wir, auf diese Weise vorbereitet, nach einem Marsch von gegen 70 Kilometer und nach all des Tages

Mühen und Lasten wie die Götter schliefen, läßt sich denken.

Bei klarem Himmel und lachender Sonne verließen wir am folgenden Morgen unsere bei Licht besehen wenig erfreuliche Behausung, um, während die Diener mit dem Trocknen unserer nassen Kleidungsstücke, Sättel u. s. w. vollauf zu thun hatten, uns die Stadt, in der wir so wenig gastlich empfangen worden waren, näher anzusehen.

Der chinesische Name der zwischen 70- und 80 000 Einwohner zählenden, 2400 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Stadt ist Chan-kia-kau. Die Mongolen nennen sie „Halga", d. h. Thor, weil die Stadt im Norden von der großen, die Grenze zwischen China und der Mongolei bildenden chinesischen Mauer begrenzt wird, und aus dem Worte Halga haben die Russen Kalgan gemacht. An drei Seiten von schroff abfallenden Bergen eingeschlossen, auf deren Höhen hie und da die Reste der vor über 2000 Jahren errichteten Mauer sichtbar sind, an einem bald ausgetrockneten, bald schäumend seine Fluten dahinwälzenden Flüßchen liegend, macht Kalgan auf den aus der Ebene kommenden Fremden äußerlich einen keineswegs üblen Eindruck. Im Innern aber ist's fürchterlich, namentlich nach regnerischem Wetter, wenn sich allerorten schlammige Pfützen und kleine Teiche gebildet haben, so daß man weder zu Fuß, noch zu Pferde oder im Karren verkehren kann, ohne nach wenigen Minuten von oben bis unten mit Schlamm bespritzt zu sein. An einem solchen Tage erhält man überhaupt kein richtiges Bild von der Bedeutung Kalgans als Durchgangspunkt aller zwischen Rußland und China verkehrenden Karawanen, denn die Kameltreiber hüten sich

in diesem Falle, ihre Tiere, die auf schlüpfrigen Wegen ebenso unsicher sind, wie der Feuerländer auf dem Parketboden, durch die Stadt zu treiben. Dessenungeachtet bleibt der Verkehr immer noch lebhaft genug. Die mit Soda beladenen Ochsenkarren folgen einander. Maultiere kommen und gehen, und auf Schritt und Tritt begegnet man aus den Steppen hereinreitenden Mongolen, zuweilen in prächtigen seidenen Mänteln, der Regel nach aber in schmutzstarrenden, mottenzerfressenen, übelduftenden Schafpelzen, im Sattel ihre Einkäufe besorgend. In Kalgan ist alles zu haben, was des Mongolen Herz erfreuen kann, Sättel und Satteldecken; eiserne reichornamentierte und vergoldete Steigbügel, Buddhabilder, Amulets, Gebetmühlen und Rosenkränze, aus Messing gegossene Gefäße für den Haus- oder vielmehr Zeltaltar, Peitschen, Messer, eiserne Kochpfannen, Eßstäbe, aus Holz geschnitzte Trinkschalen, Tabaksbeutel, Pfeifen, Pelz- und Filzmützen in allen möglichen Ausstattungen, Filzdecken, Schnupftabakflaschen von wenigen Casch bis zu 100 Dollar das Stück kostend, Rasiermesser, Kisten zum Aufheben von Kleidungsstücken, Schmuckgegenstände für Weib und Kind, in Ziegelsteinform gepreßte Theeabfälle, Tabak, Salz, Zwiebeln, Schnittlauch und Hirse.

Damit ist aber auch der Wunschzettel des Mongolen so gut wie vollständig, die Steppe bietet ihm, was er sonst zum Leben gebraucht, Fleisch, Butter, Käse, Wasser und Luft und als Feuerungsmaterial getrockneten Kamelsmist.

In besonderer Blüte steht in Kalgan der Handel mit Fellen und Pelzen, und wir versäumten es daher

nicht, einigen der größten Fellniederlagen unseren Besuch abzustatten. Die hier mit diesem Handel sich befassenden Leute sind durchweg Chinesen, die uns in freundlichster Weise empfingen und mit unerschöpflicher Geduld ihre Schätze vor uns ausbreiteten, natürlich in der Hoffnung, uns selbst bei dieser Gelegenheit das Fell über die Ohren ziehen zu können. Als richtige Geschäftsleute begannen sie mit ihren Schundartikeln, mit geflickten billigen Wolfs- und mongolischen Ziegenfellen, um erst nach und nach ihre wertvolleren Bestände hervorzuholen und den blauen und weißen Fuchs, den Zobel, den aus den Himalayas stammenden Schneeleoparden, den sibirischen langhaarigen Tiger, der den bengalischen Königstiger tief in den Schatten stellt, und mancherlei andere Kostbarkeiten vor uns auszubreiten.

Ich erstand ein tadelloses Wolfsfell für zwölf Mark, prächtige Leopardenfelle wurden uns mit 36 Mark angeboten. Die wirklich guten und seltenen Sachen standen hingegen so unverhältnismäßig hoch im Preise, daß selbst die Überredungskunst der Händler uns nicht zum Öffnen unserer Börsen bestimmen konnte.

Gegen Mittag fuhren wir gemeinsam in einem Karren zu der außerhalb der Stadt auf einem Hügel gelegenen amerikanischen Mission, um uns bei dem Leiter derselben, Mr. Roberts, Rat wegen der besten und lohnendsten Tour in die Mongolei zu holen.

Wir wurden auf das gastlichste empfangen und dahin belehrt, daß ein mehrtägiger Ausflug hinreiche, das Leben der Mongolen kennen zu lernen, da, sobald man sich erst einmal in der eigentlichen Steppe befinde,

diese selbst auf Hunderte von Meilen ebenso wenig Abwechslung böte, wie ihre Bewohner.

Herr Roberts war so liebenswürdig, uns zwei verschiedene Marschrouten auszuarbeiten, uns mit den nötigen Karten zu versehen und uns manchen wertvollen Wink zu erteilen. Beim Abschiede stellte er uns seine 17 bezopften Zöglinge vor, klagte über den Mangel jeglichen Verständnisses für seine Bestrebungen bei den Mongolen und gestand offen, daß die seit nahezu 30 Jahren bestehende Mission bisher, was das Christianisierungswerk anlangt, ganz miserable Geschäfte gemacht habe.

Sobald wir in unser Gasthaus zurückgekehrt waren, wurde gefrühstückt, darauf gepackt und auf Mr. Roberts Anraten unser Lager nach der außerhalb des Nordthores gelegenen russischen Niederlassung verlegt. Ein fünf Kilometer langer Ritt durch die Stadt brachte uns an ein gut erhaltenes, in die große Mauer eingelassenes Thor, vor dem selbst die sonst wie angeleimt im Sattel klebenden Mongolen zum Zeichen der Unterwürfigkeit gegen China vom Pferde zu steigen pflegen. Hindurch reitend, gelangten wir in einen engen Gebirgspaß, zu dessen beiden Seiten jeder Quadratfuß ebenen Bodens bebaut ist. Nachdem wir eine lange Reihe chinesischer Läden passiert, kommen wir in die russische Kolonie, deren Häuser sich von denen der Chinesen, trotz derselben Bauart, durch bunt bemalte Fensterläden, kleine, mit Astern und Georginen bepflanzte Vorgärtchen und sauberen hellfarbigen Anstrich vorteilhaft unterscheiden.

Als der gebildetste der hier stationierten, ausschließlich mit Theehandel sich befassenden Russen war uns von Mr. Roberts Herr Batneff, ein geborener Moskauer,

bezeichnet worden. Um den betreffenden Herrn nicht zu dreien zu überfallen, wurde ich mit der Mission betraut, denselben aufzusuchen und allerlei Erkundigungen, u. a. auch wegen des empfehlenswertesten Gasthofes der Niederlassung einzuziehen. Während meine Gefährten daher bei der Karawane halten blieben, schickte ich mich an, mich meines Auftrages zu entledigen. Herr Batneff, den ich in seinem Garten traf, führte mich sofort ins Haus und stellte mich seiner bildhübschen, gerade am Theetisch beschäftigten Gattin vor. Ich redete meine beiden Wirte erst in französischer, dann in deutscher und schließlich in englischer Sprache an, umsonst! Das Resultat blieb sich in allen drei Fällen gleich, man verstand mich nicht, und da mein russischer Sprachschatz mit dem einen Worte Wodka erschöpft worden wäre, ich mit demselben indessen kaum allzu viel Ehre eingelegt hätte, so verzichtete ich auf die Hebung dieses Schatzes, lachte ebenfalls, lief dann zur Thür hinaus und rief meine Kameraden zu Hilfe. Dieselben konnten zwar nicht mehr Russisch, als ich, aber Dr. Grunwald sprach das Chinesische nahezu fließend, wenn auch mit leichtem vorpommerschen Accent, Herr Hildebrand kannte gleichfalls einige hundert Worte, und daß unsere beständig mit den Söhnen des Landes verkehrenden Wirte deren Idiom verstanden, war als sicher anzunehmen. Kaum hatte ich denn auch beide Herren in aller Form eingeführt, so schwirrten die Tschings, Tschungs, Tschongs nur so durch die Luft, derweil ich als stiller Teilhaber, ohne eine Silbe zu verstehen, dabei saß, mir sehr thöricht vorkam und mir Finger und Mund an dem siedend heißen Thee verbrannte, den die reizende Frau Batneff

mit Hilfe ihres behaglich summenden Samowars bereitet und mit bezauberndem Lächeln vor mich hingestellt hatte. Daß meine Leser und Leserinnen zu mindestens 90 v. H. wissen, was ein Samowar ist, nehme ich zwar als wahrscheinlich an, bestreite aber deshalb den wenigen Unwissenden keineswegs das Recht, von mir zu verlangen, ihnen zur Ausfüllung einer Lücke in ihrer Bildung behilflich zu sein.

Ein Samowar ist in erster Linie ein Gegenstand, ohne den ein russisches Familienleben gerade so undenkbar ist, wie ein deutsches ohne Kaffeekanne. Er ist, wenn blitzblank geputzt, der Stolz der russischen Hausfrau, und wenn in ihm das Wasser leise summt und ihm zur Seite eine Flasche Rum steht, des strengen Hausherrn allerbester Freund. Seine Form ist die einer hübsch geformten, weitbauchigen Vase, deren Hals weit genug ist, einen der Vase entsprechend langen, etwa 2 Zoll starken Metallcylinder aufzunehmen. Letzterer wird mit glühender Holzkohle versehen, in die mit Wasser gefüllte Vase gesetzt, und nach wenigen Minuten ist letzteres auf dem Siedepunkt angelangt, auf dem es sich dann stundenlang hält, ohne daß die Hausfrau nötig hätte, einer jeden Augenblick zu erlöschen oder anderen Unfug anzurichten drohenden Spiritusflamme, einer Vestalin gleich, ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Das kochende Wasser dient zur Bereitung des Thees, den der Russe anders genießt, als alle übrigen Nationen, und von dem er größere Mengen verbraucht, als selbst der theesüchtigste Chinese. Ein kleiner irdener Topf wird mit Theeblättern gefüllt, auf diese kochend heißes Wasser, ohne welches bekanntlich ein genießbarer Thee auch sonst

nicht zu erzielen ist, geschüttet und der Topf auf einige Minuten sich selber überlassen. Der dann fertige, äußerst starke Aufguß hat die Farbe alten Portweins und wird zu etwa vier Fünfteln mit Wasser verdünnt, auf Wunsch mit Zucker und Milch versetzt und nicht aus Tassen, sondern aus Gläsern getrunken. Das stärkere Geschlecht pflegt auf Milch zu verzichten und einen nicht unbeträchtlichen Bruchteil des Wassers durch Rum oder Kognak zu ersetzen. Welche Mengen dieses belebenden Getränkes der Russe in einer Sitzung zu sich nehmen kann, spottet jeder Beschreibung, für ihn ist das Theetrinken ein Bedürfnis, wie für uns etwa das tägliche Brot oder wie der Tabak für den leidenschaftlichen Raucher, und ich glaube, daß er sich eher von seiner Frau trennen würde, als von seinem Samowar, es sei denn, er habe eine so schöne liebenswürdige Gattin, wie Herr Batneff in Kalgan.

Unser Wirt, der die mongolische Wüste zu verschiedenen Malen durchquert hatte, konnte uns noch manchen schätzbaren Rat erteilen. So empfahl er uns u. a., einen Teil unserer mexikanischen Dollars in Silberrubel umzuwechseln, die von den Mongolen den Dollars gleich geschätzt würden, trotzdem sie um $^1/_3$ weniger wert seien. Da wir aus mannigfachen Gründen die uns für die Nacht angebotene Gastfreundschaft ablehnten, geleitete uns Herr Batneff zu einem unweit seines Hauses gelegenen, von durchreisenden Russen viel besuchten chinesischen Gasthause, uns der Gunst des Wirtes angelegentlichst empfehlend.

Wir wurden zusammen in einem saalartigen, etwa 15 Fuß hohen Zimmer untergebracht, dessen Kang groß

genug war, einem Dutzend Gäste gleichzeitig als Schlafstätte zu dienen, ein Umstand, der uns bewog, von vornherein gegen Aufnahme etwaiger noch ankommender Gäste zu protestieren. Zur Zeit des Theetransportes, d. h. im Herbst und Winter, sind die Gasthäuser zwischen Peking und Kalgan größtenteils überfüllt, und wir konnten daher von Glück sagen, ein so gutes Unterkommen gefunden zu haben. In den übrigen Gastzimmern wie auf den Höfen herrschte ein reges, fesselndes Leben und Treiben. Da wurde gezecht und geschmaust, gepackt und geladen, Geld gezählt und gehandelt, wie auf einem Jahrmarkt, Pferde und Maultiere wurden zum Verkauf vorgeführt, ihre Mängel beschönigt und ihre Vorzüge gepriesen. Handelsgeschäfte zwischen Chinesen sind im allgemeinen mit dem denkbar geringsten Geräusch verbunden, und hundert chinesische Händler machen zusammen auch nicht annähernd den Lärm, den zwei Berliner Fondsjobber zur Abwicklung des unbedeutendsten Geschäfts für unerläßlich erachten.

Den Aufschlag seines Rockärmels heruntergestreift, ergreift der Verkäufer die Hand des Käufers, zeigt diesem durch den Druck der Finger seine Forderung an, nimmt in gleicher geheimnisvoller Weise dessen Gebot entgegen, und so fort, bis man handelseins geworden ist, oder die Hoffnung, es zu werden, aufgiebt.

In dem Hofe eines Nachbarhauses, in welches ich mich nach der Rückkehr von einem Spaziergange verirrt hatte, war ich Zeuge, wie ein Kamel, dessen untere Fußfläche einen Riß bekommen hatte, in des Wortes verwegenster Bedeutung frisch besohlt wurde. Mit Hilfe von Bindfaden und Pfriemen wurde ihm ein Stück

Leder direkt an die eigene Fußsohle genäht, um auf diese Weise das Eindringen von Sand und Schmutz in die Wunde nach Möglichkeit zu verhindern. Schmerz schien das Tier dabei nicht zu empfinden, denn es ließ sich in seiner Beschäftigung des Wiederkäuens nicht im geringsten stören und blickte mit seinen schönen braunen Augen um sich, als sei es an der Operation in keiner Weise beteiligt.

Rund herum saßen eine Anzahl Chinesen, der Thätigkeit des mongolischen Kamelschusters aufmerksam zuschauend, Pfeife rauchend oder wenn ihre Hände sonst nicht beschäftigt waren, in denselben beständig zwei Kugeln aus Glas, Stein oder Metall um einander kreisen lassend.

Durch dieses Kugelspiel, welches mit höchst fatalem Geräusch verbunden ist, werden selbst die stärksten Nerven des Europäers nicht selten auf eine harte Probe gestellt, namentlich wenn es mit sogenannten Klingelkugeln — eisernen Kugeln, in denen sich eine Feder befindet, die bei jeder Drehung gegen die Kugelwand schlägt und ein leises Tönen hervorruft — betrieben wird.

Geschmeidighalten und Stärkung der Hand- und Fingermuskeln soll der Zweck der Übung sein. Jedenfalls kann man sich kaum einen unangenehmeren Zimmergenossen vorstellen, als einen nach Knoblauch duftenden und obendrein mit Klingelkugeln arbeitenden Chinesen.

Gegen Abend bekam ich einen heftigen Fieberanfall, der mich frühzeitig ins Bett trieb.

Als wir um 4 Uhr in der Frühe geweckt wurden, fühlte ich mich jedoch wieder wohl und kräftig, der Himmel versprach uns einen schönen regenfreien Tag, und



Erdhöhlen bei Kalgan.

das Einzige, was mir den Lebensgenuß beeinträchtigte, waren meine verbrannten Lippen und meine unter lebhafter Schmerzempfindung sich häutende Nase. In welchem Maße derartige Kleinigkeiten die Laune eines Menschen zu beeinflussen vermögen, kann nur der beurteilen, der selbst an sonnverbrannten Körperteilen gelitten hat. Mit der verbrannten Nase hätte ich mich schon abgefunden, aber die Lippen brauchte ich zum Sprechen und Lachen wie zum Essen und Trinken — zu küssen gab's in dieser Gegend nichts — und bei jeder einzelnen dieser Thätigkeiten wurden die kaum verharschten Wunden von neuem aufgerissen.

Bald hatten wir die freundliche Russenkolonie hinter uns. Auf schlechtem, steinigem Wege, dem zur Seite der in der Mongolei entspringende Baitsa-Ghool plätscherte, stiegen wir in enger, von schroffen Abhängen gebildeter Schlucht langsam bergan, bis wir nach einstündigem Marsch an eine armselige Chinesenansiedelung kamen, deren Bewohner Ackerbau und Töpferei betreiben und der Mehrzahl nach, Erdschwalben gleich, in steil abfallenden Lößwänden nisten. So wenig menschenwürdig diese Höhlen von außen erscheinen, so behaglich ist zum Teil ihr Inneres. Ich fand einige derselben, aus drei gewölbten Abteilungen bestehend, säuberlich gekalkt und mit Papierfenstern versehen. Gegenüber frei stehenden Häusern haben sie den Vorteil, sturmfest, wasserdicht, warm im Winter und kühl im Sommer zu sein. Ich für meine Person würde mein Leben jedenfalls lieber in einer solchen Erdhöhle verbringen, als in dem Keller eines Hauses in Europa.

Wir trafen auf der Dorfstraße gegen hundert mit

Ochsen bespannte Holzkarren, die Soda aus einer etwa 1200 Kilometer nördlich von Kalgan gelegenen Landschaft namens Paitschi brachten und zur Zurücklegung der Strecke etwas über vierzig Tage benötigt hatten. Der Transport mit Ochsen-Karren ist, wie man hieraus ersieht, ein ungleich langsamerer, als derjenige mit Kamelen. Der Ochse zieht indessen mehr, als das Kamel trägt, und da die Unterhaltungskosten der Zugtiere beispiellos gering sind, der Ochse außerdem an seinen Hufen gegen spitze Steine u. s. w. weniger empfindlich ist, als das Kamel an seinen Fußsohlen, so behauptet er neben diesem seinen Platz.

Die Holzkarren sind in ihrer Bauart so primitiv wie möglich und vergeblich sucht man an ihnen nach dem geringsten Eisenteil. Ganz von Holz gefugt, mit hölzernen, an den Rädern festsitzenden und sich mit diesen drehenden Achsen, auf denen der in der Mitte mit halbmondförmig ausgeschnittenen Lagern versehene Kasten zur Aufnahme der Lasten ruht, mit Rädern, in denen die Stelle der Speichen durch drei starke Holzleisten vertreten wird und deren Felgen häufiger ein Sechseck, als einen Ring bilden, ist es ein wahres Wunder, daß diese jämmerlichsten Gefährte, denen ich überhaupt auf meinen Reisen begegnet bin, nicht im Laufe eines jeden Tagesmarsches mindestens zehnmal zusammenbrechen.

Wenn der Fuhrpark Attilas, der an der Spitze der Hunnen, den Vorfahren der heutigen Mongolen, im 5. Jahrhundert seinen Siegeszug nach Westen antrat und ganz Europa in Angst und Schrecken versetzte, aus solchen Rumpelkästen zusammengesetzt war, so danke ich meinem Schöpfer auf den Knien dafür, daß er mich nicht 14 Jahr-

hunderte früher als Hunnen auf die Welt kommen und Reserveoffizier hat werden lassen, mit der Aussicht, mich im Kriegsfalle mit einer Trainkolonne herumzuärgern.

Etwas weiter bergauf gelangten wir an einen chinesischen Tempel und hielten daselbst eine Weile, bis unsere Diener und Maultiertreiber ihren Katan, d. h. eine tiefe Verbeugung gemacht und den Tempelboden mit der Stirn berührt, sowie einige Cash geopfert hatten. Sobald das Geld im Kasten klang, quittirte ein verlotterter Mönch dankend, indem er mit einem Holzklöppel gegen die Wandung eines topfförmigen Bronzegongs schlug.

Nach weiterem zweistündigem Klettern hatten wir die Piskalhöhe erreicht und standen damit etwa 5000 Fuß über dem Meeresspiegel am Rande der Steppe. Einem Trupp uns entgegenkommender Mongolen in gelben, blauen und roten Seidenmänteln, in der Hand eine kurze Knute und die Pfeife im Stiefelschaft, wurde ein fröhliches „mondo, mondo“ (Guten Tag) zugerufen und von den also Begrüßten freundlich erwidert.

Dann erkletterten wir einen alten verfallenen Wachtturm und hielten nach allen Seiten Umschau. Hinter uns die chinesische Ebene, im Osten zu imposanten Höhen sich auftürmende Bergketten, vor uns in sanften Wellenlinien in weiter Ferne sich verlierend, der ruhigen Dünung des gewaltigen Ozeans vergleichbar, die Grassteppe der Mongolei, die Wüste Gobi.

Wir sahen uns durch dieses eigenartige Bild, welches gerade durch seine grandiose Einförmigkeit die Sinne gefangen nahm, vollauf belohnt für die Strapazen des Marsches, fühlten uns außerhalb Chinas und der chinesischen Mauer als Gäste eines Landes, dessen Be-

wohner als harmlos, kindlich und europäerfreundlich bekannt sind, und die — soweit sie nicht dem Priesterstande angehören — im Gegensatz zu den ihnen verhaßten Chinesen ein Herz und keine Rechenmaschine im Busen tragen.

Nachdem ich von dem rund um die Turmruine wuchernden Edelweiß einen Strauß gepflückt und an dem Stirnriemen meines Maultieres befestigt hatte, schwangen wir uns wieder in die Sättel und tranken, den Fuß im Bügel, die Hand am Zügel, das erste Glas in der Mongolei auf das Wohl der sonnverbrannten Steppensöhne. Dann eine Weile an den Trümmern der hier nur noch aus losen Steinhaufen bestehenden Mauer entlang reitend, folgten wir in flottem Trabe unseren bereits vorausgeeilten Lasttieren über die baum- und strauchlose Grasfläche. Nach kurzer Rast in der Nähe einer lagernden Sodakarawane, deren Leute in blauen verräucherten Baumwollzelten auf Ziegenfellen um einen großen eisernen Kochtopf hockten, oder Opium rauchend am Boden lagen, ging es weiter. Die kühle, reine Steppenluft wirkte belebend nicht nur auf uns, sondern auch auf unsere Maultiere, die sich hier und da sogar zu einem kleinen Galopp verleiten ließen und jungen Fohlen gleich hinten ausschlugen. Riesige Schafherden, rastende Kamele, querfeldein trabende Mongolen brachten gelegentlich etwas Leben und Farbe in die Landschaft.

Erst nach dreistündigem Ritt kamen wir bei Schipartei an ein aus elf Zelten bestehendes Mongolendorf oder vielmehr Lager; denn die Mongolen sind ein Nomadenvolk, welches nur ausnahmsweise feste Wohnsitze sein eigen nennt, sonst aber mit seinen Schafen und Pferden umherziehend den Wohnort wechselt, sobald das Inter-



Mongolische Jurte.

esse der Herden dies bedingt. Ist die Weide rings um das Lager abgegrast, so werden die Zelte abgebrochen, auf ein Kamel oder einen Ochsenkarren geladen und an einer anderen Stelle, in deren Nähe sich Wasser und Futter befindet, in kürzester Zeit wieder aufgestellt. Trotz dieses beständigen Wechsels des Wohnortes widmen die Mongolen dem Lagerbau weit mehr Sorgfalt, als die meisten anderen Nomadenvölker, so daß sie in ihren nicht aus Zeug, sondern aus dickem Filz bestehenden Zelten gegen Wind und Wetter vortrefflich geschützt sind.

Mein Eifer, möglichst schnell in das Innere der ersten mir in den Weg kommenden Filzbehausung zu gelangen, hätte mir um ein Haar ein zerrissenes Beinkleid, wenn nicht gar eine blutige Wade eingetragen. Kaum war ich nämlich etwa zwanzig Schritte von einer „Jurte", wie die Mongolenzelte allgemein von Fremden genannt werden, abgesessen, als wie aus der Pistole geschossen zwei braunschwarze langhaarige Hunde von der Größe ausgewachsener Neufundländer auf mich zustürzten und zweifellos ihre Zähne an mir versucht haben würden, wenn sie nicht von einem aus dem Zelt tretenden Weibe rechtzeitig zurückgerufen und angebunden worden wären.

Mit einem dankerfüllten mondo mondo reichte ich — aber erst, nachdem ich meinen Reitstock niedergelegt — der guten Frau die Hand, denn ich wußte, daß nach mongolischer Sitte das Mitbringen von Peitschen, Stöcken und anderen für Tiere, aber nicht Menschen bestimmten Prügelinstrumenten in eine Jurte als schwere Beleidigung gilt.

Ein Filzvorhang wurde zurückgeschlagen, und durch eine schmale, etwa 1 1/2 Meter hohe Öffnung trat ich ins

Innere der Behausung, von zwei am Boden sitzenden Männern und einer jungen Frau ohne jegliche Scheu oder Unterwürfigkeit frank und frei bewillkommnet und zum Sitzen eingeladen.

Da unsere Unterhaltung mit dem Austausch des „mondo mondo“ erschöpft war, vertrieb ich mir bis zur Ankunft meiner Kameraden die Zeit mit einer eingehenden Besichtigung meiner nächsten Umgebung.

Der in der Grundfläche 3 ½ Meter im Durchmesser haltende Raum wurde von einem 1 ½ Meter hohen kreisrunden Holzgitterwerk gebildet, auf dem das einem abgestumpften Kegel gleichende, bis zu 2 ½ Meter sich erhebende gleichfalls hölzerne Dachgerüst ruhte. Das Ganze war außen mit dickem Filz bekleidet und fest mit Kamelshaarstricken verschnürt. Im Zentrum des Daches gewahrte ich einen schließbaren halbkreisförmigen Ausschnitt zum Abzuge des Rauches und Hereinlassen des Tageslichtes. Ein runder eiserner Vierfuß, auf dem eine große halbkugelfömige, gleichfalls eiserne Pfanne ruhte, in der zur Zeit ein aus Hirse und Hafermehl gemischter Brei bereitet wurde, stand in der Mitte. In anderen Jurten sah ich später zuweilen auch einen zylinderförmigen, 50 Zentimeter hohen und 45 Zentimeter weiten Lehmherd. Der Boden war mit Filzdecken belegt, und an der Zeltwand standen verschließbare Holzkisten, in denen Hausrat verwahrt wird.

Eine dieser Kisten wird in der Regel zugleich als Familienaltar benutzt und ist dann mit allen möglichen billigen Messinggeräten, Buddhabildnissen, Schalen u. s. w. besetzt. Runde Holzschachteln dienen zur Aufbewahrung der Sonntagsnachmittagsausgehpelzmützen, die nur bei Reisen

und festlichen Anlässen hervorgeholt werden. Alles in allem macht das Innere einer Jurte einen recht behaglichen Eindruck, namentlich wenn die Familie nicht gerade mit dem Kochen beschäftigt ist, denn der als Brennmaterial dienende Kamelmist, argol genannt, giebt, wenn er nicht völlig getrocknet ist, einen schmerzhaft in die Augen stechenden Rauch von sich.

Sobald Dr. Grunwald sich zu uns gesellt hatte, wurde die Unterhaltung lebhafter, da unsere Mongolen immerhin genügend Chinesisch verstanden, um über das Woher und Wohin ihrer seltenen Gäste unterrichtet werden zu können.

Wir wurden mit fetter Sahne und in feine Scheiben geschnittenem Quarkkäse bewirtet, und nachdem inzwischen der kurz vor dem Garwerden noch reichlich mit Schnittlauch durchmengte lockere Mehlbrei fertig geworden war, eingeladen, an der allgemeinen Mahlzeit teilzunehmen. Von den benachbarten Jurten waren verschiedene Besucher erschienen, und jeder holte nun aus seinem Busen eine kleine „ei-iga“ genannte Holzschale hervor, füllte sie mit Brei und führte diesen mit feinen, elfenbeinernen Eßstäbchen zum Munde. Auch wir erhielten jeder ein Schälchen, sowie Eßstäbchen, kosteten und fanden das Gericht nicht übel. Mittlerweile hatten sich mindestens ein Dutzend Erwachsener und ein halbes Dutzend Kinder in dem engen Raum zusammengedrängt. Alle waren liebenswürdig und höflich und freuten sich sichtlich über die in Gestalt von Taschenmessern, Halsketten, Ringen und Medaillen mit dem Bildnisse unseres Kaisers verteilten Geschenke.

Wir würden sicherlich noch länger bei den freund-

lichen Leuten geblieben sein, wäre nicht die Luft schließlich für europäische Lungen ungenießbar geworden. Jedenfalls konnten wir uns sehr wohl einen Begriff davon machen, welche Atmosphäre in einer Jurte nächtlicherweile herrschen muß, wenn selbst die Dachluke verschlossen ist und neben der ganzen in ihre Pelze gehüllten Familie auch noch verschiedene Gäste und etliche neugeborene, gegen die Kälte zu schützende Lämmer, Kälber oder Fohlen sich um das qualmende Argol-Feuer gelagert haben. Ich stand infolge dessen von meinem Vorhaben, während der ganzen Reise womöglich stets nach Landessitte zu nächtigen, ab und pries mich glücklich, daß das Schicksal es so fügte, daß wir allabendlich irgend ein Unterkommen fanden, in dem wir uns ohne Mongolen zu behelfen hatten.

Ließ der uns für die erste Nacht zur Verfügung stehende, unweit der Zelte gelegene chinesische Gasthof auch manches zu wünschen übrig, so hatten wir doch unsern Schlafraum für uns allein und konnten in denselben nach Herzenslust frische Luft hereinlassen. Kaum waren wir eingezogen, so erhielten wir Gesellschaft durch eine auf dem Marsche nach Peking befindliche Schafherde von über 4000 Stück. Die Tiere wurden vom Wirt und Hirten, als sie das Hausthor passierten, gezählt, da für jedes Haupt ein geringes Schlafgeld berechnet wird, und dann neben unserer Kammer eingepfercht.

Gegen Abend zeigte das Thermometer auf 8 Grad Celsius, in der Nacht wurde es kälter und kälter, so daß wir eine Decke nach der andern hervorholten, um trotzdem zu frieren wie die Schneider, und als wir kurz nach 5 Uhr von unseren erbarmungslosen Boys vom

Rang heruntergetrieben wurden, fanden wir das vor der Thüre stehende Waschwasser sogar mit einer dünnen Eisschicht bedeckt.

Mein Sinn für Reinlichkeit sank unter diesen Verhältnissen ebenfalls beinahe auf Null; das Waschen wurde lediglich markiert und die erstarrten Finger an der auf dem Tische stehenden Kaffeekanne gewärmt.

Mit Sonnenaufgang setzten wir uns in Marsch. Wie mit einer feinen Silberschicht bedeckt, erglänzte vor uns die bereifte Steppe, und das von mir gepflückte Edelweiß funkelte im Sonnenlicht, als sei es mit Diamantstaub übersäet. Es war ein herrlicher Morgen, aber die Luft war so kalt, daß wir, die Hände in den Hosentaschen, im Geschwindschritt der italienischen Bersaglieri dahinstürmten, unsere Last- und Reittiere weit hinter uns lassend.

Kein Lüftchen regte sich, kerzengerade stieg der Rauch aus den Jurten empor, deren Bewohner wahrscheinlich ihren Morgenthee schlürften. Denn außerhalb der Zelte ließ sich niemand blicken.

Nach und nach wurde durch der Sonne wärmenden Strahl der Reif in glitzernden Tau verwandelt, die Luft wurde wärmer, und je höher die Sonne stieg, um so kürzer unser Marschtempo, bis gegen 8 Uhr die Maultiere wieder bestiegen wurden.

Bald hielten wir vor einem großen Mongolendorf mit einigen zwanzig Jurten, und da wir nicht weit davon eine Pferdeherde grasen sahen, gingen wir, uns dieselbe näher anzusehen. Sie bestand aus mehreren hundert Tieren, die durch berittene, ihre langen Peitschen gleich Kavallerielanzen auf die Bügel stützende Wärter

zusammengehalten wurden. Als die Leute merkten, daß wir uns für ihre Pflegebefohlenen interessierten, holten sie mit ihren als Lasso benutzten Peitschen einige der besten Tiere mitten aus der Herde heraus, um sie uns zur Musterung vorzuführen. Der Durchschnittspreis drei- und vierjähriger Pferde wurde uns auf 15 Doll. gleich 45 Mark angegeben; am höchsten im Preise stehen Schimmel, denen chinesische Mandarine vor allen anderen den Vorzug geben.

Das mongolische Pferd ist klein von Statur und leicht gebaut, nur im Westen der Steppe, nahe der russischen Grenze, in Ili wird ein schwererer Schlag gezüchtet, wohingegen die prächtigen Maultiere, die oft mit über 1000 Mark bezahlt werden, vorwiegend aus der Mandschurei stammen.

Die Pferde bleiben nur über Sommer zu großen gemeinsamen Herden vereint auf der Weide. Mit dem ersten Schneefall werden sie von ihren Eigentümern zurückgeholt, um den Winter über mit Heu gefüttert zu werden, welches von den Mongolen mit kurzen Sensen geschnitten und in gleicher Weise wie bei uns bereitet, d. h. gewendet, geharkt und in Schober gesetzt wird.

Auf irgend eine andere landwirtschaftliche Thätigkeit läßt sich jedoch der Mongole nicht ein, und wo immer man in der Steppe ein Fleckchen bestellten Ackers erblickt, kann man sicher sein, daß es irgend einem chinesischen Eindringling gehört, denn der Mongole hält es unter seiner Würde, auch nur die von ihm so hochgeschätzte Zwiebel oder seinen Schnittlauch selbst zu züchten.

In einer der von uns im Laufe des Tages besuchten Jurten erstand ich neben einem hübsch gearbeiteten

Feuerzeug, einer ei-iga, Messern und Eßstäbchen, ein über einen Zentner wiegendes prächtiges Fettschwanz-Schaf für den Preis von 7 Mark 50 Pf., wohingegen ich erfolglos die höchsten Summen für ein kleines weißes, mit tibetanischen Schriftzeichen bedecktes, baumwollenes Fähnchen bot, welches den Leuten von einem Lama geschenkt war und daher als eine Art Talisman betrachtet zu werden schien.

Zu dem Schafkauf hatte mich weit weniger die Sehnsucht nach einem Hammelkotelett, als der Wunsch bewogen, mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, ob die Mongolen wirklich so geschickte Schlächter seien, wie man mir erzählt, und zweitens, in welcher Weise sie das Fleisch zuzubereiten pflegen. War somit Wissensdrang das Hauptmotiv, so wollten wir doch auf der anderen Seite auch mit dem Nützlichen das Angenehme verbinden, d. h. uns das Schlachten des Tieres und Zubereiten seines Fleisches nicht nur ansehen, sondern uns auch an dem Verzehren desselben beteiligen. Wir entschlossen uns daher, das Tier mitzunehmen und erst im nächsten Dorfe, wo uns unsere Diener zum Frühstück erwarteten, schlachten zu lassen.

So einfach der Kauf war, so schwierig erwies sich die Transportfrage. An Leuten, die das Schaf hätten zu unserem Frühstücksplatze treiben können, war zwar kein Mangel, aber es war zufällig kein Pferd in der Nähe, und einem Mongolen zumuten, eine halbe Stunde weit zu Fuß zu gehen — ebenso gut hätte man den heiligen Vater zu einem Menuett auffordern können. Warten, bis eins der weitab weidenden Pferde eingefangen war, wollten wir nicht, und so nahm ich denn

mein Fettschaf zu mir aufs Maultier, legte es quer über den Sattel und zog damit zum größten Vergnügen unserer Wirte von dannen. So lange sich das Symbol der Unschuld als solches benahm, ging die Sache vortrefflich, bald aber fiel es aus der Rolle und ließ seinen Gefühlen in einer so ungenierten Weise freien Lauf, daß ich mich genötigt sah, es schleunigst abzusetzen. Zum Glück hatten wir nicht nur einen unserer Maultiertreiber, sondern auch einen Strick bei uns, mit dem das Schaf gefesselt werden konnte. Ich versprach daher dem ersteren das Fell des dritten, wenn er dieses mit Hilfe des zweiten hinter uns herführen wolle. Der Vorschlag wurde angenommen, und ich war damit aller weiteren Sorgen überhoben.

In Taotaimiao, einer kleinen Ortschaft, die durch einige Dutzend sich um einen Tempel und die Wohnung eines chinesischen Beamten gruppierender Jurten gebildet wird, stießen wir zu unseren Leuten und luden uns mit unserem Schafe bei einer der Mongolenfamilien zu Gaste. Da der Hausherr in seiner Eigenschaft als Lama das Gesetz „Du sollst nicht töten" zu befolgen hatte, rief er zwei seiner Nachbarn herbei, lieferte diesen das ahnungslose Opfertier ans Messer und die Schlächterei begann.

Das Schaf wurde auf den Rücken gelegt, und während es von einem der Kerle fest gehalten wurde, schlitzte der zweite ihm mit einem kurzen Messer dicht unter dem Brustknochen den Leib auf, bahnte sich durch die Eingeweide mit der Hand einen Weg zum Herzen und riß dieses mit kurzem Ruck heraus. Der Tod trat augenblicklich ein, und der ganze Vorgang nahm weniger Zeit in Anspruch, als die Schilderung desselben; das

Tier war getötet, ohne daß ein Tropfen Blutes verloren gegangen oder für den Zuschauer sichtbar geworden war. Das Abhäuten ist das Werk eines Augenblicks, und die unter dem Körper liegende Haut dient nunmehr als Anrichtetisch. Nachdem die Brust aufgetrennt, wird das in derselben angesammelte Blut ausgeschöpft, um sofort in die Pfanne einer benachbarten Familie zu wandern. Leber, Lunge u. s. w. werden herausgenommen, und mit einer jedem Anatomen zur Ehre gereichenden Sicherheit mit wenigen Schnitten die Keulen vom Rumpfe getrennt. In erstaunlich kurzer Zeit ist die ganze Schlächterei beendet, und die zerlegten Stücke liegen, ohne auch nur im geringsten mit dem Erdboden in Berührung gekommen oder sonstwie beschmutzt worden zu sein, neben einander auf der ausgebreiteten Haut. Die Schlächter erhielten die beiden Vorderkeulen, unsere Leute Kopf und Eingeweide, und mit dem Rest zogen wir in die Jurte unseres Lamas.

Ich bin nicht recht daraus klug geworden, ob letzterer eigentlich Herr oder Gast des Hauses war, und in welcher Beziehung die mit ihm dort hausenden älteren und jüngeren Vertreterinnen der edlen Weiblichkeit zu ihm standen. Da Keuschheit seines Lebens Regel sein soll, wollen wir einmal annehmen, daß er sich entweder auf einem Besuche bei Verwandten befand, oder gekommen war, das schwächere Geschlecht durch Buddhas Wort zu kräftigen und aufzurichten.

Was immer auch ihn hierher geführt haben mochte, er schien weder ein Spielverderber noch ein Kostverächter zu sein, und nachdem er das verbotene Geschäft des Tötens von anderen hatte besorgen lassen, wandte er

jetzt dem nicht verbotenen des Kochens seine ungeteilte Aufmerksamkeit zu.

Auf dem Boden kauernd, hatten wir rund um den Herd Platz genommen und harrten, derweil uns der Rauch des langsam schwälenden Argols die hellen Thränen in die Augen trieb, der Dinge, die da kommen sollten.

Die leere Pfanne war aufs Feuer gesetzt, erhitzt, darauf mit Kamelsmist gereinigt und bevor sie mit Wasser gefüllt, oberflächlich mit Fett bestrichen worden. Erst nachdem das Wasser heiß — nicht kochend — geworden war, wurde der ganze Rumpf des Schafes nebst zwei Keulen hineingethan und ohne Salz oder andere Zuthaten gekocht. Alles saß mit lüsternen Blicken um den brodelnden Kessel, wetzte das Messer und ein jeder holte sein Holzschälchen aus dem Busen hervor.

Als das Fleisch gar war, wurde mit den Händen und Messern ungeniert zugelangt, der Lama warf ein kleines Fleischstückchen als Opfergabe ins Feuer, und der Schmaus begann. Während der Inhalt des Kessels weiter brodelte, ward ein Stück nach dem anderen herausgeholt, erst, so lange es zu heiß war, in den Schoß gelegt und dann in der gleichen Weise verzehrt, wie der Berliner Droschkenkutscher seine Wurst zu essen pflegt, d. h. das Fleisch wurde in die Linke genommen, in Stücke geschnitten und zwischen Messer und Daumen der Streifen zum Munde geführt. Selbstverständlich folgten wir dem Beispiele der Mongolen, verbrannten uns dabei die Finger nach der Schwierigkeit und überließen unsern Wirten gern den Löwenanteil des Mahles. Daß diese, alles in allem sechs Personen, es fertig bringen

würden, den ganzen Inhalt des Topfes und dazu in kaum einer Viertelstunde zu bewältigen, hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten. Heute aber glaube ich jedem, der mir erzählt, er habe in derselben Zeit einen Mongolen ein ganzes Schaf verzehren sehen, denn der Appetit dieser Epigonen Attilas und seiner Scharen, die, wie ich in der Schule gelernt, schon vor 1400 Jahren ihr Beefsteak unter dem Sattel mürbe zu reiten liebten, spottet jeder Beschreibung. Ich hörte später, daß sie im Hungern ebenso Großes wie im Fressen zu leisten vermögen. Wenn das der Wahrheit entspräche, so dürften sie das Zeug dazu haben, sämtliche bisher aufgetretenen Hungerkünstler aus dem Felde zu schlagen.

Als alles Fleisch von den Knochen genagt war, wurden diese aufgebrochen und das Mark herausgesogen, dann erst begann man mit dem Holzschälchen die Brühe auszuschöpfen und eine Schale nach der anderen zu schlürfen, bis man mit dem Kessel die Nagelprobe hätte machen können.

Was aus dem Fettschwanz geworden war, weiß ich nicht. Derselbe gilt als der beste Teil des Schafes und wird der Regel nach dem vornehmsten Gast gereicht oder einem in der Nähe wohnenden Ober-Lama gesandt, der ausnahmslos der Ansicht zu sein pflegt, daß das Beste für ihn gerade gut genug sei.

Während die übrige Gesellschaft sich schlafen legte, wurde der Kessel, ohne vorher irgendwie gesäubert zu werden, von einer der Frauen von neuem mit Wasser gefüllt, eine Handvoll Ziegelthee hinein gethan und dieser gekocht. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, nie vorher ein wohlschmeckenderes Getränk zu mir

genommen zu haben, als die mir nach halbstündiger Pause gereichte grünlich braune, fettäugige, alle Mundwinkel wie Gerbsäure zusammenziehende Flüssigkeit. Der Mongole aber schlürfte sie mit sichtlichem Wohlbehagen, reinigte dann sein Holzschälchen mit der Zunge und einem Zipfel seines Pelzes, auf dem er auch vorher bereits sein Messer gesäubert hatte, stopfte sich ein Pfeifchen mit chinesischem Tabak und gab dann seiner Umgebung durch lautes Rülpsen zu verstehen, daß es ihm geschmeckt habe und seine Verdauungswerkzeuge an der Arbeit seien.

Als ich verspürte, daß sich der Fieberbazillus wieder in mir zu regen begann, naschte ich schnell einige Gramm Chinin, ließ mir meine Schlafdecken holen und bereitete mir neben dem Feuerherd eine warme Lagerstätte, wobei ich beinahe den mit 81 winzigen Messingschälchen besetzten Hausaltar umgeworfen hätte. Diese Schälchen werden zu Ehren Buddhas täglich aus einem besonderen Kessel mit Wasser gefüllt, welches, nachdem Buddha genug damit geehrt worden ist, nicht zu profanen Zwecken verwendet, sondern wieder in den Kessel zurückgegossen wird. Mit Dunkelwerden wird ein mit Butter gefülltes Opferlämpchen auf den Altar gesetzt und angezündet, wie denn überhaupt der größte Teil des Daseins eines Mongolen mit allen möglichen religiösen Verrichtungen ausgefüllt wird. Den Rosenkranz zwischen den Fingern, murmelt er beständig seine Gebete, beim Aufstehen und Schlafengehen, im Zelt wie im Sattel. Begegnet man ihm auf der Steppe, so ist er in neun Fällen von zehn auf der Reise nach einem Tempel oder er kehrt von einer solchen zurück. An besonders heiligen Plätzen steigt er vom

Pferde, um einen zu Ehren Buddhas aufgehäuften Stein- haufen vergrößern zu helfen, was glücklicherweise auch noch von praktischem Werte ist, da diese „cairn“ genannten, oft mit einer geweihten weißen Flagge geschmückten weithin sichtbaren Steinpyramiden, namentlich im Winter, wenn fußhoher Schnee die Steppe bedeckt, den Wüstenfahrern als Landmarken dienen.

Ebenso abergläubisch wie fromm, hat der Mongole hunderterlei Dinge, die bald gethan, bald unterlassen werden, Plätze, die zu bestimmten Zeiten besucht, und andere, die gemieden werden müssen, kurz, der größte Teil seiner Handlungen hat irgend einen religiösen Zweck oder Beweggrund. Kein Volk auf unserem Planeten wird dermaßen von seiner Religion beherrscht, keines gleichzeitig so von seinen Priestern terrorisiert und ausgesogen, wie die Mongolen, und nirgendwo hat auf der anderen Seite eine Glaubenslehre in gleichem Maße verdummend auf ein Volk gewirkt, wie hier der tibetanische Buddhismus, der mit seinem Lamawesen wie ein Fluch auf dem Lande lastet, jede Entwicklung desselben hemmt, jedem Fortschritt seiner Bewohner einen Riegel vorschiebt. Trotzdem nach Schätzung des englischen Missionars Reverend James Gilmour, dessen interessantem Buch „Among the Mongols“ ich diese Angaben entnehme, etwa drei Fünftel der Mongolen die Schule besuchen, können höchstens 10 v. H. ihre Sprache lesen und schreiben, und doch ist dieselbe, da sie eine Buchstaben- und keine Zeichenschrift ist, verhältnismäßig leicht zu erlernen. Der ausschließlich von den Lamas erteilte Unterricht beschränkt sich eben auf die Religionslehre, und da alle heiligen Bücher in ihrem tibetanischen

Urtext gelesen werden müssen, einzig und allein auf das Studium tibetanischer Schriftzeichen. Die Kinder lernen dabei nicht etwa Tibetanisch, sondern lediglich die Zeichen in Laute umsetzen, bei denen sie sich ebensowenig etwas denken können, wie die meisten ihrer Lehrer. Mr. Gilmour schätzt die Anzahl der des Lesens ihrer eigenen Sprache kundigen Lamas auf kaum 4 v. H., die Zahl der Lamas selbst auf mehr als die Hälfte der gesamten männlichen Bevölkerung.

Von ihren Eltern zum Lama bestimmt, werden die Jungen zwischen dem 6. und 10. Jahre, nachdem ihnen der Zopf abgeschnitten und der Schädel rasiert worden ist, in ein rotes oder gelbes Gewand gesteckt, erhalten ein paar Blätter eines tibetanischen Gebetbuchs in die Hand gedrückt und werden dem nächsten Kloster übergeben. Damit zum Lama geworden, können sie nicht, gleich ihren Kollegen in Burma, den Pungis, jederzeit ihr Mönchsgewand wieder an den Nagel hängen und ins bürgerliche Leben zurückkehren, sondern sie haben mit demselben auch für alle Zeiten die Verpflichtung übernommen, sich so zu betragen, wie es einem ehrliebenden, rechtschaffenen Lama eignet und gebührt. Vor allen Dingen sind sie zum Verzicht auf alle ehelichen Freuden verdammt, und das dürfte ihnen, wenn sie von Knaben zu Jünglingen und Männern herangewachsen sind, zweifellos am peinlichsten sein. Man sagt, daß nur sehr wenige der Versuchung widerstehen, vom Pfade der Tugend abzuweichen, daß die meisten allen eingegangenen Verpflichtungen zum Trotz ein Lotterleben führen und daß in den Klöstern ausnahmslos das Laster triumphiert.

Faul und gefräßig, saugen die Lamas die übrige Bevölkerung aus gleich Vampyren. Bei jeder Gelegenheit, im Glück und Unglück, bei Geburten und Sterbefällen, Erkrankungen und Genesungen von Mensch und Vieh, stets sind sie zur Stelle, um milde Gaben in Gestalt von Pferden, Rindern, Schafen oder barem Gelde in Empfang zu nehmen.

Mr. Gilmour schreibt: Ich habe einen Mann gekannt, der einst Tausende von Rindern und Schafen, große Herden von Pferden und Kamelen besaß und als einer der reichsten Leute der Steppe galt. Heute sitzt er verarmt in seiner Jurte, ohne ein einziges Schaf sein eigen zu nennen, bis über die Ohren verschuldet, ein gebrochener Greis. Krankheit war in seine Familie gekommen, dann der Tod, ein Kind nach dem andern war gestorben, bis ihm nur ein Sohn und eine Tochter geblieben waren. Um seine Kinder am Leben zu erhalten, hatte er keine Kosten gespart, in den Tempeln hatte er Gebete murmeln lassen, die Klöster mit reichen Gaben bedacht, und so waren Schafe, Rinder, Pferde und Kamele eines nach dem anderen in die Hände der Lamas gefallen.

Das ist einer von ungezählten Fällen. Die Kirche hat auch hier, wie man sieht, einen guten Magen und scheut keine Mittel, die Dummheit der Menschen auszunutzen. Wenn auch noch keine heiligen Röcke und blutenden Jungfrauen in der Mongolei zur Ausbeutung des Publikums erfunden sind, so ist man doch um great attractions für die einzelnen Tempel nicht verlegen, seien es nun Licht ausströmende Heiligenbilder oder gar lebende Buddhas, deren es eine ganze Anzahl in der

Mongolei giebt. Sie unterscheiden sich von gewöhnlichen Sterblichen dadurch, daß sie als Kinder mit den Redensarten ehemaliger Buddhas um sich werfen, alle möglichen Vorgänge aus dem Leben derselben erzählen und sich damit hinreichend als wiedergeborene Buddhas legitimieren.

Der ganze Schwindel wird von irgend einem gewissenlosen Lama mit vielem Geschick und der nötigen Reklame in Szene gesetzt. Scharen von Pilgern strömen zu dem Tempel, in dessen Mauern der lebende Buddha weilt, und dieser selbst wird von seinem Entdecker so lange ausgenutzt, bis er entweder aus der Rolle fällt, oder sich seinem Herrn gegenüber selber als Buddha aufspielt, sich damit als unbequem erweist und infolge dessen brevi manu aus der Welt geschafft wird.

Wer die heutigen Mongolen sieht, zur Hälfte eine Schar nichtsnutziger Priester, zur andern harmlose Gesellen, die sich von den Priestern gutmütig das Fell über die Ohren ziehen lassen und unter chinesischem Joche seufzen, ohne sich gegen dasselbe aufzulehnen, vermag kaum zu fassen, daß sie die Söhne desselben Volkes sind, welches unter Attila das römische Reich zu Fall gebracht und 700 Jahre später unter Dschinghis Khan ganz Asien unterjochte. Und doch sind sie äußerlich geblieben, wie sie uns aus jenen Zeiten geschildert werden, sie waren schon damals nomadisierende Hirten und lebten in den gleichen Zelten, genau in derselben Weise, wie wir sie heute kennen gelernt.

Wer weiß, ob ihnen nicht nur ein Führer fehlt, ob sie nicht unter einem Dschinghis auch heute wieder zum Schrecken Asiens werden und einen der ihrigen als Sohn

des Himmels auf den chinesischen Thron setzen könnten! Oder sollte mit der Annahme der Lehre Buddahs, mit der Errichtung von Tempeln und Klöstern, der Einführung des Lamaismus ihre Kraft für immer gebrochen sein?

China weiß jedenfalls, was es thut, wenn es dem Lamawesen, durch welches über die Hälfte der wehrfähigen Männer des Landes entwaffnet wird, in der Mongolei allen erdenklichen Vorschub leistet; denn die Riesenmauer, die es einst an seiner Nordgrenze errichten mußte, um sich gegen seinen kriegerischen Nachbarn zu schützen, ist ihm ein unvergängliches Erinnerungszeichen an die einstige Macht der heute so friedfertigen Steppensöhne.

Erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist es den Chinesen gelungen, sich zu Herren der Mongolei zu machen und die mongolischen Fürsten unter die Botmäßigkeit des Kaisers zu bringen. Man hat dieselben zwar in ihren Stellungen belassen, aber ihre Macht insofern empfindlich beschnitten, als man sie unter direkte Aufsicht der Behörden in Peking gestellt und sie der Freiheit beraubt hat, äußere Angelegenheiten selbständig zu regeln.

Ihre politische Bedeutung ist heute gleich Null. Sie sind thatsächlich nichts anderes, als erbliche Statthalter, die vom Kaiser ihr Gehalt beziehen und verpflichtet sind, sich in bestimmten Zwischenräumen am Hofe von Peking zu melden, um dem Landesherrn Tribut in Gestalt von Kamelen, Pferden u. s. w. zu Füßen zu legen, wofür sie ihrerseits allerdings wieder mit reichlichen Geschenken bedacht werden.

wolken vor sich herfegend, über die Steppe, meine Lippen schmerzten, als würden sie mit Messern durchschnitten, und unsere Maultiere, mit denen wir dem Winde direkt entgegensteuerten, suchten demselben beständig ihr Hinterteil zuzuwenden, weigerten sich, vorwärts zu gehen und trugen damit auch ihrerseits nach Kräften dazu bei, uns den Marsch zu verleiden.

Eine Stunde mochten wir so gegen den Sturm angekämpft haben, als wir zu unserer Überraschung mitten in der Steppe an ein einstöckiges, nach europäischer Art mit Glasfenstern versehenes Häuschen kamen. Welcher Menschenfeind konnte nur auf den Gedanken gekommen sein, sich hier in dieser Einöde niederzulassen? Wahrscheinlich war es die Wohnung eines englischen oder amerikanischen Missionars, vielleicht auch die eines russischen Theehändlers. Immerhin war es der Mühe wert, sich den Einsiedelmann näher anzusehen und bei ihm für ein Weilchen Schutz gegen den imfamen Nordost zu suchen. Sollte ein Grog dabei abfallen, um so besser!

Wir traten durch die nur angelehnte Hausthür in einen schmalen, sauber tapezierten Korridor und machten uns durch Räuspern, Husten, Scharren mit den Füßen und ähnliche verlegene Geräusche bemerkbar. Nach einer Weile erschien ein, wie wir an seinem kahlgeschorenen Schädel erkannten, dem Lamastande angehörender Mongole, den wir für einen dienstbaren Geist hielten, bis Dr. Grunwald, der ihn in chinesicher Sprache angeredet hatte, uns über unseren Irrtum aufklärte. Nicht einen Diener, sondern den Herrn des Hauses hatten wir vor uns und keinen gewöhnlichen Lama, sondern einen Mann von Rang und Würden, den Ober- oder Da Lama des

von uns kurz zuvor besuchten Tempels, den der Vater unseres Wirtes auf seine Kosten hatte bauen lassen. Wir wurden nun in ein hellgetünchtes Zimmer geführt, an dessen Wänden verschiedene Bilder billigen deutschen Fabrikates hingen, ein Tisch und mehrere Stühle standen umher, und nur der unterhalb der Fenster sich hinziehende, mit Strohmatten belegte Kang erinnerte daran, daß wir uns nicht in der guten Stube eines kleinen deutschen Bauern befanden.

Wie der Mann dazu gekommen war, in der Bauart seiner Wohnung nicht nur von der seiner Landsleute abzuweichen, sondern sich ein Haus in fast europäischem Stile zu bauen, um das unsererseits zu ergründen, dazu reichten weder Dr. Grunwalds, noch des Erbauers chinesische Sprachkenntnisse aus. Des Hauses größter Stolz war allem Anschein nach ein in einer Ecke stehender eiserner Ofen; denn trotzdem der Kang genügend Wärme ausströmte, daß auf demselben Eier hätten ausgebrütet werden können, mußte ein junger als Diener beschäftigter Lama auf seines Herrn Befehl uns zu Ehren Kameelsmist herbeibringen, um im Ofen ein Feuer zu entfachen. Binnen wenigen Minuten war der Raum in eine Räucherkammer verwandelt, mit thränenden Augen und hustend saßen wir da, aus purer Höflichkeit gegen unsern Wirt dem Erstickungstode mutig ins Auge blickend. Wir hatten sogar noch eine schier endlos lange Bewirtung mit Thee, Sahne und Käse über uns ergehen zu lassen, bevor wir uns, zur Hälfte geräuchert, verabschieden konnten.

Gegen 5 Uhr abends langten wir in Borochaimiao an und wurden von unseren Dienern in eine jämmerliche, eher einem Schweinestall, als einer menschlichen Schlaf-

stätte gleichende Lehmbude geführt. Als wir in derselben eine Stunde später bei schauerlicher Kälte zitternd und zähneklappernd unser Nachtmahl einnahmen, waren wir alle drei darin einig, daß die Mongolei zwar ein hochinteressantes Land sei, daß es sich indessen kaum lohnte, uns weiteren Strapazen auszusetzen, um schließlich doch nichts anderes zu sehen, als immer die gleiche Steppe, die gleichen Jurten, dieselben Kamele, Pferde, Rinder und Schafe. Mr. Roberts hatte Recht gehabt, als er uns voraussagte, daß wir an einem kurzen Ausflug vollauf genug haben würden. Vielleicht hätten wir uns entschlossen, noch einige Tagereisen weiter nördlich zu marschieren, wenn wir auf eine so sibirische Kälte, wie sie hier bereits Mitte September herrschte, irgendwie eingerichtet gewesen wären. So aber faßten wir einstimmig den Entschluß, kehrt zu machen und auf einem andern Wege, als dem, auf welchem wir gekommen, nach Kalgan zurückzukehren.

Mit der Morgendämmerung waren wir auf den Beinen, um, bevor wir Borochaimiao verließen, noch den Tempel des Ortes einer Besichtigung zu unterziehen. Wir fanden in demselben eine verhältnismäßig großartige, von einer Steinmauer eingeschlossene Anlage, durchschritten ein Thor, welches zu beiden Seiten von zierlichen Türmen in chinesischem Stile flankiert wird, durchquerten einen Hof, in dem zwei überdachte, 1½ Meter hohe Gebetmühlen aufgestellt sind, stiegen eine Steintreppe hinan und gelangten in einen zweiten Hof, zu dessen Seiten die Lamawohnungen, Küchenräume u. s. w. liegen und in dessen Mitte ein kolossaler eiserner Topf zum Verbrennen alten Papiers die Hauptzierde bildet. Nachdem

wir wiederum etliche Stufen hinangestiegen waren, befanden wir uns dem Eingange des eigentlichen Tempels gegenüber. Die Thüren desselben waren geöffnet und im Innern sahen wir einen halbwüchsigen Burschen damit beschäftigt, mit Hilfe eines Wedels den Altar abzustäuben. Wir traten ein und fanden in dem mit umlaufender Gallerie versehenen Raum den üblichen Plunder an Altargeräten, Lärminstrumenten, Buddhabildern und Gebetmühlen. Die letzteren, cylinderförmige hölzerne oder metallene, sich um aufrechtstehende Achsen drehende Behälter, sind mit Papierrollen gefüllt, welche die Abschriften buddhistischer Sprüche und Gebete enthalten. Wer zum Beten zu faul ist oder meint, daß man des Guten niemals genug thun könne, der geht in die Tempel und setzt sämtliche Gebetmühlen in rotierende Bewegung. Jede Umdrehung derselben gilt als gleichwertig mit dem Hersagen der im Innern aufbewahrten Gebete. Die Mühlen sind in den verschiedensten Größen zu haben, von der hühnereigroßen Handmühle, die im Zelt und auf Reisen benutzt wird, bis zu solchen von mehreren Metern Durchmesser. Sowohl in den Tempeln und Klöstern, als auch im Privatbesitz befindliche Mühlen sieht man nicht selten durch Wind oder auch Wasserkraft in Umdrehung versetzt.

„Wenn's nichts nützt, schaden kann's auch nicht", dachten wir und gaben jeder der Mühlen einen Stoß, daß sie mindestens ein dutzend Mal um ihre Achsen flogen. Das schien indessen dem staubaufwirbelnden Jüngling gegen den Strich zu gehen, denn er fuhr uns höchst ungeniert mit seinem Besen vor dem Gesichte herum und wies in nicht mißzuverstehender Weise dahin, wo

der Zimmermann das Loch gelassen hatte. Meine Begleiter fühlten sich durch dieses Gebahren des schlitzäugigen Knirpses in ihrer Ehre als Söhne des Abendlandes verletzt und hätten nicht ungern den Jungen aus seinem eigenen Tempel hinausgeworfen. Ich hatte jedoch bei meinen Tempelfahrten genügend Erfahrungen gesammelt, um zu wissen, daß man am besten thut, in solchen Lagen klein beizugeben, und so traten wir denn einen, durch die Langsamkeit, mit der er bewerkstelligt wurde, durchaus ehrenvollen Rückzug an.

Als wir vor die, hinter uns laut krachend ins Schloß fallende Thür traten, kamen einige Dutzend Lamas gerade gähnend aus ihren Höhlen ans Tageslicht, um sich zum Tempel zu begeben und ihre Morgenandacht zu verrichten. Zu ihren teils roten, teils gelben Mänteln trugen sie höchst wunderbare, gegen zwei Fuß hohe, aus Kamelhaaren gefertigte gelbe Plüschmützen in der Form der bekannten bairischen Raupenhelme. Die ganze Gesellschaft machte, verschlafen wie sie war, in diesem Aufzuge einen so komischen Eindruck, daß wir uns alle Mühe geben mußten, den frommen Herren nicht direkt ins Gesicht zu lachen. Beim Herannahen des Zuges wurde der Tempel wieder geöffnet, aber nur der an der Spitze marschierende Lama überschritt die Schwelle, um die Thür hinter sich zu schließen, wohingegen seine Begleiter außerhalb der Front aufmarschierten und Gebete plärrend mit ihren vortrefflich gepolsterten Köpfen gegen die Thür und die Tempelmauern stießen oder sich in die Knie warfen und mit der Stirn auf den Boden schlugen. Uns, die wir als Europäer doch gewiß in dieser Gegend seltene Erscheinungen waren, schenkte man auch nicht die

geringste Aufmerksamkeit, sondern behandelte uns völlig als Luft. Nach geraumer Zeit wurden die Tempelthüren wieder geöffnet und sämtliche Lamas hereingelassen, um drinnen auf Gongs, Pauken und Muscheln einen ohr-betäubenden Lärm zu vollführen. Im höchsten Grade befriedigt von dem Gesehenen bestiegen wir unsere vor dem Thore harrenden Maultiere und trabten davon.

Bald kamen wir an eine sich nach nächtlichem Marsche zur Ruhe begebende, aus gegen 300 Kamelen bestehende Theekarawane. Ein Teil der Tiere war bereits abgesattelt, während andere noch mit ihren Kisten bepackt dastanden. Das Schiff der Wüste benimmt sich bei derartigen Anlässen wie ein wohlerzogenes Kind. Geduldig wartet es, bis der Augenblick der Erlösung gekommen ist und sein Wärter es durch einen leichten Ruck an der Nasenleine und gleichzeitiges so—so-Rufen zum Niederlegen auffordert. Einen klagenden, gluckernden Ton von sich gebend, läßt es sich erst auf die Vorder-, dann auf die Hinterbeine nieder, bringt mit zwei weiteren Bewegungen die untergeschlagenen Beine in eine bequeme Lage und sitzt da wie eine ihrer Entbindung entgegen-sehende Henne. Sobald ihm Last und Sattel abgenommen sind, erhebt es sich wieder, schüttelt sich und fängt an zu grasen.

Ich hatte das einhöckerige Kamel in Indien als Reittier zur genüge kennen gelernt, bisher aber noch keinen Versuch mit seinem zweihöckerigen Verwandten gemacht, so daß ich, die günstige Gelegenheit benutzend, eines der Tiere bestieg. Ich fand, daß man selbst ohne irgend welche Unterlage zwischen den beiden Höckern wie in Abrahams Schoß sitzt, wenn das Kamel sich in

gutem Futterzustande befindet, auf einem abgemagerten Tiere mit spitzem Rücken hingegen wie auf Messers Schneide. Merkwürdig ist, daß viele Kamele eine derartige Abneigung gegen Europäer haben, daß sie weder mit Güte noch Gewalt zu bewegen sind, sich von ihnen besteigen zu lassen.

Wir hatten gehofft, den Wind heute im Rücken zu haben, aber er hatte sich boshafter Weise mit uns gedreht und anstatt des eisigen Südostwindes blies uns nun ein nicht minder eisiger Nordost ins Gesicht.

Staubbedeckt und ermüdet zogen wir, herzlich froh darüber, die Steppe hinter uns zu wissen, wieder in Kalgan ein, und als wir kurze Zeit darauf vor dem behaglich summenden Samowar der schönen Frau Batneff saßen, sehnten wir uns durchaus nicht zu den Mongolen und in ihre Jurten zurück. Fast gleichzeitig mit uns war im Batneffschen Hause der mit seiner Familie über Land von Moskau gekommene, für einen der chinesischen Hafenplätze bestimmte Konsul Popoff angelangt. Mit Frau und Kind hatte er die Reise durch die Steppe in einer geräumigen Reisekalesche gemacht und die Strecke von Kiachta bis Kalgan in zwölf Tagen zurückgelegt. Rußland unterhält einen regelmäßigen Postverkehr zwischen Peking und Kiachta und hat überall in der Mongolei seine Vorspannstationen, deren Pferde auch den mit Regierungspässen versehenen Reisenden gegen ein geringes Entgelt zur Verfügung gestellt werden, wohingegen sie für den Wagen selbst zu sorgen haben. Herr Popoff meinte, daß, trotzdem er sich die mit seiner Ankunft in Kalgan nahezu wertlos gewordene Kalesche in Kiachta neu gekauft habe, ihn dennoch die Reise über Land

billiger zu stehen komme, als wenn er eine der Dampferlinien über Suez, Colombo, Singapore benutzt hätte. Solch ein Reisewagen wird in der Regel von 6 Pferden gezogen und zwar derart, daß die Tiere nicht im Geschirr gehen, sondern jedes für sich von Mongolen geritten wird. In tollster Gangart geht es von einer Station zur anderen. Die Reisenden essen und schlafen in ihrem Gefährt, versehen sich auf den Stationen mit heißem Thee und kochen daselbst, so gut es geht, während des Pferdewechsels.

Für die Fahrt im Winter pflegt man den ganzen Proviant an Fleischspeisen fertig zubereitet mitzunehmen. Man läßt dieselben gefrieren, steckt sie in einen Sack und taut sie nach Bedürfnis wieder auf. Gleich dem gefrorenen Fleisch auf den modernen Ozeandampfern halten sich die Klopse, Frikandellen, Beefsteaks oder Koteletts vorzüglich, so lange die Temperatur unter dem Gefrierpunkt bleibt, und dessen ist man in der Mongolei während der Wintermonate ziemlich sicher.

Vor Herrn Battneffs Hause ging es recht lebhaft zu, denn noch am selbigen Abend sollte eine große Thee-Karawane die Reise nach Kiachta antreten. Die mit Papier luftdicht verklebten Theekisten wurden gewogen, mit Matten von feinem Holzspahngeflecht umwickelt und außerdem in ein grobes, aus Rußland eingeführtes Gewebe aus Ochsen- und Kuhschwanzhaaren eingenäht, um dann mit Stricken umschnürt auf den Lastsätteln der Kamele befestigt zu werden.

Den folgenden Vormittag verbrachten wir rastend, Einkäufe besorgend und in den Bazaren umherschlendernd,

in Kalgan, welches uns bei trockener Witterung ungleich besser gefiel, als bei unserem ersten Besuche.

Gleich den meisten chinesischen Städten erfreut sich Kalgan des Besitzes eines Theaters oder vielmehr einer offenen Bühne, auf der, wenn gerade eine Schauspielertruppe des Weges kommt, gespielt wird. Gelegentlich dient diese Bühne auch zu Haupt- und Staatsaktionen, wovon wir uns bald genug überzeugen sollten. Als wir in die Nähe des auf freiem Platze gelegenen Gebäudes kamen, fanden wir dasselbe von einer vielhundertköpfigen Menschenmenge umdrängt und glaubten daher anfangs, daß sich auf der Bühne, auf der an Tischen verschiedene reichgekleidete Männer saßen, während andere kamen und gingen, irgend eine Komödie abspiele. Bald erfuhren wir jedoch, daß es sich hier um nichts weniger als ein Lustspiel, sondern um eine höchst ernsthafte Angelegenheit handelte, nämlich um eine militärische Prüfung, von deren Ausfall die Beförderung einer Anzahl von Offizieren abhing, und daß die Herren auf der Bühne keine Komödianten, sondern Militärmandarine waren, die nicht mit sich spaßen ließen. Wenn wir uns nun durch die Menge hindurch etwas mehr in den Vordergrund drängen wollten, meinte unser Gewährsmann, würden wir die zur Prüfung erschienenen Offiziere neben der Bühne stehen sehen.

Man warte nur noch auf den Präses der Prüfungskommission, der jeden Augenblick erscheinen müsse. Wenige Minuten später kommt denn auch richtig ein feister General, den hellroten Knopf als Abzeichen seiner hohen Stellung auf dem Bambushütchen, mit großem Gefolge angeritten. Eine vor dem Theater aufmarschierte Musikbande bläst auf Muscheln einen Tusch, und der also Angeblasene

klettert, von seinen dunkelrot, hell- und dunkelblau beknopften Kollegen ehrerbietigst begrüßt, auf die Bühne.

Kaum hat Se. Exzellenz Platz genommen, so wird von Polizeisoldaten, die mit ihren Knuten rücksichtslos Hiebe austeilen, der Platz vor der Bühne vom Publikum gesäubert und sechs in blauseidene lange Gewänder gekleidete Offiziere mit rotbeschwänzten Bambushüten, den Köcher zur Seite, den Bogen in der Rechten, marschieren heran. Auf 20 Schritte Entfernung wird eine rechteckige, mannshohe Scheibe mit drei roten Zielpunkten aufgestellt, und auf einen Wink des höchsten Mandarinen nimmt das Schützenfest seinen Anfang.

Ein Offizier tritt vor, macht verschiedene genau vorgeschriebene Griffe durch, stellt sich breitbeinig hin, nimmt einen Pfeil aus dem Köcher, spannt den Bogen, alles mit dem bekannten hörbaren preußischen Ruck, legt an, zielt und schießt — vorbei. Damit ist die Prüfung für ihn erledigt, er steigt zur Bühne hinauf, läßt sich vor seinen Richtern auf ein Knie nieder, diese machen auf einer Papierrolle mit Pinsel und Tusche irgend eine Notiz — ich nehme an, daß dieselbe „durchgerasselt“ bedeutet — und winken dem Knieenden, sich zu erheben, worauf derselbe sich unter tiefen Verbeugungen zurückzieht. Sein Nachfolger ist vielleicht glücklicher und hat erst beim zweiten oder dritten Pfeil einen Fehlschuß zu verzeichnen, aber die meisten fehlen schon beim ersten Schuß, und nur einem der, nach einander immer zu sechsen gleichzeitig antretenden 30 Schützen glückt es, mit seinen sämtlichen fünf Geschossen die Scheibe zu durchbohren. Dem Schießen zu Fuß folgt ein solches zu Pferde. Zu diesem Zwecke sind in einem gegen

200 Meter langen Schießgraben an verschiedenen Stellen Sandsäcke als Zielobjekte aufgestellt. Vom Fleck aus angalloppierend, haben die Schützen in vollster Karriere den Bogen von der Schulter, den Pfeil aus dem Köcher zu nehmen und zu schießen. Von sämtlichen Leuten traf nur ein einziger, die Pfeile der übrigen fielen meist mehrere Meter am Ziele vorbei in den Sand.

Nachdem die Prüfung der Offiziere beendet war, wurde zu derjenigen solcher Mannschaften, die sich zur Beförderung gemeldet hatten, geschritten. Auch sie schossen miserabel, zeigten aber gleich den Offizieren gute Disziplin und viel militärischen Chic. Das Auftreten der Leute war über jedes Lob erhaben, und jeder einzelne Mann machte den Eindruck eines geborenen Soldaten.

Als die Truppen aufbrachen, um in ihre Lager zurückzumarschieren, verließen auch wir den Platz, frühstückten, beglichen unsere Gasthofsrechnung und sagten Kalgan Lebewohl. An der Wegegabelung außerhalb der Stadt fanden wir das Kästchen mit dem Kopfe des Gerichteten noch unversehrt, den Kopf selbst dagegen in einer solchen Verfassung, daß ich ihn selbst dann nicht für den Geheimrat Virchow in die Reisetasche gesteckt hätte, wenn letzterer mir dafür das Versprechen gegeben hätte, fortan auf jede parlamentarische Thätigkeit zu verzichten.

Mit Eintritt des Dunkelwerdens kamen wir nach Shian-Hua-Fu und erfuhren von dem Wirte unseres früheren Gasthofes, daß man unter seinem Dache keinen Platz für uns habe, da jeder Winkel besetzt sei. Wir fanden statt dessen Unterkommen in einem erbärmlichen Kruge, gingen aber, da unsere Maultiere mit dem Ge-

päck nicht vor 8 Uhr erwartet werden konnten, zu unserem alten Freunde zurück, um bei ihm im Gastzimmer, so gut es ging, die Zeit totzuschlagen. Ich wurde hier als Jünger Cagliostros mit einem Halloh begrüßt, als sei ich der selige Bellachini in leibhaftiger Person. Einmal als Zauberer bekannt rettete mich nichts vor meinem Schicksal, bis zur Erschlaffung mußte ich meine Kunststücke wiederholen, und wenn ich nicht völlig der Last der an mich gestellten Ansprüche erlag, so war es nur das Bewußtsein, nie zuvor vor einem so dankbaren Publikum aufgetreten zu sein.

In den Zwischenpausen stärkte ich mich mit den ebenfalls eingehend beschriebenen Fleischpasteten und trank dazu einen „mekvilo“ d. h. Rosentau genannten chinesischen Wein in ungemessenen Quantitäten.

Kein Wunder, daß ich tags darauf mit einem regelrechten Rosentaukater erwachte und während des ganzen Marsches pessimistisch dachte, wie ein Schopenhauer.

Auf uns bekannten Pfaden ging es in den nächsten Tagen bis Huai-Lai-Hsien, denn erst von hier aus sollten wir von unserer alten Reiseroute abbiegen, um weiter, der großen Heerstraße folgend, durch den berühmten Nankaupaß nach Peking zu ziehen. Im Südthore von Huai-Lai-Hsien fesselte wiederum ein vergitterter Holzkasten unsere Aufmerksamkeit. Derselbe barg indessen nicht das Haupt eines Geköpften, sondern — ein Paar Stiefel. Daß in denselben die Füße eines aus dem Gefängnisse entflohenen und wieder eingefangenen Sträflings steckten, war unwahrscheinlich, wenngleich man in Bezug auf das Abhacken der verschiedensten Gliedmaßen

in China nicht gerade kleinlich zu sein pflegt. Auch als Reklame für irgend einen in der Stadt wohnenden Schuster schienen sie uns infolge ihres Alters, ihrer Zerrissenheit und schiefgelaufenen Hacken nichts weniger als geeignet. Was also hatte diese sonderbare Stiefelausstellung zu bedeuten? Das Rätsel wurde uns durch einen des Weges kommenden Chinesen gelöst, der uns erzählte, es sei des Landes Sitte und Brauch, einem auf längeren Urlaub oder sonstwie auf Reisen gehenden besonders beliebten höheren Beamten beim Verlassen seines Bezirkes die Stiefel auszuziehen, dieselben als Pfand aufzuheben und dem Eigentümer bei seiner Heimkehr zurückzuerstatten. Die Sitte gefällt mir, doch glaube ich, daß ich als höherer chinesischer Beamter Anstand genug besitzen würde, bei einer öffentlichen Fußbekleidungsentziehung über tadellosen lochfreien Strümpfen ein Paar wenn auch nicht gerade neuer, so doch mindestens präsentabler Stiefel zu tragen. Noblesse oblige! obendrein wenn man die Stiefel später zurückerhält.

Hinter dem Dorfe Tscha-dau kamen wir zwei Tage später wieder an einen Teil der inneren großen Mauer, die hier, am Austritt des Nankaupasses, ganz vorzüglich erhalten ist. Auf einem gegen 12 Meter hohen und 5,15 Meter dicken Steinwall erhebt sich eine mit Schießscharten versehene 1,60 Meter starke Brustwehr. Das Thor ist bequem zu erklettern, und der Blick von demselben auf den zwischen schroffen Felsen sich durchwindenden Paß mit seinem nie rastenden Verkehr, auf die nach Osten und Westen in weiter Ferne sich verlierende riesenhafte Mauer und die auf jeder Höhe, jedem Felsen sichtbaren Trümmer ehemaliger Befestigungswerke ist ein

Nankau-Paß.



in jeder Beziehung großartiger. Bis vor wenigen Jahren war der Paß derartig mit Felsblöcken und Geröll angefüllt, daß er von Reitern und Lasttieren nicht ohne Gefahr benutzt werden konnte. Heute, nachdem er 1890 von der Regierung reguliert worden, ist er sogar für chinesische Karren, aber auch nur für solche, fahrbar. Kein anderes Gefährt würde den hier an seine Achsen und Räder gestellten Anforderungen standzuhalten vermögen, was ich hauptsächlich im Interesse der modernsten aller Weltreisenden, der Radfahrer, bemerke, für die chinesische Landstraßen überhaupt wenig Verlockendes haben dürften.

Kurze Zeit, nachdem wir die Mauer verlassen hatten, kamen wir an dem Tempel Shih=fo=ssu und an zwei kleinen aus der Zeit der Ming=Dynastie (15. Jahrhundert) stammenden, auf steilen Felsen stehenden Tempelchen vorüber, passierten mehrere befestigte Ortschaften, u. a. das wegen seines aus dem 14. Jahrhundert stammenden Thorwegs erwähnenswerte Chu=yung=kuan. Das Thor, ehemals der Unterbau einer Pagode, ist an sich weder schön, noch zweckentsprechend, denn es ist so niedrig, daß ein beladenes Kamel seine liebe Not hat, ohne anzustoßen hindurch zu kommen. Ganz interessant sind dagegen verschiedene im Innern angebrachte, in Stein gehauene Basrelifs, Ereignisse aus dem Leben Buddhas behandelnd, und eine in sechs verschiedenen Sprachen, nämlich Sanskrit, Tibetanisch, Chinesisch, Mongolisch, Uigur und Niuchih abgefaßte Inschrift. Sollten einige meiner Leser ungebildet genug sein, nie zuvor etwas von Uigur und Niuchih gehört zu haben, so mögen sie sich entweder mit mir trösten und über diese gewiß sehr

unverständlichen Sprachen zur Tagesordnung oder aber zum Orientalischen Seminar übergehen, wo ihr Wissensdurst sicherlich mehr als gestillt wird.

Mit Nankau, einem selbstverständlich mit meterdicken Mauern umschlossenen Städtchen, hatten wir das Ende des Passes erreicht. Die Berge lagen hinter uns, und vor uns dehnte sich, im Sonnenlichte flimmernd, die weite Ebene des Peiho. In einem schmutzigen, aber kühl gelegenen Gasthause nahmen wir das Frühstück ein und verabschiedeten uns dann von Herrn Hildebrand, der noch selbigen Tages in den Tempel des Erwachens zurückzukehren beabsichtigte, während Dr. Grunwald und ich vorerst den etwa 2 Stunden von Nankau entfernten berühmten Minggräbern einen Besuch abstatten und von dort nächsten Tages direkt nach Peking reiten wollten.

Schon an anderer Stelle habe ich erwähnt, welchen Wert der Chinese darauf legt, nach seinem Tode in würdiger Weise beigesetzt zu werden, mit welcher Liebe und Hingebung, mit welchen Opfern jede Familie diesem Wunsch der Dahingeschiedenen gerecht zu werden sucht und für die Erhaltung der Gräber ihrer Vorfahren Sorge zu tragen pflegt.

Viele Chinesen sorgen freilich bei Lebzeiten selber für ihren Begräbnisplatz und verwenden für die Errichtung ihrer Mausoleen Summen, die meist in gar keinem Verhältnis zu ihrem Haushaltungsbudget stehen.

Daß bei einem Volke, welches so hohe Ansprüche an die Beschaffenheit der letzten Ruhestätte seiner Toten stellt, die Gräber seiner Herrscher an Großartigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, daß ungezählte Millionen für dieselben verschwendet werden, ist nicht weiter zu ver-

Ming-Gräber.

wundern, und so befinden sich denn in der Umgebung von Nanking und Peking Kaisergräber, die als Denkmäler allerdings in Bezug auf Großartigkeit mit den ägyptischen Pyramiden nicht zu vergleichen sind, als Anlagen hingegen einzig in der Welt dastehen dürften.

Für die sehenswertesten aller dieser Gräberstätten verstorbener Söhne des Himmels gelten die gegen 50 Kilometer nördlich von der Kaiserstadt gelegenen Minggräber, und schwerlich dürfte ein nach Peking kommender Europäer es versäumen, den einschließlich eines Besuches des Nankaupasses und der inneren großen Mauer drei bis vier Tage in Anspruch nehmenden Ausflug dorthin zu unternehmen.

Man reitet am zweckmäßigsten am ersten Tage bis zu der Stadt Chang-ping-chau (etwa 40 Kilometer), besucht am folgenden Morgen die Gräber, übernachtet in Nankau, verwendet den nächsten Tag auf die große Mauer, sowie einen Ritt nach einer der außerhalb derselben liegenden Ortschaften und kehrt auf dem Wege Yang-Fang nach Peking zurück.

Den Ausflug in umgekehrter Reihenfolge zu machen und, wie wir es thaten, von Nankau aus nach den Gräbern zu reiten, ist nicht zu empfehlen. Die ganze riesenhafte Anlage ist eben darauf zugeschnitten, den von Süden kommenden Besucher durch allmählich gesteigerte, fein berechnete landschaftliche und architektonische Wirkungen in eine Stimmung frommen Schauderns zu versetzen. Kommt man dagegen von Norden unvermittelt an das eigentliche Grab, so fällt man gewissermaßen mit der Thür ins Haus und hat, von dort den Gräberhain verlassend und die wunderbare Kaiserstraße entlangziehend,

das Gefühl, eine Mahlzeit mit dem Kaffee zu beginnen und mit der Suppe aufzuhören.

Um dem Leser ein gleiches Gefühl des Unbehagens zu ersparen, will ich daher bei der Schilderung der Anlage den vorgeschriebenen Pfad wandeln.

Mit dem ersten Frührot verlassen wir Chang-ping-chau, um nach kaum viertelstündigem Ritt die einstmals trefflich gepflasterte, heute leider arg vernachlässigte Kaiserstraße zu betreten und wenige Minuten später vor dem anerkannt schönsten Peilo Chinas Halt zu machen, einem 90 Fuß weiten und 50 Fuß hohen Thorbogen aus solidem Marmor.

Hindurchreitend gelangen wir über eine Steinbrücke an das Ta-hung-men oder rote Thor, und einige hundert Schritte weiter an einen offenen Pavillon, in dem auf dem Rücken einer 12 Fuß langen Steinschildkröte eine mit Inschriften bedeckte Tafel sich erhebt. In den vier Ecken stehen kandelaberartige Säulen, auf ihren Kapitälen wirkungsvoll gearbeitete Greifen tragend.

Der Blick von hier aus ist von so eigenartiger, die Sinne berückender Großartigkeit, daß selbst der blasierteste Weltenbummler hier wenige Augenblicke überwältigt dastehen wird und zugeben muß, daß die chinesischen Gräberarchitekten damaliger Zeit Künstler allerersten Ranges waren.

Vor uns liegt die breite, schnurgerade, durch die Ebene führende, zu beiden Seiten von Tier- und Menschenfiguren in mehr als doppelter Lebensgröße flankierte Kaiserstraße, und am Ende derselben, zehn Kilometer weiter nördlich, umrahmt von einem Kranze bläulich im Morgenlichte schimmernder Berge inmitten eines Haines

vierhundertjähriger Eichen und Cypressen das mit gelbglasierten Thonziegeln eingedeckte Mausoleum des großen Kaisers Yung-lo. Ringsum reihen sich halbkreisförmig die übrigen Gräber der Ming-Kaiser aneinander, mit goldig glänzenden Dächern durch das dunkle Grün des einsamen Haines hindurch leuchtend. Die Anlage ist verfallen und verwildert und mehr vernachlässigt, als sonst wohl die Gräber im Reiche der Mitte; das Geschlecht, dem diese einst so mächtigen Herrscher entsprossen, ist erloschen, der letzte Kaiser gab sich selbst den Tod, als die Mandschuren das Land erobert hatten, und niemand ist geblieben, Jahr für Jahr die ungeheuren Summen zu opfern, die zur Erhaltung einer solchen Riesenschöpfung erforderlich wären.

Wir versuchen zwischen den in Abständen von etwa 20 Metern zu beiden Seiten Wache haltenden Tieren hindurchzureiten, aber unsere Maultiere springen entsetzt zur Seite und sind durch kein Mittel zu bewegen, an den unheimlichen Steinfiguren vorüberzugehen, so daß wir uns genötigt sehen, eine Strecke Weges zu Fuß zurückzulegen.

Kauernde, sich einander mit glanzlosen Augen anstierende Löwen mit gelockten Mähnen machen den Anfang; diesen folgt ein stehendes Löwenpaar, welches von liegenden und aufrecht stehenden gehörnten Fabeltieren abgelöst wird. Zwischen vier Kamelen hindurch gelangen wir zu den Elefanten, dann zu den Greifen und Pferden. Damit hat die Reihe der aus massiven Sandsteinblöcken herausgearbeiteten Tiere ihr Ende erreicht. Die Figuren von sechs Militär- und der gleichen Anzahl Civilmandarinen in der Tracht des 15. Jahr-

hunderts bilden den Abschluß dieses Teiles der Gräberstraße. Wieder im Sattel sitzend, passieren wir einen dreifachen Thorbogen, um für eine Weile wegen zweier in Trümmern liegender Brücken vom geraden Wege abzuweichen und nach im ganzen etwa einstündigem Ritt endlich in einem schattigen Hain herrlicher alter Bäume vor dem Eingange der Grabstätte Yung-los zu halten.

Nach längerem Pochen wird ein hohes Holzthor um einige Zoll geöffnet, das habgierige Gesicht eines chinesischen Priesters erscheint in der Spalte, eine schmierige Hand wird uns entgegengestreckt und in herrischer Weise ein Eintrittsgeld in Höhe zweier Dollars von uns gefordert. Ich war ob dieser Unverschämtheit empört, Dr. Grunwald meinte indes, wir könnten von Glück sagen, daß man uns nicht die dreifache Summe abverlange, denn man wisse sehr wohl, daß ein Europäer, der 40 Kilometer weit von Peking gekommen sei, nicht einiger lumpigen Dollars wegen so nahe am Ziel seiner Reise wieder umkehre.

Wir zahlten also unseren Obolus und wurden in einen mit Ziegelsteinen gepflasterten, mit uralten Eichen, Fichten und Cypressen bestandenen Hof hineingelassen. Von hier aus gelangten wir durch einen tempelartigen Raum in einen zweiten Hof und weiter über eine breite, mit reichen Ballustraden versehene Marmortreppe in eine imposante, 70 Fuß lange und 30 Fuß tiefe Halle, deren Dach von 24, je einen Meter im Durchschnitt messenden, aus Burma stammenden Teaksäulen getragen wird.

Zu sehen war in dem gewaltigen Raume weiter nichts, als ein mit Urnen und Räucherbecken besetzter Opfertisch, ein Schrein mit einer den Namen des Kaisers

tragenden Holztafel und unter derselben am Boden hockend — Herr und Frau Konsul Popoff mit einer noch zur Hälfte gefüllten kolossalen Kuchenkiste, neben der auch wir jetzt, wir mochten wollen oder nicht, uns niederlassen mußten.

Fünf Tage altes und noch obendrein während dieser Zeit auf dem Rücken eines Maultieres durcheinander geschütteltes Backwerk ist selbst im Innern Chinas ein minderwertiger Genuß. Aber was thut der Mensch nicht alles, um seinen Mitmenschen eine Freude zu machen. Wir widmeten uns denn auch unserer liebenswürdigen Wirtin zu Liebe dem Kuchenessen mit einem Eifer, wie zwei beurlaubte, von ihrem Onkel in eine Conditorei geführte Kadetten, bis wir, genudelten Gänsen gleich, non possumus sagten.

Frau Popoff, die jedoch gar zu gern mit ihrer Kuchenkiste — nebenbei ein Geschenk der schönen Frau Ballneff — aufgeräumt hätte, war mit unseren Leistungen durchaus nicht zufrieden. Kein Sträuben half, wir mußten, bevor wir uns verabschiedeten, noch unsere sämtlichen Taschen füllen und versprechen, den Inhalt derselben noch im Laufe des Tages zu verzehren.

So ausgerüstet durchmaßen wir den Raum der ganzen Länge nach und betraten eine parkähnliche Anlage, an deren Ende ein von Schlingpflanzen überwuchertes, pavillonartiges Gebäude eine aufrechtstehende Gedenktafel aus rosafarbenem Granit birgt. Unter dem Gebäude hindurch führt ein heute verschütteter tunnelartiger Gang in das Innere eines prächtig bewaldeten, gegen 150 Fuß hohen Hügels, der letzten Ruhestatt des großen Kaisers.

hunderts bilden den Ab[illegible] hier in tiefem Waldes-straße. Wieder in [illegible] unseren Maultieren zu-dreifachen T[illegible] Taschen unter sie zu ver-in Trümm[illegible] Gräbern vorbeireitend auf zuweich[illegible] Umwegen nach Chang-ping-chau heimzukehren. Endli[illegible] Ein siebenstündiger Ritt brachte uns tags darauf wieder nach Peking, wo ich von unserem inzwischen zu-rückgekehrten liebenswürdigen Gesandten, Herrn von Brandt, und den übrigen Herren der Gesandtschaft auf das herzlichste bewillkommnet wurde. Mit welcher Wonne ich mich hier in das von dem braven Jim für mich be-reitete, lang entbehrte Bad stürzte und mit welcher In-brunst ich eine Stunde später in dem reizenden Speise-saal meines Wirtes Gott dafür dankte, daß er neben so vielen schlechten auch einige wirklich gute Köche ge-schaffen hat, das werden mir diejenigen meiner Leser voll und ganz nachempfinden können, die selber schon einen Maultierritt in der mongolischen Steppe unter-nommen haben. Ich fürchte freilich, ihrer viele sind es nicht.





Peking, die Stadt der Städte.

Den vielen Reisenden, die behaupten, daß Peking so gut wie gar keine Sehenswürdigkeiten bietet, muß ich auf das entschiedenste widersprechen. Peking an sich allein ist schon eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges, und es giebt in ihren Mauern meiner Ansicht nach kaum etwas, was nicht der Mühe eines Besuches lohnte, vorausgesetzt, daß dieser Besuch nicht zu teuer erkauft werden muß. Selbst der unaufmerksame Beobachter muß hier so viel des Neuen, Eigenartigen finden, daß er aus der Überraschung — vielleicht auch, wenn er zartbesaitet ist, aus dem Entsetztsein — gar nicht herauskommt. Ich habe Peking mit einem einzigen riesenhaften Dünger- und Kehrichthaufen verglichen und verstehe, daß es nicht jedermanns Sache ist, in einem solchen herumzustöbern. Wer aber einmal hineingeraten ist, der wird auch in ihm manche vor die Säue geworfene Perle finden, falls er nicht von Blindheit geschlagen ist oder absichtlich die Augen schließt.

Den Ausspruch des Herrn von Brandt, man komme

mit Thränen in Peking an und verlasse es ebenso, möchte ich trotz alledem nicht unterschreiben; denn so interessant mir die Stadt der Städte erschien, so dankte ich sowohl bei meiner Ankunft wie beim Scheiden dem Schicksal, daß ich nicht zu längerer Gefangenschaft daselbst verurteilt war. Wenn ich nach achttägigem Aufenthalt von Peking ohne die vorschriftsmäßigen Thränen Abschied nahm, so mag es daran liegen, daß mir die Begabung, mich dauernd als Mistkäfer wohlzufühlen, abgeht. Das gastliche Haus meines liebenswürdigen Wirtes und die zwar kleine, doch um so auserlesenere europäische Gesellschaft der Hauptstadt des Reiches der Mitte verließ ich allerdings nicht ohne schmerzliches Bedauern, aber in beiden vergißt man, daß man sich in Peking befindet.

Unser Gesandtschaftsgebäude kann in Bezug auf Großartigkeit der Anlage einen Vergleich mit den meisten übrigen dortigen Gesandtschaften nicht aushalten. Es ist ein einstöckiger, ziegelgedeckter Steinbau, der einem mit Familie gesegneten Gesandten schwerlich genügend Raum bieten dürfte, solcherweise Gastfreundschaft zu üben, wie sich das nun einmal in Peking, wo nur ein recht minderwertiger Gasthof existiert, in den Gesandtschaften nicht gut vermeiden läßt. Herr von Brandt war, so lange er auf seinem Posten waltete, Junggeselle und konnte sich als solcher über Mangel an Raum ebenso wenig beklagen, wie seine zahlreichen, Peking besuchenden Landsleute und Freunde genügend Worte des Dankes für die ihnen unter seinem Dache erwiesene Gastlichkeit finden können.

Dem Äußeren nach unansehnlich, stellte unsere Gesandtschaft, was die innere Ausschmückung anbelangt,

dank dem Geschmack, Dekorationstalent und Kunstsinn des Herrn v. Brandt, alle Nebenbuhler tief in den Schatten. Mit Recht galt sie als eine Sehenswürdigkeit Pekings, ein Museum chinesischen Kunstgewerbes aus den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Hier fanden sich neben farbenprächtigen Geweben, Stickereien und Teppichen die herrlichsten Bronzen, alte und moderne Cloisonnées, Porzellane aus allen Jahrhunderten, Emaillearbeiten, Elfenbeinschnitzereien und tausenderlei interessante Kuriositäten.

Ich entsinne mich nicht, je in einem kostbareren und gleichzeitig behaglicher eingerichteten Speisesaal Tafelfreuden erlebt zu haben, als in dem unserer Gesandtschaft in Peking, dessen dunkle Wände von oben bis unten mit den schönsten alten blauweißen chinesischen Porzellanen bedeckt waren. Vielleicht würde mir der Saal trotz aller seiner seltenen Teller, Schüsseln und Vasen dennoch nicht in gleicher Erinnerung geblieben sein, hätten sich nicht die aufgetragenen Speisen und Getränke ausnahmslos ihrer Umgebung würdig gezeigt, und wäre nicht der Herr des Hauses zugleich der denkbar liebenswürdigste Wirt gewesen. Auch Jim und Mops, die beiden Leibdiener des Herrn v. Brandt, und zwei der wenigen mir sympathisch gewordenen Chinesen trugen in ihren hechtgrauen Gewändern, die feisten, kugelrunden Köpfe mit trichterförmigen, rotbebuschten Bambushüten bedeckt, durch die Ruhe und Gewandtheit, mit der sie ihres Dienstes walteten, nicht unwesentlich zur Erhöhung des Behaglichkeitsgefühles bei.

Über alles darf der nach Peking verbannte Europäer klagen, nur nicht über einen Mangel an gastronomischen

Genüssen. Jahr aus, Jahr ein steht ihm an Lebensmitteln eine solche Auswahl zur Verfügung, wie nur in irgend einer Großstadt des Abendlandes.

Da der vornehme Chinese selbst ein notorischer Feinschmecker ist, so kommt das den Europäern insofern zu gute, als man ihretwegen allein wohl kaum weder der Zucht guten Schlachtviehs und feiner Gemüse, noch dem Transport frischer See- und Flußfische und Austern die erforderliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmen würde.

Aus dem Norden der Mongolei kommen im Winter — die Temperatur sinkt dann in Peking bis auf —20 Gr. C., während sie im Sommer zuweilen eine Höhe von +36 Gr. erreicht — ganze Kamelskarawanen mit gefrorenem Wild, vor allem Hirsche und Rehe, daneben Schweine, Wildenten, Fasanen, Rebhühner, Wachteln u. a. m. Auch der Sterlet wird in gleichem Aggregatzustande von den Ufern des Amur hereingebracht und gilt auf den Tafeln der Chinesen wie der Europäer als ein hervorragender Leckerbissen.

An gutem Obst ist zu keiner Jahreszeit Mangel, und die chinesischen Weintrauben, Pfirsiche, Pflaumen und Aprikosen können mit den feinsten französischen Früchten wetteifern.

Einen ungemein vorteilhaften Eindruck hat die Pekingente bei mir hinterlassen. Nie sah die Vogelwelt ihresgleichen. Sie ist das schmackhafteste Tier unter dem Federvieh und verbindet mit der Zartheit des Fleisches einer Ente fast die Größe einer Gans. Ich bin überzeugt, die Leser werden es für eine Ente halten, wenn ich ihnen erzähle, daß eine solche nicht nur bei einem

Diner von 8 Gedecken in der Gesandtschaft als Braten ausreichte, sondern auch am folgenden Tage beim Frühstück — und sie haben recht, aber auch ich — Herr v. Brandt ist mein Zeuge, daß es eine Ente war und keine Gans.

Unserem neuernannten Landwirtschaftsminister — ich meine natürlich den allerneuesten — empfehle ich angelegentlichst die Verpflanzung der Pekingente nach Deutschland. Auch die Enten geschlagener Völker sind unter solchen Umständen nicht zu verachten, selbst dann nicht, wenn es ihnen wie den chinesischen nicht gelingen sollte, trotz ihrer Größe, nach dem Vorbilde ihrer kapitolinischen Basen die Hauptstadt des Reiches der Mitte vor den Japanern zu retten.

An reich besetzter Tafel vergißt man gar manches Ungemach, und wenn die in Peking wohnenden Europäer sich ungeachtet aller sie umgebenden Widerwärtigkeiten wohl fühlen, so sind daran in erster Linie unstreitig die ihnen zur Verfügung stehenden ausgezeichneten Nahrungsmittel und die vortrefflichen chinesischen Köche schuld. —

Shokra, der bis zu meiner Rückkehr im Hospital behandelt worden war, sprang jetzt wieder munter umher und leistete mir auf meinen Ausflügen in die verschiedenen Bazare Gesellschaft. Sowohl durch seine schwarze Hautfarbe wie durch seine Matrosentracht erregte er, wohin er kam, allgemeines Aufsehen, und vor der Gesandtschaft warteten stets kleinere Gruppen auf sein Erscheinen. Ich muß den Chinesen das Zeugnis ausstellen, daß sie sich in ihrer Neugier und den Äußerungen der Überraschung über die ungewohnte Erscheinung eines

lockend, neben kastagnettenschlagenden Hühneraugen-operateuren und tambourinbewaffneten Blinden durch die staubbedeckte, schwitzende, nach Knoblauch duftende Menge. Nahezu jedes Straßengewerbe hat sein eigenes Instrument, sein besonderes Signal, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken, und nur verhältnismäßig selten hört man die Leute von ihren eigenen Stimmwerkzeugen Gebrauch machen.

Die Kaufläden sind innen und außen vielfach mit vergoldetem Holzschnitzwerk nahezu überladen, und eine solche über und über neuvergoldete, aus fußtiefem Schlamm aufragende Hausfront gewährt gerade als Gegensatz zu dem ringsum uns entgegenstarrenden himmelschreienden Elend einen ganz merkwürdigen Anblick. Von langer Dauer ist dieser Glanz nicht, denn wenige Wochen genügen, die Vergoldung unter einer dicken Schmutzkruste für immer zu begraben. Schaufenster oder Auslagen, wie man sie in Europa gewohnt ist, fehlen in chinesischen Kaufläden, und selbst im Innern derselben ist von einer Aufstellung der Waren nichts zu bemerken. Der von allen Seiten in die Häuser dringende Staub zwingt die Händler, ihre Bestände verschlossen zu halten, und nur wenn man nach einem bestimmten Artikel fragt, werden erst die wunderbarsten Schätze hervorgeholt, herrliche Seidenstoffe, Pelzwaren, Schmuckgegenstände, oder was es gerade sein mag. Nicht selten findet man in den elendesten Spelunken Kostbarkeiten im Werte vieler Tausende von Dollars aufgespeichert und gleichzeitig eine so reiche Auswahl, wie nur in den ersten Magazinen von Berlin, Paris oder London.

Was auf den Straßen feilgeboten wird, ist Schund-

ware, größtenteils chinesischen Ursprungs, vielfach auch „made in Germany“.

Der Händler mit getragenen Herrenkleidern steht seinem jüdischen deutschen Kollegen in keiner Hinsicht nach. Er ist sogar womöglich noch aufdringlicher, redseliger und unverfrorener in der Art des „Anreißens“ harmloser Wanderer.

In einem geräumigen, aus alten Kleiderfetzen zusammengestückelten Zeltdache, oder auch unter freiem Himmel hat er seine Vorräte zu einem haushohen Haufen aufgeschichtet. Auf dem Gipfel desselben steht ein bezopfter Bursche, ein Kleidungsstück nach dem andern vor den Augen der gaffenden Menge auseinanderfaltend und mit singender Stimme dessen Vorzüge preisend, um es dann in hohem Bogen an das entgegengesetzte Ende des Zeltes beziehungsweise Standes zu schleudern. Hat die letzte Hose endlich auf diese Weise die Luft durchflogen und bildet nunmehr den Gipfel eines neuen Berges, so wird letzterer erstiegen und die Schleuderarbeit beginnt von neuem.

Ich kann diese Art der Zurschaustellung ihrer Waren unseren Kleiderjuden gar nicht genug empfehlen; denn abgesehen davon, daß jedes einzelne Stück den Kauflustigen vor Augen geführt wird, dürfte auch den Motten und anderen mit Zerstörungstrieb begabten Insekten durch die beständige Lüftung das Dasein gründlich verleidet werden.

So sauber und appetitlich mir die zum Kauf gestellten rohen Lebensmittel erschienen, so abstoßend wirkten auf mich die fertigen Speisen in den unzähligen fliegenden Garküchen, Kuchen- und Zuckerbäckereien. Auch konnte

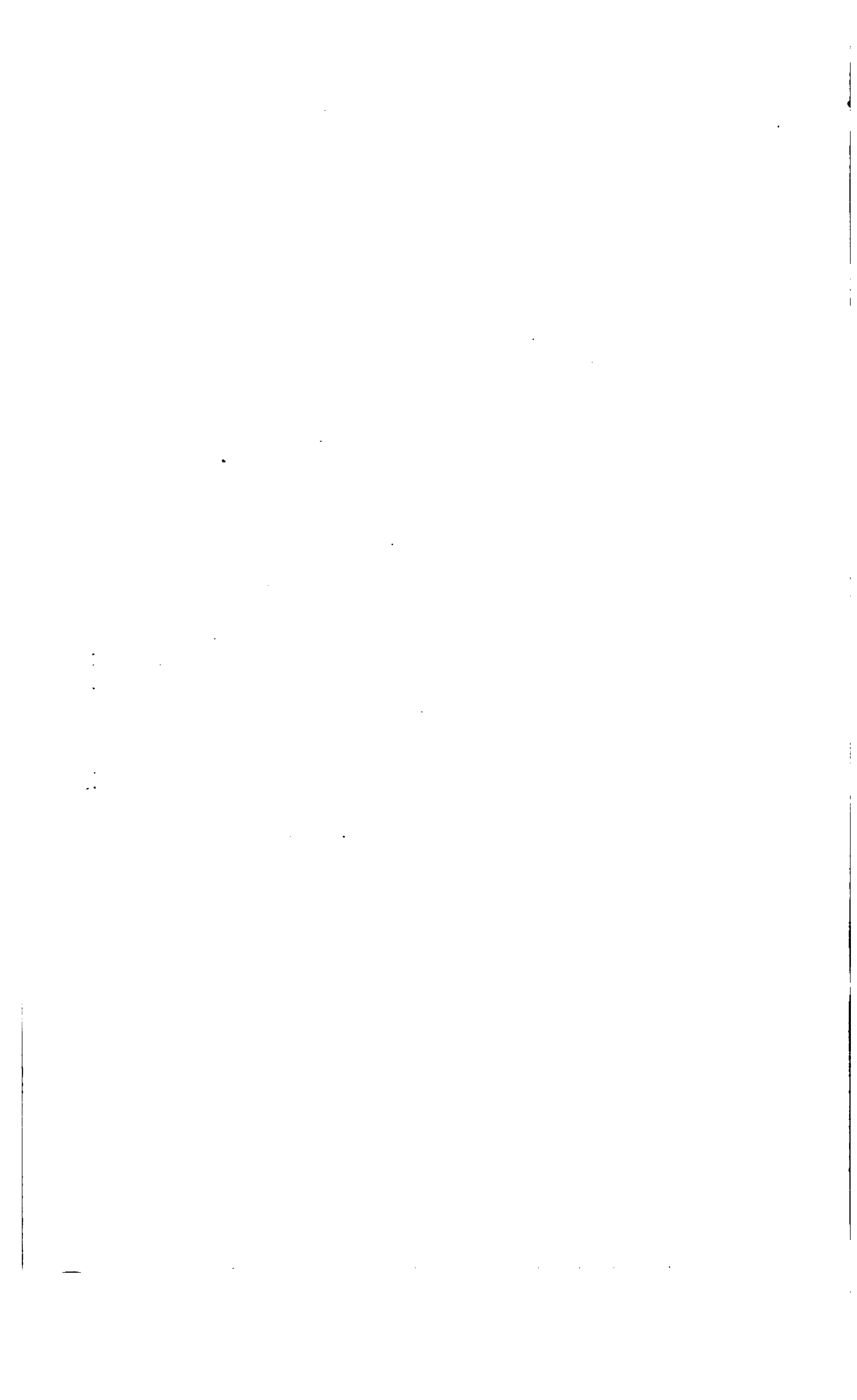
ich mich nicht entschließen, von der in trüben Gläsern feilgebotenen Pflaumenlimonade oder den verschiedenen Fruchteisen zu kosten. Ich übertrug Shokra daher die Pflichten als Probiermamsell und erfuhr dadurch, daß die meisten dieser auf mich nichts weniger als anziehend wirkenden Genußmittel und Näschereien an Wohlgeschmack nichts zu wünschen übrig ließen. Und was mein Shokra sagt, das ist für mich ein Evangelium. Der Junge weiß nicht nur, was sich schickt, sondern auch was dem europäischen Gaumen, d. h. dem seines Herrn behagt, beziehungsweise von ihm verworfen wird.

Überhaupt bitte ich, meinen Shokra nicht für einen unzivilisierten Menschen zu halten. Er ist trotz seiner schwarzen Haut gebildeter, als viele seiner gleichaltrigen, d. h. 14jährigen Genossen in Europa, hat vielseitige Interessen und ist dauernd bemüht, den Schatz der in seinem kleinen Köpfchen aufgespeicherten Kenntnisse zu bereichern. So trat er eines Morgens in Peking mit der Frage an mein Bett: „Mais Monsieur! qui a battu Napoléon I., les Allemands ou les Anglais?“ Er behauptete, die Deutschen hätten Napoleon geschlagen, wohingegen der chinesische Koch des Herrn von Brandt diesen Ruhm für die Engländer in Anspruch nähme.

Ich bin überzeugt, die meisten meiner Leser werden ebenso erstaunt darüber sein, daß solche Themata zwischen einem schwarzen Jungen und einem bezopften Kasserollenhelden erörtert werden, wie ich es damals war. Heute bin ich an ähnliche Fragen meines Shokra längst gewöhnt und werde nicht selten durch dieselben gewahr, wie wenig ich gelernt und wie viel von dem Wenigen ich vergessen habe.



Wagen in Peking.



Der Chinese ist durchweg ein Freund kleiner Sing- und Ziervögel, und namentlich ist es eine Rotkehlchenart, die sich bei ihm besonderer Beliebtheit erfreut. Ein wie mit Keulen zusammengeschlagener baumlanger Kerl, mit einem Stöckchen in der Hand, auf dem ein an einen Faden gefesseltes Rotkehlchen sitzt, ist eine Erscheinung, der man in Peking häufig begegnet.

An allen Ecken und Enden giebt es bei einer jeden Wanderung Neues und Interessantes zu schauen: Mandarinen zu Roß, in Sänften oder auch in zweirädrigen Karren, begleitet von berittenen Dienern oder speertragenden Läufern, Kamele, von Mongolen in fettglänzenden Kaftans mit langen Stöcken vorwärts getrieben, verschlossene Sänften vornehmer Damen, Mitglieder der jeunesse dorée in heliotropfarbenen oder blauen Gewändern mit ärmellosen Jacken aus quittengelber, oder pflaumenfarbener Seide, ihre weiten Beinkleider in niedrige Gamaschen gesteckt, mit hochgezogenen Knien im Sattel balancierend, Eselreiter und Lastkarren ziehen in buntem Durcheinander an unseren Blicken vorüber.

Auch einem Leichenzuge begegneten wir. Der aus nahezu vier Zoll dicken abgerundeten Holzbohlen zusammengefügte, heillos schwere, über und über mit buntem Flitter bedeckte Sarg wird an quer untergeschobenen Hölzern von gleichzeitig 48 irgendwo auf der Straße aufgelesenen Bummlern, unter Vorantritt Flöte blasender, Pauken und Tamtam schlagender Musikanten, sowie zahlreicher mit Bannern, Innungszeichen, gerösteten Schweinen, Enten, Hühnern, und weiß der Himmel, was sonst noch beladener Kulis zum Thore hinaus getragen. Der ganze

Zug macht einen nichts weniger als feierlichen Eindruck, würde aber auf der anderen Seite seiner Schäbigkeit wegen auch von jedem Karnevalsausschuß von der Teilnahme am Festzuge ausgeschlossen werden.

In einer wenig belebten Quergasse steht eine Schar halbnackter Gassenbuben in großer Erregung über zwei kämpfende Heuschrecken gebeugt, auf die sie ihren kurz zuvor irgendwo erbettelten Cash gegeneinander gesetzt haben. Hier wieder fesselt ein Glashändler, der einer Flasche mit dünnem elastischem Boden durch Aussaugen und Wiederhineinlassen der Luft Töne entlockt, die an diejenigen des Krikri seligen Angedenkens erinnern, unsere Aufmerksamkeit, bis unsere Gedanken plötzlich in höhere Sphären gelenkt werden, denn hoch über unseren Köpfen durchschwirren Äolsharfentöne die Luft. Aufwärtsblickend sehen wir einen von einem Dache aus geleiteten Flug zahmer Tauben seine Kreise ziehn.

Auf dem Rücken, oberhalb des Schwanzansatzes befestigt, trägt jedes Tier eine Anzahl verschieden abgestimmter federleichter Holzpfeifchen, denen von dem hindurchstreichenden Luftzuge weithin hörbare Töne entlockt werden.

Abgesehen davon, daß diese Musik das Ohr des Chinesen erfreut, soll sie auch noch dazu dienen, die Raubvögel von den Tauben fernzuhalten.

Die Hauptstadt des Reiches der Mitte verfügt namentlich in der Nähe der Bazare und der Thore über eine große Zahl freier Plätze. Dieselben dienen indessen nicht wie in anderen Großstädten der Erholung der Bevölkerung, als Tummelplatz für Kinder oder sonstigen edlen Zwecken, sondern als öffentliche Bedürfnisanstalten.

Der Chinese ist der schamloseste Mensch von der Welt, und er sucht geradezu die Öffentlichkeit da, wo jeder andere Planetenbewohner sich entweder seitwärts in die Büsche schlägt, oder sich in ein mit 0 bezeichnetes Kämmerchen zurückzieht. Wie es auf solchen Plätzen aussieht und welche Kämpfe sich hier zwischen räudigen Hunden, zum Skelett abgemagerten Schweinen und Kehrichtsammlern abspielen, das spottet zwar nicht jeder Beschreibung, aber doch meiner Feder.

Heil Ihnen, daß ich kein Zola bin! Ich würde Ihnen sonst eine Schilderung liefern, die alle Leserinnen zum Riech- und alle Leser zum Kognakfläschchen treiben würde.

Wollen Sie, meine Herren, auch trotzdem einen genehmigen, so habe ich weder vom sanitären, moralischen, noch schriftstellerischen Standpunkte etwas dagegen einzuwenden, zumal ich Ihnen ohnehin noch die eine oder andere Scheußlichkeit erzählen muß, ohne die das Bild des Pekinger Straßenlebens unvollständig wäre.

So fahren z. B. allmorgentlich in der Frühe Karren durch die Stadt, um die aus den Häusern geworfenen Leichen über Nacht verstorbener Kinder armer Leute aufzusammeln und in eine gemeinsame Grube abzuliefern. Für die Begräbnisse Erwachsener verschwenden die Reichen ein Vermögen und stürzen sich die Armen in Schulden, die Leichen der Kinder der ärmeren Klassen werden ohne Umstände vor die Thür gesetzt.

Wer Peking von seiner besten oder vielmehr einzig guten Seite kennen lernen will, der besteige, was allen Verordnungen zum Trotz durch ein Trinkgeld an einen der Treppenwächter leicht zu erreichen ist, irgendwo die

Stadtmauer. Er wird sich dann in eine andere Welt versetzt wähnen; denn vor seinen Blicken dehnt sich ein riesengroßer Park, zwischen dessen Baumwipfeln hindurch goldgelbe, blau und grün im Sonnenlichte flimmernde Tempel- und Palastdächer hindurchleuchten. Peking von diesem Standpunkt aus gesehen, ist eine der lieblichsten, anmutigsten Städte des Ostens. Kein Wunder, daß die Mauer daher nicht nur den beliebtesten, sondern den einzigen Spaziergang hier ansässiger Europäer bildet.

Im Osten der Stadt, unmittelbar an der äußersten Mauer liegt die durch ihre herrlichen Bronzeinstrumente berühmte kaiserliche Sternwarte, die, Überlieferungen zufolge, von persischen Astronomen, welche mit dem Kaiser Kuhlai-Khan nach China gekommen waren, im 13. Jahrhundert errichtet worden ist. Jedenfalls ist sie eher älteren, als neueren Datums, denn schon Marco Polo, der Peking Ende des 13. Jahrhunderts besuchte, erwähnt ihrer.

Im unteren Hofe haben wir zwei bronzene von Drachen getragene Planisphärien und ein Astrolabium zu bewundern, deren Patina außerordentlich schön ist. Auf einer die Mauer überragenden Terrasse befindet sich neben einem Himmelsglobus, Quadranten, Sextanten und anderen Instrumenten, die im Jahre 1674 nach Angaben des Jesuitenpaters Verhiest gegossen worden sein sollen, auch ein dem Kaiser Kanghi von Ludwig XIV. zum Geschenk gemachter Azimut, der zwar tadellos gearbeitet und erhalten ist, dessen Bronze hingegen einen Vergleich mit der der in Peking gefertigten Instrumente nicht standzuhalten vermag. Die Sternwarte, die auch heute noch astronomischen Zwecken dient,

ist von Rechtswegen den fremden Teufeln verschlossen, doch ist der Wächter kein Unmensch, und leicht gelingt es jedermann, sein Herz durch eine kleine Gabe zu erweichen.

Der Chinese ist überhaupt bei ähnlichen Anlässen Gemütsmensch, und außer den Thoren des kaiserlichen Palastes dürfte es im ganzen Reiche keine Pforte geben, die sich für den Europäer nicht für Geld und gute Worte, namentlich aber ersteres in den Angeln drehte. Nur dürfte die Höhe des verlangten Obolus nicht immer im Verhältnis zu dem schließlich Erreichten stehen. Denn das, was unserer hinter den verschlossenen Thüren harrt, entspricht gar oft keineswegs unseren Erwartungen.

Ich habe von Reisenden gehört, denen ein Besuch des Yung-ho-kung, der größten Lamaserei Pekings, allein gegen 100 Mark gekostet hat, da man nicht nur am Hauptthore, sondern auch noch an jedem der einzelnen Höfe und Gebäude zur Ader gelassen wird. Sie sahen außer an die 1000 schmutziger Lamas, zwei Bronzelöwen, zwei Emaille-Cloisonnée-Elefanten, die zu den besten Arbeiten dieser Art zählen, sowie einige schöne Altargefäße, Geschenke verschiedener Kaiser, und mußten sich's für ihr schönes Geld auch noch gefallen lassen, von den Klosterbrüdern verspottet und verhöhnt zu werden.

Anstatt den Lamas 100 Mark zu schenken, schenkte ich mir lieber den Besuch ihres Klosters und begnügte mich mit einem solchen in der kleineren Lamaserei Yung-chu-hu, deren Prior, eine weinehrliche alte Seele, Herrn v. Brandt persönlich befreundet war und mich als seines Freundes Freund zu sich geladen hatte.

Diese „kleinere“ Lamaserei zählt immer noch an die 500 Gebäude und 12 Tempel, deren einer bisher einem

lebenden Buddha zur Wohnung gedient hatte. Der heilige Mann war vor kurzem gestorben, und man wartete nun auf einen Ersatz aus Lhassa, wo von solchen Herrschaften scheinbar ein wohlassortiertes Lager gehalten wird. Da in den Gebäuden zur Zeit nur 80 Lamas wohnten, so machte die ganze Anlage den Eindruck eines verkrachten Vergnügungsetablissements, wenngleich sich nicht leugnen läßt, daß die Gebäude für orientalische Verhältnisse vortrefflich in stand gehalten waren und überall verblüffende Sauberkeit herrschte.

Mein Führer war der Prior in höchsteigener Person, ein urfideler Herr mit blutunterlaufenen Augen, angethan mit einem schmutzig roten Gewande. Als ich ihn durch Herrn Dr. Forcke, der mich liebenswürdiger Weise begleitet hatte, fragen ließ, ob er nichts zur Linderung seines Augenübels unternähme, meinte er, sein Leiden könne bald gehoben werden, wenn er das Trinken aufgäbe, was indessen nicht in seiner Absicht läge.

Er machte ganz den Eindruck eines Mönches, wie sie uns aus dem Mittelalter geschildert werden, schien uns jedoch zu meinem Leidwesen für Temperenzler zu halten, da er uns neben Kuchen und Obst nur Thee anbot, stärkere Getränke hingegen vorenthielt.

In seinem Kämmerchen sah es recht wohnlich aus. Der Kang war mit schönen weichen Teppichen belegt, die Wände schmückten Holzschnitzereien, und auf einem Tische von braunem Holz mit Marmoreinlage stand ein Teller mit prächtig duftenden, rotbackigen Äpfeln. Das laute Ticken einer großen Wanduhr trug gleichfalls dazu bei, dem Raume den Stempel des Wohnlichen aufzudrücken.

Auf meinen Wunsch holte unser Wirt verschiedene Lamakopfbedeckungen herbei, Hüte und Mützen für Gebetübungen und festliche Anlässe. Neu war mir darunter ein runder Hut mit gerade abstehender Krempe, aus einer harten, vergoldeten und lackierten Pappmasse geformt. Wie uns bedeutet wurde, wird diese Masse aus alten ha tas d. h. farbigen Seidenbändern hergestellt, die aus Tibet bezogen und unter den Lamas als Zeichen der Freundschaft verschenkt werden. Auch der Dalai Lama pflegt solche ha tas an seine Besucher zu verteilen, und ein besonders schönes Stück aus himmelblauer Seide mit eingewebten chinesischen Glückszeichen, welches dem nepalesischen Gesandten am Hofe von Lhassa vom Dalai Lama s. Z. verehrt worden ist, befindet sich in meiner Sammlung.

Der erwähnte Hut, der mittels Bänder unterm Kinn befestigt wird, dient den Lamas nur bei kaiserlichen Empfängen als Kopfbedeckung. Bei dieser Gelegenheit tragen sie auch, nach dem Vorbilde der Militär- und Zivilbeamten, einen farbigen Glasknopf auf dem Hut als Abzeichen ihres Ranges. So war z. B. unser Freund zur Führung des hellroten Knopfes berechtigt und hatte demnach den Rang der Mandarinen ersten Grades.

Zu meiner Freude gelang es mir nicht nur diesen seltenen, selbst Herrn v. Brandt bis dahin noch nicht zu Gesicht gekommenen Hut nebst Knopf, sondern auch noch eine riesenhafte Gebetmütze aus goldgelbem dicken Wollplüsch käuflich zu erwerben.

Eine andere Lamaserei, deren Besuch sich wegen eines in einem schönen, leicht zugänglichen Hofe aufgestellten Denkmals lohnt, liegt etliche Kilometer außer-

halb der nördlichen Stadtmauer. Das aus weißem Marmor in Pagodenform erbaute Denkmal ist vom Kaiser Kienlung dem Andenken eines in Peking an den Blattern verschiedenen Onkels, des derzeitigen Dalai Lamas, errichtet worden und zeigt in Basrelief Scenen aus dem Leben des Verstorbenen.

Von hier aus in die Stadt zurückkehrend, passierten wir einen Exerzierplatz, auf dem gerade Kavallerieschieß-übungen abgehalten wurden. Die Leute hatten ihre alten Luntenflinten in vollster Karriere zu laden und auf ein gegebenes Ziel zu schießen. Das Laden und Schießen wurde prompt ausgeführt, die Kerle saßen trotz hochgezogener Kniee sicher im Sattel, aber einen Treffer hatte niemand zu verzeichnen.

Der aus dem 13. Jahrhundert stammende, unter der heutigen Dynastie erneuerte Konfuciustempel wurde uns nach langem Feilschen gegen ein Eintrittsgeld von einem Dollar für den Kopf geöffnet. Durch einen mit Pinien bepflanzten Hof gelangt man zu dem etwa 50 Fuß hohen Hauptgebäude, dessen Dach von mächtigen Teak-holzsäulen getragen wird. Außer einigen dem Gedächtnis des Konfucius und seiner Schüler errichteten Holztafeln ist im Innern nichts zu sehen. In einem der Höfe finden wir Steine mit den Namen aller Glücklichen, die den ersten Grad der Gelehrsamkeit erworben haben, in einem andern sechs Monumente zur Erinnerung an sieg-reiche Feldzüge verschiedener Kaiser.

Wenige Schritte bringen uns vom Konfuciustempel zur Halle der Klassiker.

Inmitten eines geräumigen Hofes erhebt sich ein von marmornen Wasserbecken und Ballustraden umgebener

Pavillon, rings um den Hof ziehen sich lange Hallen, in denen auf etwa 200 aufrechtstehenden Steintafeln der Text der neun chinesischen klassischen Bücher eingemeißelt ist. Sehenswert ist u. a. ein aus grünen und goldgelben Porzellankacheln aufgeführter, mit glasierten Ziegeln gedeckter dreifacher Thorbogen, dessen Pfeiler auf reichornamentierten weißen Marmorsockeln ruhen.

Nachdem wir auch hier von den Thürhütern gehörig gerupft worden waren, schwangen wir uns wieder in den Sattel und setzten unsere Forschungsreise fort.

Es war gerade Sonntag, und als uns aus einem am Wege liegenden christlichen Gotteshause Gesang entgegenschallte, saßen wir für einige Minuten ab, um einen Blick in das Innere des Gebäudes zu werfen. Eintretend, erfuhren wir auf Befragen, daß wir uns in einer Lazaristenkirche, deren es vier in Peking giebt, befanden. Dieselbe war bis auf den letzten Platz von chinesischen Christen gefüllt, der amtierende Geistliche trug eine vierkantige Mütze, und zwei bezopfte Knaben, die gelbe Bambushütchen mit roten Roßschweifen auf dem Kopfe trugen, sekundierten ihm. Die innere Ausschmückung der Kirche, die von chinesischen Handwerkern unter Aufsicht der Priester ohne jede fachmännische Leitung erbaut worden ist, entspricht mehr chinesischem, als europäischem Geschmack.

Den Abend verbrachte ich in der Familie eines liebenswürdigen Landsmannes, Herrn Ohlmer, Beamten des chinesischen Seezolldienstes, dessen Gattin ihre Gäste nicht nur durch berühmt gute Kost, sondern auch durch anregende Unterhaltung an ihr Haus zu fesseln weiß. Erst nach Mitternacht trat ich unter Shokras Führung

durch solche in verschiedene Höfe geteilte eigentliche Tempelanlage, zu der der Sohn des Himmels alljährlich am 21. Dezember in einer mit gelber Seide überzogenen, von 32 Dienern getragenen Sänfte unter Vorantritt von Musikbanden, sämtlichen Prinzen und hohen Beamten wallfahrtet, nachdem tags zuvor mit großem Pomp in einem von Elefanten gezogenen Wagen die Opfergaben vorausgesandt worden sind.

Außerhalb des Thores der inneren Mauer befindet sich der Enthaltsamkeitspalast, in dem Seine Majestät bis zum nächsten Morgen unter Verzicht auf Schlaf, Wein und animalische Kost in sich zu gehen hat.

Sieben viertel Stunden vor Sonnenaufgang wird er in einem Elefantenwagen zum Südthore der äußeren Mauer gefahren und begiebt sich von dort aus zu Fuß nach dem in der inneren Umwallung gelegenen Altar, einem etwa 100 Fuß im Durchmesser haltenden, in drei mit Ballustraden versehenen Abstufungen sich nach oben verjüngenden Marmorbau, zu dessen oberer Terrasse, auf der für den Kaiser ein gelbseidenes Zelt aufgestellt ist, eine Treppe von 27 Stufen hinaufführt.

Im Südosten dieses Altars befindet sich ein neun Fuß hoher, mit grünen Kacheln bedeckter Herd mit eisernem Roste, auf dem neben wohlriechenden Harzen, im Augenblicke wo der Kaiser die Anlage betritt, unter Musikklängen ein ganzer Stier den Flammen übergeben wird.

Sobald der Sohn des Himmels die obere Terrasse betreten hat, läßt er sich dreimal auf die Kniee nieder, verneigt sich, streut seinen Vorfahren Weihrauch und legt einige Rollen Seide, Nephritschalen und andere Opfergaben nieder, worauf ein Gebet verlesen wird und Seine



Tempel in Peking.

Majestät knieend den Trank und das Fleisch der Glückseligkeit empfängt.

Mit Tagesanbruch ist die Feierlichkeit beendet, und wie er gekommen, zieht der Kaiser in seinen Palast zurück.

Nördlich vom Himmelsaltar liegt der Altar, auf dem der Kaiser für einen gesegneten Herbst betet. Auf demselben stand bis vor einigen Jahren ein von drei übereinander liegenden, mit blau glasierten Ziegeln belegten Dächern gekrönter Tempel, der als das schönste Bauwerk Pekings galt. Leider wurde derselbe vom Blitze getroffen und eingeäschert, was im ganzen Reiche für ein böse Zeiten verheißendes Zeichen gedeutet wurde.

Der Tempel des Ackerbaues, eine dem Himmelstempel gegenüber liegende, gleichfalls von prächtigem Park umgebene Anlage, enthält vier große Altäre. Alljährlich im Frühjahr begiebt sich der Kaiser hierher beten und beackert ein bestimmtes Grundstück mit der Pflugschar, um seinen Unterthanen mit gutem Beispiel voranzugehen.

Um mir in keiner Hinsicht Vorwürfe machen zu können, sah ich mir noch am Tage, bevor ich die Hauptstadt des Reiches der Mitte verließ, den Trommel- uud den Glockenturm an. Beide liegen in der Tartarenstadt. Ersterer birgt eine kolossale Pauke, auf der zu Zeiten der Gefahr Lärm geschlagen und im übrigen nächtlicherweile die Stunde verkündet wird, in letzterem hängen fünf aus der Zeit des Kaisers Yung-lo (Anfang 15. Jahrhunderts) stammende Glocken von je 18 Fuß Höhe und 10 Fuß unterem Durchmesser. Sie sollen jede 60 000 Kilo wiegen, so wenigstens wird behauptet. Nachgewogen habe ich sie nicht.

Wer längere Zeit in Peking bleibt, dem bieten sich

noch gar manche lohnende Ausflüge in die nähere Umgebung der Stadt, so zu dem kaiserlichen Wildpark, dem Altar des Mondes, dem aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammenden portugiesischen Friedhof, auf dem die Gräber der ersten nach China gekommenen katholischen Missionare liegen, nach dem 1860 von den Franzosen zerstörten und jetzt teilweise restaurierten kaiserlichen Sommerpalast u. a. m.

Was aber immer die Stadt der Städte den Fremden an Sehenswürdigkeiten bieten mag, keine derselben hat es vermocht, mich in gleicher Weise zu fesseln wie das Volks- und Straßenleben, und meiner Empfindung nach ist ein Blick in dasselbe allein schon eine Reise nach Peking wert.

Beladen mit allen möglichen erworbenen Schätzen nahm ich an einem herrlichen sonnigen Oktobermorgen von Herrn v. Brandt sowie den übrigen Herren der Gesandtschaft Abschied und ritt auf einem Eselchen nach Tungchau, wo mich ein vorher bestelltes Boot erwartete, in dem ich, mit dem Strome fahrend, in 36 Stunden wieder nach Tientsin gelangte.

Wenige Tage noch verbrachte ich dort im Hause des Herrn Detring, um mich dann von einem Dampfer erst nach Tschifu und später nach Korea entführen zu lassen.





Vier Wochen im Königreich Korea.

Nachdem ich in dem kleinen, reizend gelegenen Hafenstädtchen Tschifu den Staub Chinas von den Füßen geschüttelt hatte, fuhr ich an Bord der sich auf der Reede wiegenden Owari Maru, eines Dampfers der Nippon Yusen Kaisha, zu deutsch Japanischen Schiffahrtsgesellschaft, die über eine Flotte von gegen fünfzig meist in England gebauten Dampfschiffen verfügt, und wurde hier am Fallreep von dem Kapitän des Schiffes mit jener überschwenglichen, beinahe ans Komische grenzenden Höflichkeit, die den Japaner auszeichnet, bewillkommnet.

Die Nippon Yusen Kaisha hatte sich bereits am Lande dadurch bei mir auf das vorteilhafteste eingeführt, daß sie mir für mich wie auch für meinen Diener eine Fahrpreisermäßigung von zwanzig Prozent aufgedrängt hatte, nicht etwa in meiner Eigenschaft als Forschungsreisender, sondern — man lese und staune — als Landwehroffizier der deutschen Armee, von welcher erhabenen Stellung meinerseits man durch meinen Paß zufällig Kenntnis erhalten hatte.

Daß mir auf diese Weise von Japanern eine Prämie auf die Opfer, die ich als wehr- und waffenfähiger Mann meinem Vaterlande zu bringen verpflichtet bin, gezahlt wurde, rührte mich tief und um so tiefer, als mit der Rührung eine Ersparnis für meine Reisekasse von etwa vierzig Mark verbunden war.

Gleiche Ermäßigungen werden auf der genannten japanischen Linie übrigens allen Offizieren, Beamten und Missionaren, einerlei welcher Nation sie angehören, zu teil. Um dem sich vor Höflichkeit und Liebenswürdigkeit beinahe überschlagenden Kapitän den nötigen Halt zu geben und gleichzeitig ein gewisses heimatloses Gefühl, welches mich stets beim Betreten schwankender Schiffe in der Magengegend zu beschleichen pflegt, zu beseitigen, ließ ich mir von dem japanischen Steward die zu einem cocktail nötigen Ingredienzien holen und lud, nachdem die Mischung wohlgelungen war, meinen kleinen Kapitän ein, mit mir auf das Wohl seines Landesherrn, des mir aus der gleichnamigen Operette wohlbekannten Mikado, zu trinken.

Sollte einer meiner Leser so ungebildet sein, nicht zu wissen, was ein cocktail ist, so lasse er sich folgendes gesagt sein.

Ein cocktail ist eine Mischung von geschlagenen Eidottern und Zucker, in einer Serviette zu Schnee zerstampftem Eis, Whisky, Kognak, Sekt oder irgend einer anderen alkoholhaltigen Flüssigkeit und einigen Tropfen Angosturabitter, alles zusammen vor dem Gebrauch gut durcheinander zu schütteln. Kurz, um uns verständlicher auszudrücken: der cocktail ist ein kultivierter Knickebein, er stärkt den Magen und schärft den Verstand,

wirkt beruhigend auf die Nerven und ist als Trost in trüben Stunden beiden Geschlechtern, namentlich an Bord von Schiffen, auf das angelegentlichste zu empfehlen.

Der gleichen Ansicht schien auch mein Kapitän zu sein, denn kaum hatte er das Wort cocktail vernommen, als sich seine Mundwinkel so weit wie möglich den Ohrmuscheln näherten, und er damit gleichzeitig vor meinen erstaunten Augen ein Gebiß enthüllte, wie ich es bisher noch nicht gesehen hatte, aber in Zukunft noch oft genug bei seinen Landsleuten beobachten sollte. Zuerst glaubte ich, der Mann hätte seine Zähne von oben bis unten vergoldet, bei näherer Betrachtung erkannte ich indessen, daß jeder der Schneidezähne zwei, drei ja selbst vier Goldplomben trug, so daß das Ganze aussah wie ein Mosaik von Gold und Elfenbein. Der Japaner hat auffallend schlechte Zähne, aber er ist stolz auf alles, was er hat, selbst auf das Schlechte, und hält es daher für außerordentlich chic, demjenigen, dem er die Zähne zeigt, diese mit möglichst vielen Plomben vorzuführen, zumal eine solche Goldmine seiner Ansicht nach zugleich geeignet ist, seinen Kredit wesentlich zu erhöhen. Unter den sämtlichen Offizieren an Bord fand sich, wie ich später sah, kein einziger, der nicht ostentativ das Gold, welches ihm sein Dentist in die Zähne versenkt hatte, zur Schau trug.

Nachdem wir noch einige Stunden lang Bohnenkuchen (die Rückstände gepreßter und dadurch ihres Öls beraubter Bohnen), die in Japan als Düngemittel Anwendung finden, geladen hatten, lichteten wir kurz nach Mittag die Anker und verließen die Reede. Draußen begegneten wir S. M. Schiff „Alexandrine“, und die

japanische Handelsflagge, eine rotstrahlende Sonne in weißem Felde darstellend, senkte sich dreimal zum Gruße vor der deutschen Kriegsflagge. Bald war Tschifu unseren Blicken entschwunden, und da der beständig in dichten Fladen herniederfallende Kohlenstaub (wir feuerten mit japanischer Kohle) mir den Aufenthalt auf Deck verleidete, zog ich mich in den Salon zurück und vertiefte mich in die Lektüre einer in englischer Sprache erscheinenden japanischen Zeitschrift, des Kobe Chronicle. Rice still falling war das Erste, was mir vom Marktberichte in die Augen fiel, dann folgte eine lange Jeremiade über die schlechte Lage der Landwirtschaft, ein Artikel über die zerfahrenen Verhältnisse des Parlaments und den leidigen Parteihader, Notizen über Feuersbrünste, bei denen die Zahl der eingeäscherten Häuser immer gleich in die Hunderte ging, über Selbstmorde, Kesselexplosionen, Diebstähle 2c., mit einem Wort tout comme chez nous. Das also war das Land, welches mir als der Inbegriff alles Idyllischen geschildert worden war, das Land meiner Sehnsucht und meiner Träume? Verstimmt und ernüchtert zugleich legte ich das Blatt, welches mir mit seiner elenden Druckerschwärze alle Illusionen zerstört hatte, aus der Hand.

Sollte auch in Korea der Druckteufel bereits an der Arbeit sein?

Der erste Offizier, ein wunderbar pomadisierter und auf eine halbe Seemeile nach Patschuli duftender japanischer swell, kam gerade an der Salonthür vorüber, und ich bat ihn um Aufklärung. Nein! Es gäbe noch keine Zeitungen in Korea, das Land sei perfectly savage, ich thäte überhaupt gut, meine Erwartungen von vornherein auf ein Minimum herabzuschrauben.

„Mensch! Gott, Buddha, oder an wen Sie sonst glauben, sagen Sie, trinken Sie eine Flasche Bier mit mir und schwören mir, daß Korea perfectly savage ist? Glauben Sie denn, daß mir daran liegt, civilisierte Menschen und Staaten, die nichts als schlechte Nachahmungen europäischer Vorbilder sind, kennen zu lernen? Glauben Sie etwa, ich käme 12000 Meilen weit von Europa hergereist, um mich hier über die gleiche Civilisation und gleich langweilige dressierte Menschen zu ärgern wie daheim? Länder wünsche ich, in denen es weder Zeitungen, Posten noch Telegraphen giebt, Länder, die keine Hotels besitzen, in denen man einmal für den Zimmerkellner, zweimal für das Stubenmädchen und dreimal für den Hausknecht auf den Knopf zu drücken ersucht wird; Länder, in denen — nehmen Sie mir's nicht übel — patschulihaltige Parfüms noch keinen Eingang gefunden haben; Menschen die entweder nackt gehen oder sich durch originelle Kleidung auszeichnen und deren Finger noch nie mit den Tasten eines Klaviers in Berührung gekommen sind. Ist Korea ein solches Land?"

Jawohl. Korea sei zwar mit China durch einen Telegraphen verbunden, aber im übrigen perfectly savage.

„Gut, was ich versprochen, sollt Ihr voll genießen. Steward, eine Flasche Bier!"

Nach wenigen Minuten stand das Verlangte vor mir, aber Etikette und Marke, ein goldenes Einhorn auf weißem Grunde mit der Unterschrift Kirin Beer, Tokio, waren mir unbekannt.

„Made in Japan, not made in Germany," meinte grinsend mein Gegenüber und erzählte mir, daß es in

seiner Heimat sechs große, nach deutschem Muster eingerichtete Staats- resp. Aktienbrauereien gäbe, neben einer Unzahl kleinerer, welch letztere aber durchweg miserables Zeug lieferten und ihre Flaschen mit Nachahmungen der Etikette bekannter deutscher und englischer Exportbrauereien beklebten.

„Sehen Sie, alter Freund, das alles sind die Früchte abendländischer Kultur. Doch lassen Sie Ihr Bier nicht abstehen. Es lebe Korea! Prosit!"

Als wir absetzten, konnte ich nicht umhin, dem kleinen Japaner zuzugestehen, daß ich von der Güte des Bieres auf das angenehmste überrascht sei. Da ich der einzige Kajütenpassagier an Bord war, überließ man es mir, aus den vorhandenen Vorräten den Speisezettel für den Abend zusammenzustellen. An dem Essen beteiligten sich außer dem wachthabenden sämtliche Offiziere, und ich muß ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie mit Messer und Gabel ungleich manierlicher umzugehen wußten, als ein großer Teil mir bekannter, unheimlich gelehrter deutscher Professoren und Geheimräte, die zwar eine vortreffliche Schulbildung, aber keine Kinderstube genossen haben.

Gegen 8 Uhr abends passierten wir das Leuchtfeuer von Shan-tung, sternenklarer Himmel wölbte sich über uns, und sanft atmete das Meer, matter und matter wurde das Licht des letzten Feuerzeichens, welches uns mit der chinesischen Küste verband, und bald war es im Dunkel der Nacht vollends verschwunden.

Als ich kurz darauf in meine Kammer kam, fand ich daselbst meinen kleinen dreizehnjährigen Diener Shokra, der, wie gewöhnlich, alles fein säuberlich hergerichtet

hatte, meiner harrend, um mir beim Auskleiden behilflich zu sein. Shokra schien in ungewöhnlich gehobener Stimmung zu sein; als ich ihn fragte, was ihm wäre, meinte er: „J'aime beaucoup les Japonnais, Monsieur“, und in seinem drolligen Französisch erzählte er mir nun, wie viel besser die Japaner seien als die Chinesen, die er ausnahmslos als Lügner und Diebe sans sentiment bezeichnete, während die Japaner an Bord sofort die wärmsten Decken, deren sie hätten habhaft werden können, herbeigeschleppt hätten, um, wie er sich ausdrückte, ein Nest für ihn zu bauen. Jeder an Bord habe ihm Liebes erweisen wollen, und von mehreren Matrosen habe er sehr schöne Geschenke erhalten. Ob er mir dieselben zeigen dürfe? Natürlich durfte er, und glückstrahlend holte er einen aus Pappe geformten, mit bunten Federn beklebten Papagai und eine kleine mit Wasser gefüllte Glaskugel, in der künstliche Goldfische herumschwammen, herbei. Beides wurde gebührend von mir bewundert, und Shokra durfte sein Nest aufsuchen.

Am folgenden Morgen hatte ich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, mit welcher Liebe die Japaner den kleinen Kerl behandelten. Während er in China beständig etwa wie ein Orang-Utang angestaunt, betastet uud nicht selten geneckt worden war, schienen die Japaner ihn vielmehr wie ein von Gott in der Feiertagslaune geschaffenes Kunstwerk anzusehen. Es war geradezu komisch, zu beobachten, wie sie um den Jungen besorgt waren, ihn hätschelten und wie ein rohes Ei behandelten.

Wir sind später mehr als sechs Monate in Japan geblieben, aber wohin wir immer kamen, überall war Shokra der Liebling der Bevölkerung, und ich verdenke

es ihm nicht, daß er die Japaner für les plus bons hommes du monde erklärt.

Die ersten koreanischen Küsteninseln kamen schon in aller Frühe in Sicht, das Meer zeigte eine intensiv hell-grüne Farbe, aus der die vom Rosenrot des Morgen-lichtes übergossenen kahlen Felsen gleich Böcklinschen Feen-inseln aufragten. Es war ein entzückend schöner Herbst-tag, und als wir bald nach Mittag in die Bucht von Chemulpo einfuhren, zeichnete sich die Küste Koreas in seltener Klarheit vom wolkenlosen Himmel ab. Als Ku-riosum erzählte mir der Kapitän, daß der Unterschied zwi-schen Ebbe und Flut hier einunddreißig Fuß beträgt.

Lange schon, bevor wir die einzelnen Häuser der Stadt erkennen konnten, hatte ein weithin leuchtendes schloßartiges, auf einem hinter der Stadt sich erhebenden Bergrücken gelegenes Gebäude meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich hielt dasselbe anfangs für einen Som-merpalast des Königs, bis ich zu meiner Freude erfuhr, daß es das Wohnhaus des Vertreters der Hamburger Firma E. Meyer u. Co., des einzigen großen europäischen Handelshauses in Korea sei. Da ich von unserem da-maligen Gesandten in China, Herrn von Brandt, dessen Gastfreundschaft ich mehrere Wochen in Peking genossen hatte, dem hiesigen Chef der Firma, Herrn Karl Wolter, warm empfohlen worden war, so war ich schon jetzt über-zeugt, daß ich auf der Veranda des stolzen Gebäudes manche angenehme Stunde verleben würde. Ich sollte mich — das bemerke ich gleich vorweg — in dieser An-nahme denn auch nicht getäuscht sehen.

Als wir etwa eine Meile vom Ufer entfernt, zwischen einem japanischen und einem amerikanischen Kriegsschiff

Anker geworfen hatten, wurden wir bald von einer ganzen Flottille kleiner, in Form von Pantoffeln gebauter Boote umringt, und ich war gerade im Begriff, mit der Bemannung eines derselben in Unterhandlung zu treten, als sich der an Bord gekommene Hafenmeister, ein Engländer, mir vorstellen ließ und mich einlud, mit ihm in seiner Gig an Land zu fahren. Im Laufe der Fahrt erkundigte ich mich danach, ob in Chemulpo irgend ein Absteige-quartier für Fremde existiere, und erfuhr, daß ein ganz gutes japanisches Gasthaus vorhanden sei. Ob ich denn niemanden in der Stadt kenne?

Nein! Aber ich sei an Herrn Wolter, Vertreter der Firma Meyer, empfohlen.

Wie ich in diesem Falle überhaupt daran denken könne, mich in einem Gasthaus einzuquartieren; ich müsse selbstverständlich ohne Sack und Pack zu Herrn Wolter ziehen, er, der Hafenmeister, selbst würde sich ein Vergnügen daraus machen, mich hinaufzubegleiten.

Da ich die phänomenale Gastfreundschaft aller Europäer im fernen Osten genugsam an mir erfahren hatte, folgte ich, Shokra mit dem Gepäck vorläufig im Gasthaus unterbringend, meinem Führer. Ich äußerte mein Befremden darüber, nur Japanern und Chinesen, dagegen fast keinem einzigen Koreaner zu begegnen, und erfuhr von meinem Begleiter, daß die auf ca. 5000 Seelen angegebene Bevölkerung der Stadt sich allerdings in der Hauptsache aus Japanern (2300) und Chinesen (550) zusammensetze, so daß, wenn man auch noch die zweiunddreißig vorhandenen Europäer, von denen gerade die Hälfte deutscher Nationalität sind, hinzurechne, nicht mehr als vierzig Prozent auf die Eingeborenen entfielen.

Übrigens führe unser Weg gerade durch die japanische Kolonie, die, gleich der chinesischen, ein abgeschlossenes Ganzes mit eigener Verwaltung bilde. Der erste Eindruck, den ich hier vom japanischen Volksleben, japanischer Sauberkeit und japanischem Fleiße erhielt, war ein durchaus günstiger, trotzdem mir von meinem Begleiter bedeutet wurde, ich dürfe aus der hiesigen Kolonie und deren Bewohnern nicht auf Japan schließen, da die ihr Vaterland verlassenden Japaner die Hefe des Volkes bildeten.

Mir gefielen die rotbackigen, vergnügt und verschmitzt ausschauenden Leutchen in ihrer Nationaltracht, dem Kimono, vortrefflich und jedenfalls weit besser als ihre europäisierten Landsleute, die, mit Hose, Rock, Weste und steifem Filzhut bekleidet oder in Uniformen abendländischen Schnittes gezwängt, meist etwas Affenartiges an sich haben. Mein besonderes Wohlgefallen erregten die Arbeiter und Hausdiener, die mich in ihrer originellen Tracht, trikotartig eng anliegenden Beinkleidern und weitem dunkelblau baumwollenem Ärmelwams, welches neben allen möglichen weißen und roten Ornamenten auch den Namen des Arbeitgebers oder dessen Wappen aufweist, lebhaft an die Clowns unserer Zirkusse erinnerten, wohingegen die Frauen und Mädchen, die auf stelzenartigen Holzschuhen mit einwärts gesetzten Füßen einherwatschelten, nicht eben dem Bilde entsprachen, welches mir meine Phantasie von ihnen vorgegaukelt hatte.

Doch was ist das für eine merkwürdige Erscheinung, die dort, einem wandelnden Riesenpilze gleich, uns entgegenkommt? Ich bleibe stehen, um mir dieselbe genau zu betrachten. Wie ich an den Umrissen der Figur und



Koreaner in Trauer.



dem einzigen sichtbaren Körperteil, der Hand, erkenne, ist es ein Mann, der in ein bis auf die Knöchel reichendes, um die Hüften mit einem Bande zusammengehaltenes, hellgraues, hemdartiges Gewand aus ungebleichtem, durchsichtigem Nesselfasergewebe gehüllt ist. Seine Füße stecken in dicken, wattierten Strümpfen aus weißem Baumwollzeuge und sandalenartigen Schuhen aus dünnen Hanfstricken. Kopf und Schultern verschwinden gänzlich unter einem aus rohem gespaltenem Bambus geflochtenen pyramidenförmigen Hut von etwa achtzig Centimeter unterem Durchmesser und einem halben Meter Höhe, so daß man nicht recht begreift, warum der also Vermummte auch noch ein zwischen zwei Holzstäbchen gespanntes gazeartiges Stück Nesselgewebe mit der Hand vor sein ohnehin unsichtbares Antlitz hält. Der Mann ist nicht, wie ich anfangs vermutete, ein Mönch oder bußfertiger Sünder, sondern ein Koreaner in dem landesüblichen Trauergewande. Unter dem Hute trägt er noch eine sackartige gelbgraue Kappe, die gleichfalls aus Nesselfasern hergestellt ist.

Es dürfte, außer etwa China, kaum ein Land auf unserem Planeten geben, in dem die Trauervorschriften gleich strenge sind und in gleich pünktlicher Weise befolgt werden wie in Korea. Der Koreaner hat für Vater und Mutter und — sollten diese den Großeltern im Tode vorangegangen sein — auch für letztere in jedem einzelnen Falle für siebenundzwanzig Monate Trauer anzulegen, wohingegen der Tod der Kinder für die Eltern ähnliche Verpflichtungen nicht nach sich zieht. Der Trauernde hat sich für die Dauer der Trauerzeit nicht nur aller Arbeit zu enthalten, sondern, was ihm zweifellos weit

peinlicher ist, er darf sich auch, falls er vorher verlobt war, vor Ablauf der genannten Zeit nicht verheiraten, so daß, wenn gerade mehrere Trauerfälle sich in der Familie in Intervallen von etwa drei Jahren folgen, Braut und Bräutigam alt und grau werden können, bevor sie zu ehelicher Verbindung gelangen.

Der Mann im Trauergewande war noch nicht meinen Blicken entschwunden, als zwei andere Koreaner des Weges kamen und meinen Begleiter begrüßten. Sie trugen weite, weiße, über den Knöcheln in wattierte Strümpfe gesteckte Hosen, dazu der eine ein hemdartiges, gürtelloses, weißes Gewand, der andere über diversen weißen Wämsern eine kurze, stark wattierte Jacke aus himmelblauem Seidenstoff, über der rechten Brust mit gleichfarbiger Schleife geschlossen. Am Gürtel hingen Feuerstahl, Brillenfutteral, Eßstäbe, sowie ein aus Papier gefertigter Tabaksbeutel, im Gürtel steckte eine etwa drei Fuß lange Pfeife mit erbsengroßem Kopf und kurzem Mundstück aus Neusilber und einem mit eingebrannten Ornamenten versehenen Rohr von der Stärke eines Bleistifts. Als Kopfbedeckung trugen sie hohe, nach oben konisch sich verjüngende, schwarze, haarsiebartige Hüte mit etwa 4 Zoll breiter gerade abstehender Krempe. Diese Hüte werden entweder aus Roßhaar oder aus feingespaltenem, schwarzgefärbtem Bambus geflochten. Die letztere Sorte ist bei weitem die teurere, und Hüte bester Qualität kosten bis zu dreißig Mark. Der Koreaner trägt sein Haupthaar von allen Seiten des Kopfes nach dem Wirbel gestrichen und hier säuberlich in einen Knoten von der Größe eines Enteneis geschlagen. Um den Schädel legt er ein etwa zwei Zoll breites Band aus Roßhaar und setzt dar-

auf eine konische Kappe gleichen Materials, deren hintere Hälfte zur Unterbringung des Haarknotens sich stufenartig über die vordere erhebt. Erst nach Befestigung dieser beiden Stücke wird der beschriebene Hut aufgesetzt und vermittelst lang herabhängender schwarzseidener Bänder, die unter dem Kinn eingeknotet werden, festgehalten. Der Koreaner besseren Standes legt seinen Hut, der übrigens weder gegen Wind, Kälte, noch Sonne Schutz gewährt, selbst im Hause tagsüber nur selten ab, außerhalb seiner Wohnung aber zeigt er sich nie ohne denselben, ebenso ist für ihn der Hut unerläßlich, wenn er Besuche empfängt. Die Kopfbedeckung der höchsten Beamten besteht nicht in einem Hut, sondern in einer Kappe, ähnlich derjenigen, wie sie von dem gemeinen Manne unter dem Hut getragen wird, an deren hinterem Teil aber zwei seitlich nach vorn abstehende Flügel aus Roßhaargewebe befestigt sind. Unverheiratete Leute, gleichviel welchen Geschlechtes, ahai genannt, tragen das Haar in der Mitte gescheitelt und in einen hinten lang herunterhängenden Zopf geflochten, so daß es in einzelnen Fällen, zumal die männliche Bevölkerung Koreas sich ohnehin durch ungemein weiche Gesichtszüge auszeichnet, kaum möglich ist, einen Knaben vom Mädchen zu unterscheiden.

Mit dem Eintritt in die Ehe wird den Knaben das Haar in der erwähnten Weise hochgebunden, das des Mädchens hingegen in zwei Zöpfe geflochten, die entweder als eine Art Chignon, durch welches eine große pfeilartige Nadel gesteckt wird, oder — so namentlich bei den ärmeren Leuten — um den Kopf geschlungen getragen werden. Mädchen sowohl wie Frauen besitzen keinerlei Kopfbedeckung, verlobte Jünglinge resp. Knaben

zeichnen sich durch einen Hut, ähnlich dem der verheirateten Leute, aus, nur ist derselbe von gelber Farbe und meist mit einem rosaseidenen Bande befestigt. Überhaupt ist, wie wir noch im weiteren Verlauf der Reise sehen werden, Korea das Land der Hüte.

Nach Überwindung einer steilen Steigung hatten wir das Haus des Herrn Wolter erreicht, ich wurde auf das herzlichste willkommen geheißen, Boten wurden abgesandt, Shokra und mein Gepäck zu holen, und eine Stunde später saß ich, nachdem ich mich in einem heißen Bade verjüngt hatte, in einem behaglichen Fremdenzimmer, in dem in einem kleinen eisernen Ofen ein Holzfeuer so lustig bullerte, daß mich nach siebenjährigem Tropenleben ein länst entwöhntes Sehnen nach einem Winter in der Heimat ergriff. Daß ich einen solchen gerade in Korea erleben möchte, will ich nicht behaupten, es sei denn, daß mir das Gebäude der russischen Gesandtschaft in Söul zur Verfügung gestellt würde, denn nur in diesem befinden sich, soweit ich zu beobachten Gelegenheit hatte, Heizvorrichtungen, die geeignet sind, einer Kälte von — 20 Grad Celsius (so weit sinkt das Thermometer hier zuweilen, während es im Sommer auf + 37 Grad steigt) ein Paroli zu biegen.

Herrlich war der Blick von der großen, säulengetragenen Veranda des Hauses auf die von keinem Windhauch gekräuselten Wasser der Bucht mit ihren malerischen Inseln und vor Anker liegenden Schiffen, auf die Stadt und die hier und da hervorleuchtenden Gärten und Reisfelder, zu denen die kahlen, im Westen das Bild abschließenden Berge einen wirkungsvollen Hintergrund bildeten.



Unverheirateter Koreaner. Mandarin. Verheirateter Koreaner.

Mein erster Gang am nächsten Morgen galt dem Teile der Stadt, in dem die Koreaner, getrennt von den sie allmählich verdrängenden Fremden, leben. Ich fand die Straßen der Niederlassung weit freundlicher und sauberer, als später diejenigen der Hauptstadt. Wahrscheinlich hat das gute Beispiel der Japaner hier veredelnd gewirkt. Die Häuser der Bewohner selbst freilich ließen in ihrem Äußeren an Ärmlichkeit ebensowenig wie im Innern an Schmutz zu wünschen übrig. Die Behausung des armen Mannes in Korea ist überaus dürftig. Auf einem niederen Unterbau von unbehauenen Feldsteinen, die, um kostspieligen Mörtel zu ersparen, durch Strohseile und Lehm zusammengehalten werden, sind Wände aus Lehmfachwerk errichtet, über denen sich zum Schutze gegen den Wind ein mit einem Netzwerk aus Strohseilen überspanntes Strohdach wölbt. Kleine unter dem Dach eingelassene, mit Ölpapier beklebte Fensterchen sorgen dafür, daß das liebe Himmelslicht trüb durch geölte Scheiben bricht. Treten wir ein in ein solches ausnahmslos einstöckiges Häuschen, so finden wir meist zur Rechten, ein bis zwei Fuß unterhalb des übrigen Hausflures liegend, die Küche, in der der Koreaner sich sein einfaches Mahl aus Reis, Hirse oder Bohnen bereitet, und dahinter die Schlafkammer. Der zur Linken gelegene Raum, in dem die Familie auf mattenbedecktem oder mit starkem Ölpapier beklebtem Boden hockt, dient als Wohnraum, und an diesen schließt sich die Vorratskammer. An zweierlei ist in koreanischen Häusern, namentlich in der kalten Jahreszeit, niemals ein Mangel, nämlich an einer mit dem nötigen Muff verbundenen betäubenden Wärme und an Ungezieser

jeden Kalibers, wobei, meinen persönlichen Erfahrungen nach, die Flöhe sich in erdrückender Majorität befinden und alle ihre Nebenbuhler ausstechen. Die hohe Temperatur überrascht den Fremden um so mehr, als nirgendwo im Raume irgend etwas einer Feuerstelle Ähnliches zu entdecken ist. Erst bei gründlicher Nachforschung gewahrt man, daß die Heizung des Hauses entweder von außen oder von der Küche aus erfolgt, und daß der Flur des Wohnzimmers nichts anderes ist, als die Oberfläche eines großen Ofens, dessen Rauchabzug am entgegengesetzten Ende des Hauses, wenige Fuß über dem Erdboden liegt. Über die Herkunft des Ungeziefers zerbricht man sich bekanntlich niemals den Kopf, es kommt und es ist da. Von Mobilien ist außer etwa einigen winzigen, kaum zwölf Zoll hohen Holztischchen, die zu den Mahlzeiten dienen, einem kleinen Hausaltar, auf dem den Vorfahren Opfer gebracht werden, und einem gegen drei Zoll hohen und vierzehn Zoll langen Holzschemel, den sich der Koreaner beim Schlafengehen an Stelle einer Schlummerrolle unter das Genick legt, in den meisten Fällen wenig zu finden. Nur bei den vornehmeren Leuten sieht man oft in recht geschmackvoller Weise mit Messingbeschlag versehene Schränke, Kästen und Truhen, die in vortrefflicher Arbeit von den Schreinern der Hauptstadt geliefert werden.

Selten fehlt neben den Häusern der ärmeren Leute eine Bucht, in der einige garstige schwarze Vertreter der Gattung Borstenvieh ihr Wesen treiben. Auch Hühner und Enten werden viel gehalten. Da so gut wie gar keine Fahrstraßen vorhanden sind, auch Esel, Maultiere, Kamele und Elefanten im Lande nicht vorkommen, so

ist man für den Transport von Lasten entweder auf Menschenkräfte, auf das Rind oder die eingeborenen, wenn auch kleinen, so doch äußerst ausdauernden und kräftigen Ponies angewiesen. Zur Feldarbeit wird fast ausschließlich das in Farbe und Bau lebhaft an seine Vettern in Angeln (Nordschleswig) erinnernde koreanische Rind männlichen wie weiblichen Geschlechtes verwendet. Der bei uns so beliebte Ochse ist in Korea eine ebenso unbekannte Erscheinung, wie der Eunuch in Deutschland, wohingegen letzterer wiederum in Korea, namentlich in der Umgebung des Königs, keineswegs zu den Seltenheiten gehört.

Der koreanische Kuli trägt seine Last auf dem Rücken, und zwar auf einem nach Art eines Ranzens mit Strohseilen über den Schultern befestigten Holzgestelle in Form einer Staffelei. Die Schenkel derselben sind so lang, daß sie den Kopf des Trägers um etwa einen Fuß überragen und beinahe bis zur Erde reichen. Da, wo bei der Staffelei das Bild aufsteht, befindet sich hier ein sitzartiges Brett, auf welches die betreffende Last gestellt, gelegt oder sonstwie befestigt wird. Selbst Wasser und andere Flüssigkeiten werden von den Koreanern auf diese Weise befördert, zu welchem Zwecke über das Lastbrett ein Querbaum gelegt wird, an dessen Enden die Töpfe, Eimer oder Blechgefäße gehängt werden.

Wie in China, so ist auch in Korea das einzig gangbare Zahlungsmittel der Kupfercash, ein kleines aus einer Mischung von Kupfer, Blei oder Zink bestehendes, in der Mitte durchlöchertes Geldstück. Infolge dieses Umstandes wird das Reisen im Inneren des Landes ganz außerordentlich erschwert, da der Reisende gezwungen

ist, seine ganze Barschaft in schwerer Münze mitzuführen, so daß selbst auf kürzeren Expeditionen das Gewicht seiner Geldsäcke dasjenige seiner gesamten sonstigen Habe weit übersteigt.

Bis vor wenigen Jahren wurden 350 koreanische Kupfercash einem japanischen Silberyen oder Dollar (etwa 2 Mk. 40 Pf. nach heutigem Kurs) gleichgerechnet. Da machte die koreanische Regierung plötzlich den genialen Streich, daß sie — die Münzen werden nicht geprägt, sondern gegossen — die alten Cash einzog, durch neue, weit geringwertigere ersetzte und diese der Bevölkerung aufzwang. Die Folgen blieben nicht aus. Wer nicht gezwungen werden konnte, verweigerte die Annahme der neuen Münze, Handel und Wandel stockten, und der Wert des Cash sank binnen kurzem derartig, daß der japanische Silberyen anstatt mit 350 heute mit 3250 Cash bezahlt werden muß.

Diesen Umstand benutzten die Japaner, um aus der Not ihrer Nachbarn für sich eine Tugend zu machen. Sie schlugen dem König vor, die Silberwährung einzuführen und nach japanischem Muster eine Münze in der Hauptstadt zu errichten. Um dem gerade auf dem Trockenen sitzenden, aber sonst zu allen Experimenten geneigten Monarchen die Sache zu erleichtern, erbot sich ein japanisches Konsortium, das erforderliche Geld vorzustrecken, falls ihm dafür das Recht zugesprochen würde, nach Belieben Silber- und Nickelmünzen prägen zu lassen. Kostspielige Maschinen wurden durch Vermittelung der Firma Meyer bezogen und die nötigen Baulichkeiten in Söul errichtet. Kaum war jedoch alles fix und fertig, als man zu der Einsicht kam, daß nicht Söul, sondern der Hafenplatz

Chemulpo der geeignete Ort für eine Münze sei. Während meiner Anwesenheit daselbst war man nun gerade damit beschäftigt, hier die erforderlichen Bauten aufzuführen, auch hörte ich später, daß man thatsächlich mit der Prägung begonnen, daß indessen die chinesische Regierung gegen die Weiterführung Protest erhoben habe, weil der König sich auf den Münzen den Titel „Großkönig“ widerrechtlich beigelegt hatte. Ein gleiches Fiasko wie die Münze hat auch die koreanische Post erlebt, die, glaube ich, nur einen einzigen Tag als Imperial Korean Post ihre Thätigkeit entfaltet hat, dann abbrannte und seitdem nicht wieder aufgebaut worden ist. Eine Reihe sehr schön gedruckter Marken in den Albums der Briefmarkensammler ist das einzige, was von der ganzen koreanischen Postherrlichkeit übrig geblieben ist.

Korea ist, trotzdem es China gelegentlich beliebt, jegliche Verantwortlichkeit für das, was im Lande geschieht, von der Hand zu weisen, de facto nichts anderes als ein chinesischer Vasallenstaat, wie schon daraus erhellt, daß man einen jährlichen Tribut nach Peking entrichtet, daß zu der Thronbesteigung jedes neuen Königs von Peking aus eine Gesandtschaft mit einem Schreiben des Kaisers erscheint, in dem der König als solcher anerkannt wird, und daß der König diese Gesandtschaft an einem Thorbogen, circa zwei Kilometer außerhalb der Hauptstadt, in Person zu begrüßen hat. Übrigens hat der König, als er dem Kaiser von China im Jahre 1890 das Ableben der Königin Mutter anzeigte, in dem betreffenden Schreiben selbst die Worte gebraucht; „Ein kleines Königreich und ein Vasallenstaat, dem der Kaiser von China von jeher gnädig gesonnen gewesen sei.“

Dementsprechend nimmt auch der chinesische Ministerresident am Hofe von Söul gegenüber seinen europäischen und seinem japanischen Kollegen eine für diese fast beleidigend bevorzugte Stellung ein. Er ist der einzige, der das Recht hat, sich in seiner Sänfte bis zur Audienzhalle tragen zu lassen, während die übrigen fremden Vertreter die ihrige außerhalb des Palastthores zu verlassen haben, ebenso ist es nur ihm gestattet, sich in Gegenwart des Monarchen zu setzen.

Nachdem ich mich an den koreanischen Häusern satt gesehen, stattete ich dem japanischen Viertel mit seinen wie aus der Spielzeugschachtel geholten zierlichen Holzhäuschen, seinen liliputartigen Gartenanlagen und seinem Friedhofe, sowie endlich auch dem gleichfalls gut gehaltenen, in jeder Weise Wohlstand verratenden Chinesenquartier Besuche ab.

Mittags erhielt ich ein Telegramm von unserem Konsul in Söul, des Inhaltes, ich möge mich möglichst ohne Zeitverlust nach der Hauptstadt auf den Weg machen, da der König am nächsten Morgen in großer Prozession zu einem Tempel außerhalb der Stadt ziehen wolle, bei welchem seltenen Anlaß ich Gelegenheit hätte, Zeuge eines der merkwürdigsten Schauspiele zu sein, die sich dem Auge des Reisenden im fernen Osten überhaupt jemals böten.

Eine angenehmere Botschaft hätte mir so leicht nicht werden können. Aber, wie schnell genug nach dem circa fünfzig Kilometer entfernten Söul kommen, um daselbst noch vor Dunkelwerden, d. h. vor Schluß der Stadtthore, einzutreffen? Ich bot sofort ein kleines afrikanisches Königreich für ein Pferd, aber Herr Wolter ver-

zichtete großmütig auf ersteres und stellte mir letzteres auch so zur Verfügung. Unseren Konsul bat ich telegraphisch, mir von Söul aus ein zweites Pferd auf halbem Wege entgegenzuschicken, und Shokra erhielt die Anweisung, am nächsten Morgen mit einem kleinen Dampfer, der den Verkehr zwischen Chemulpo und der Hauptstadt auf dem Flusse Han vermittelt, mit dem Gepäck zu folgen. Eine halbe Stunde später saß ich im Sattel eines untersetzten mongolischen Pferdchens, welches, wie alle seine Stammesgenossen, bei jedem dritten Schritte gewohnheitsgemäß stolperte, ohne aber je dabei zu Falle zu kommen. Der Weg, der größtenteils durch kahle Gebirgslandschaft führte, war kaum zu verfehlen nach den genauen Informationen, die ich erhalten hatte, und so trabte ich denn lustig darauf los, erst durch die Stadt, dann dahin zwischen Reisfeldern, auf denen hochgeschürzte Männer, bis über die Knie im Schlamm watend, reife Ähren schnitten, die dann von Rindern in Holzgestellen, die zu beiden Seiten des Sattels befestigt waren, heimgebracht wurden. An einzelnen Stellen war man bereits wieder damit beschäftigt, den Boden mit Hilfe eines von einem Stier gezogenen Holzhakens für die neue Einsaat vorzubereiten.

Nachdem ich eine von einem Deutschen mit Unterstützung des Königs für eine Seidenraupenzucht angelegte, aber später verlassene und nunmehr verwildernde Maulbeerpflanzung hinter mir gelassen und eine Paßhöhe erklommen hatte, ging es für kurze Zeit steil bergab, dann aber in flottester Gangart auf schmalem und steinigem, aber ebenem Pfade weiter. Trotz des durchweg öden Charakters der koreanischen Landschaft, in die nur

vereinzelt Baumgruppen und niederes Büschwerk einige Abwechselung bringen, schwebt über derselben ein eigenartiger poetischer Zauber, wie ich ihn kaum in irgend einem anderen Lande empfunden habe. Es liegt über allem eine wunderbare wohlthuende Ruhe, eine Art Heidepoesie, die sich nicht näher beschreiben läßt. Selbst wenn weit und breit nichts zu sehen ist, was auf das Vorhandensein lebender Wesen hindeutet, fühlt man sich dennoch nicht einsam, und begegnet man Menschen, so hat man ihnen gegenüber von vornherein das Gefühl absoluter Sicherheit. Die Koreaner wirken auf den Fremden ungemein sympathisch, sie haben etwas Respektvolles, Bescheidenes und Liebenswürdiges in ihrem Wesen, was ihren Nachbarn, den Chinesen, so ganz und gar abgeht. Daß den Chinesen Eigenschaften auszeichnen, die ihn im Kampfe ums Dasein dem Koreaner weit überlegen machen, ist zweifellos, aber eben das Fehlen dieser Eigenschaften seiner bezopften Nachbarn bringt uns den Koreaner so ungleich näher.

Nichts berührte mich, nachdem ich den menschlichen Ameisenhaufen China verlassen hatte, angenehmer, als hier einmal wieder Menschen zu sehen, die nichts zu thun hatten und spazieren gingen. Chinesen und — Hamburger (ich bin selber einer und kenne meine Landsleute) gehen überhaupt nicht spazieren, sondern stets irgendwohin, sie rennen wie die Besessenen aneinander vorüber und haben nur Zeit zum Gruß für denjenigen, von dessen Bekanntschaft sie sich einen geschäftlichen oder sonstigen Vorteil versprechen. Ich für meine Person habe die Erfahrung gemacht, daß meist diejenigen Menschen die liebenswürdigsten sind, die mit wenig Arbeit auskommen.

Einer meiner Freunde, eine Seele von Mensch, hat einmal die Behauptung aufgestellt: Wer die Arbeit kennt, der liebt sie nicht, und wer sie liebt, der kennt sie nicht. Der Mann ist kaiserlich deutscher Konsul und füllt seinen Platz zur vollsten Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde aus; denn er kann, wenn es not thut, wie ein Pferd arbeiten und thut das auch, was um so mehr Anerkennung verdient, als es ihm ganz und gar kein Vergnügen macht.

Hätte ich geschäftlich mit den Koreanern zu thun, sei es als König, Beamter oder Kaufmann, ich würde sie mir anders geartet wünschen; als Reisender aber, der ich nur von ihren angenehmen Eigenschaften Gebrauch zu machen hatte, liebe ich sie, wie sie sind, und dies wäre in noch höherem Grade der Fall, wenn sie nicht gewissermaßen einen point d'honneur darein gesetzt zu haben schienen, den Chinesen wenigstens nach einer Richtung hin in den Schatten zu stellen, nämlich in Bezug auf körperliche Unsauberkeit. Trotz aller Anstrengungen freilich ziehen sie auch in diesem Kampfe gegen die Söhne des himmlischen Reiches den kürzeren, und als Schwein steht der Chinese immer noch unübertroffen da.

Die Koreaner ähneln in ihren Gesichtszügen unstreitig mehr den Japanern als den Chinesen und zeichnen sich vielfach durch eine helle Hautfarbe aus. Sie sind von mittlerem Wuchs, ebenmäßig gebaut, haben meist kleine abgeplattete Nasen, vorstehende Backenknochen und hochgeschwungene Augenbrauen. Braunschwarzes Haar ist die Regel, doch habe ich auch Individuen mit helleren Nuancen kennen gelernt. Äußerst spärlich ist der Bartwuchs bei ihnen entwickelt, verhältnismäßig

einem tiefen Violett wich, zwischen sorgsam bebauten Feldern weiter. Selten habe ich so üppige Kohlfelder gesehen wie hier, die ganze Gegend glich einem Gemüsegarten, und ein größerer Gegensatz, als der zwischen der Landschaft, durch die unser Weg bisher geführt hatte, und der, die sich jetzt zu beiden Seiten des Weges ausbreitete, läßt sich kaum denken.

Mein Rappe war in Gesellschaft seines kleinen Stallgenossen das Phlegma selbst, ich konnte ihm die Zügel auf den Hals legen und mich mit ganzer Seele dem Genusse des Beobachtens von Land und Leuten hingeben. Wenngleich die Straße von Mapu ab fahrbar geworden war, begegnete uns doch nur ein einziger mit Rindern bespannter Karren, trotzdem der Verkehr an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen ließ. Auffallend war mir die große Zahl der schwankenden Gestalten, die, des süßen Weines oder vielmehr Reisschnapses voll, aus der Hauptstadt kommend, in Zickzacklinien heimwärts strebten. Ich glaubte aus diesem Umstand mit einem gewissen Recht auf einen hohen Festtag schließen zu dürfen, vernahm und konstatierte jedoch später, daß der Koreaner sich auch ohne äußere Anlässe gern einen Affen kauft. Er arbeitet nach berühmten Mustern:

Im Winter trinkt er und singet Lieder
Aus Freude, daß der Sommer nah ist,
Und kommt der Sommer, so trinkt er wieder
Aus Freude, daß er endlich da ist.

Wer wollte ihm das verdenken? Ich am allerwenigsten, zumal ich gefunden habe, daß der angezechte Koreaner den nüchternen an Artigkeit und Liebenswürdigkeit vielleicht noch übertrifft.

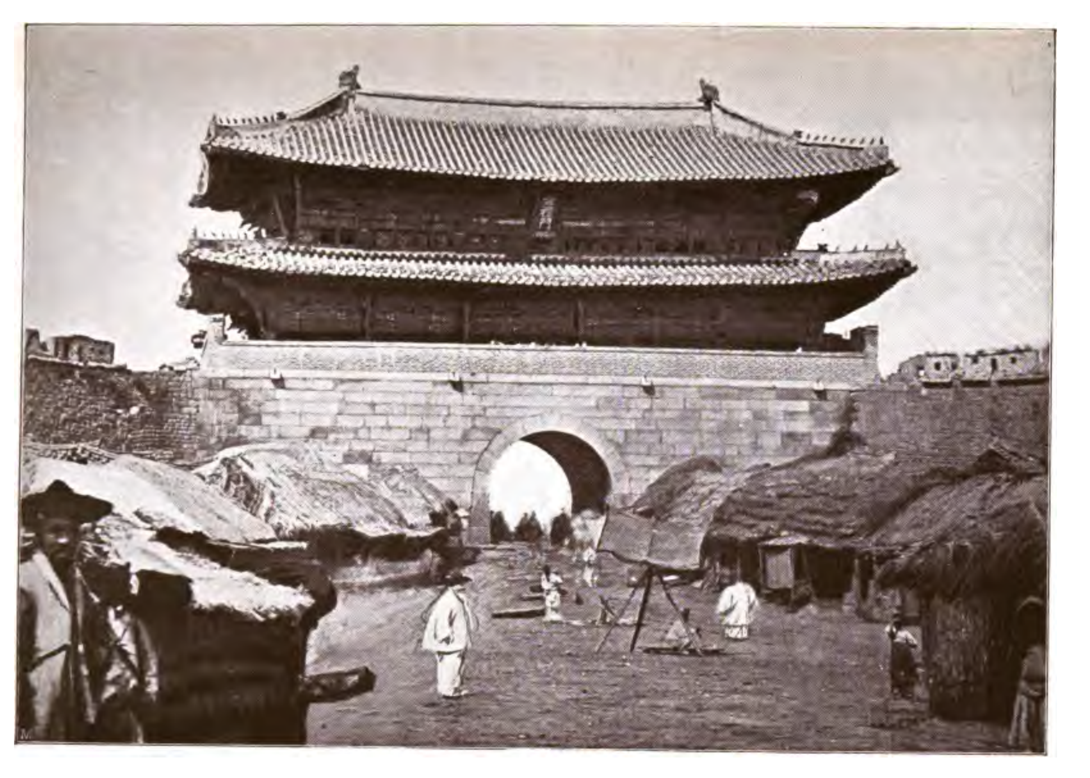
Außerdem fehlt in Korea das Schreckgespenst, welches so manchen braven Germanen davon abhält, so viel zu trinken, daß ihm die Auffindung des Schlüsselloches seiner Hausthür später Schwierigkeiten bereitet — die polternde Alte. Denn hier zu Lande schwingt der Mann den Pantoffel, und es ist mir nicht zu Ohren gekommen, daß er schlecht dabei führe. Die Frau spielt bei den Koreanern eine so untergeordnete Rolle, wie bei wenigen anderen Völkern des Orients, sie gilt bis in ihr spätestes Alter gewissermaßen als Kind, kann wegen krimineller Handlungen — da sie eben als unzurechnungsfähig angesehen wird — kaum vor Gericht geladen werden, ja sie besitzt nicht einmal einen Namen, sondern wird nur als die Tochter des X, Schwester des Y oder Mutter des Z bezeichnet. Sie hat sich jeglicher Einmischung in die Angelegenheiten der Männer zu enthalten, darf ohne Erlaubnis ihres Gatten weder ausgehen noch einen Blick auf die Straße werfen, geschweige denn Besuche empfangen. Solange sie die Kinderschuhe austreten, ist es den Mädchen erlaubt, zu gehen, wohin sie wollen, sind sie indessen zu Jungfrauen herangereift, so ist's mit der Ungebundenheit vorbei, sie sind — wenigstens in den vornehmen Familien — in die Frauengemächer gebannt und dürfen niemanden sehen und mit niemandem sprechen, außer mit ihren allernächsten Verwandten. Bei der Verheiratung junger Leute werden deren Neigungen in keiner Weise berücksichtigt; sind die betreffenden Väter einig, so werden die Astrologen und Geomanten nach ihrer Meinung gefragt, und nachdem diese Tag und Stunde der Hochzeit festgesetzt haben, wird die Ehe geschlossen. Polygamie giebt es in Korea nicht, ja, der Koreaner

kann, selbst wenn er sich von seiner Gattin trennt, keine andere Ehe vor dem Tode seiner ersten Frau eingehen, wohingegen es ihm stets unbenommen ist, sich Konkubinen in beliebiger Zahl zu halten. Ein junges Mädchen oder eine Witwe, mit der er nachweislich ein zärtliches Verhältnis unterhalten hat, kann er sogar als Konkubine beanspruchen und sie, falls sie ihm entlaufen sollte, zwangsweise in sein Haus zurückbringen lassen.

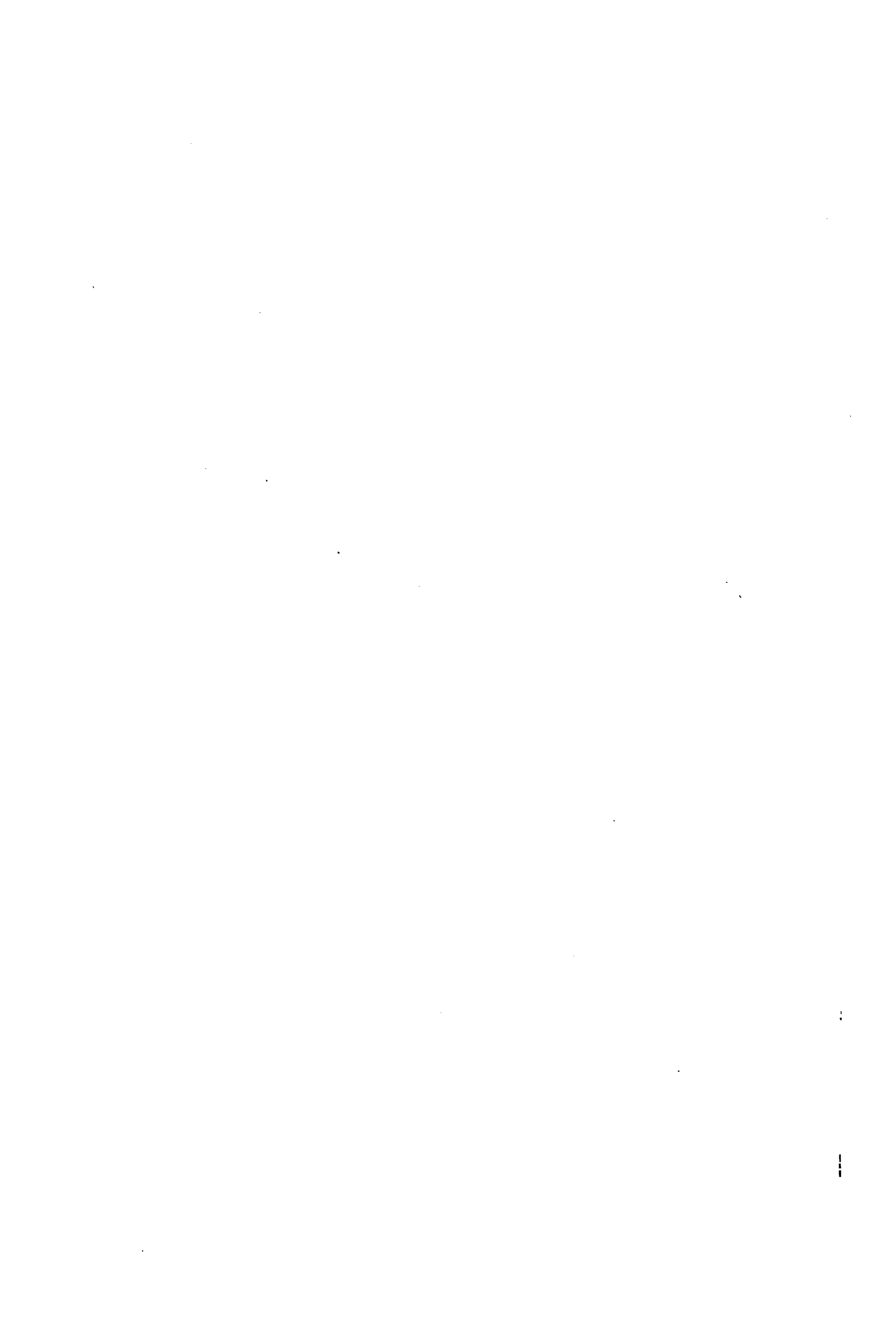
Trotz der untergeordneten Stellung, die nach diesem das Weib einnimmt, wird demselben von seiten der Koreaner äußerlich ein gewisser Grad von Achtung nicht vorenthalten. Die Gemächer der Frauen gelten als ein Heiligtum, in welches sogar die Gerichtsbeamten nicht eindringen dürfen, auf der Straße geht jeder Mann auch dem ärmsten Weibe aus dem Wege und hütet sich, die Frau eines andern auch nur mit der Fingerspitze zu berühren. Ja, die Frau hat sogar ihre besonderen Rechte. So ist es ihr z. B. — natürlich mit Erlaubnis ihres Gatten — gestattet, auch nach Sonnenuntergang auszugehen, wohingegen der Mann von Dunkelwerden bis um 2 Uhr in der Frühe sich nach einem alten Gesetz, welches heutzutage allerdings etwas lax gehandhabt wird, nicht auf der Straße zeigen darf.

Unverheiratete Leute männlichen Geschlechtes werden gleich den Frauen mehr oder weniger als Kinder behandelt, und Junggesellen, mögen sie selbst das dreißigste Lebensjahr überschritten haben, sind von Beratungen der Männer, sowie von Beamtenposten ausgeschlossen.

Alle diese Einzelheiten erfuhr ich nun freilich nicht von meinem Führer, dem Konsulatskonstabler, sondern erst später aus der Histoire de l'Eglise de Corée par



Thor der Hauptstadt Soeul.



Ch. Dallet, und als ich gegen sieben Uhr durch das zum Glück noch offenstehende imposante Thor in die Hauptstadt einritt, da war mir die Stellung der koreanischen Frau noch ein Buch mit sieben Siegeln.

Nur meinem flotten Rappen hatte ich es zu verdanken, daß ich noch vor Thoresschluß anlangte, denn ich sah den mit einem etwa achtzehn Zoll langen Schlüssel bewaffneten Pförtner bereits am Schlosse hantieren, und kaum hatte er mich passieren lassen, so schlossen sich kreischend und polternd die mächtigen eisenbeschlagenen Thorflügel hinter mir. Die Schlüssel der verschiedenen Thore werden sodann in den Palast des Königs gebracht, und verspätet anlangende Wanderer sind, falls sie es nicht vorziehen, mit Lebensgefahr an Stricken die Mauer an der einen oder anderen schadhaften Stelle zu erklettern, gezwungen, außerhalb der Stadt das Herannbrechen des jungen Tages zu erwarten.

Söul — der Name bedeutet zu deutsch Hauptstadt — ist ganz und gar nach chinesischem Muster angelegt, was schließlich nicht weiter zu verwundern ist, da die heute gegen 200 000 Einwohner zählende Stadt im Jahre 1392 von einem Günstling der Mingfamilie, die damals in China gerade die Mongolen vertrieben und sich des Thrones in Peking bemächtigt hatte, gegründet worden ist. Der betreffende Herr, dem nicht nur die Stadt, sondern auch die jetzige Dynastie ihre Gründung verdankt, hieß Tsitsien, oder vielmehr er hieß nicht so, sondern heißt heute so, da alle koreanischen Könige erst nach ihrem Tode einen Namen erhalten. Man muß ihm das Zeugnis ausstellen, daß er vom malerischen Standpunkt aus die Lage der Hauptstadt vortrefflich gewählt

und sie durch eine etwa zwölf Kilometer lange, bergauf bergab laufende, etwa zwanzig Fuß hohe und nicht viel weniger dicke, mit Schießscharten versehene Steinmauer gegen feindliche Überfälle gut gesichert hat. Über den Thoren koreanischer Städte — Söul selbst besitzt deren acht — erheben sich nach chinesischer Art einfache oder doppelte, nach allen vier Seiten weit ausladende, geschweifte Ziegeldächer.

Sobald wir die Stadtmauer hinter uns hatten, bogen wir rechts in eine schmutzige Gasse ein, zogen zwischen verhältnismäßig solide gebauten, aber ihrer unmittelbar unter dem Dach angebrachten Fensterchen wegen sämtlich den Eindruck von Pferdeställen machenden Häusern weiter und hielten bald vor einem in eine Mauer eingelassenenen Thor. Nachdem sich dasselbe aufgethan, ritten wir in einen geräumigen Hof mit Stallungen und Dienerwohnungen, von dem eine breite Steintreppe in einen Garten hinaufführte. Das Ganze machte einen vielversprechenden Eindruck, und ich war infolgedessen überzeugt, nachdem ich mich kurz zuvor in Bangkok über die geradezu unwürdige Art, in der die kaiserlich deutsche Ministerresidentur untergebracht war, in der Tiefe meiner Seele geschämt hatte, hier ein der Weltmachtstellung meines Vaterlandes entsprechendes Konsulatsgebäude zu finden.

Leider sollte ich mich in dieser Erwartung getäuscht sehen; denn als ich die Treppe empor geeilt war, sah ich in einem allerdings entzückenden Gärtchen in herrlicher Lage ein jammervolles einstöckiges Häuschen, welches sich von allen übrigen Behausungen der Eingeborenen nur durch eine Thür nach europäischem Muster

und durch regelrechte Glasfenster unterschied. Anfangs hielt ich das Häuschen für die Wohnung des Gärtners; als jedoch in der Hausthür ein nichts weniger als gärtnermäßig gekleideter Herr erschien, um mich als seinen Gast zu begrüßen, da wußte ich, daß ich in dem Betreffenden Herrn Konsul Krien und in dem Hause, an dessen Schwelle er mich empfing, das kaiserlich deutsche Konsulatsgebäude vor mir hatte.

Um meinem freundlichen Wirte etwas Angenehmes zu sagen, lobte ich die idyllische Lage seines poetischen Häuschens, wäre aber dann beim Eintritt beinahe mit den mir unwillkürlich entschlüpfenden Worten des Faust: „In dieser Armut, welche Fülle, in diesem Kerker, welche Seligkeit!" aus der Rolle gefallen.

„Ja, ja," meinte der Konsul, der meine Gedanken erraten haben mußte, „puritanisch einfach, billig und schlecht, so will man es daheim. Erzählen Sie nur einmal in Berlin, wie es bei uns aussieht, denn wenn wir stöhnen, so heißt es, es sei pro domo, was ja freilich in diesem Falle auch wörtlich zutrifft. Jedenfalls nützt es nichts. Tag für Tag frage ich mit Leicester: ‚Stürzt dieses Haus nicht sein Gewicht auf mich?' Aber das alte Haus stürzt halt nicht, und bevor es nicht mindestens einen Staatsbeamten unter sich begraben hat, giebt es eben kein neues. Doch lassen Sie uns nunmehr ein Gläschen Pschorr auf Ihr Wohl trinken und dann auf ein halbes Stündchen in den Klub gehen." Ich glaubte, mich verhört zu haben, und kam mir beinahe lächerlich vor, als ich fragte, ob denn in Söul ein Klub existiere. „Aber natürlich haben wir einen solchen, Sie können ihn auch Cercle Diplomatique nennen, denn seine Mit-

glieder setzen sich fast ausschließlich aus den beim König accreditierten fremden Vertretern und ihren Beamten zusammen. Wir haben hier einen bevollmächtigten Minister der Vereinigten Staaten, einen Generalkonsul und Chargé d'affaires des russischen Kaiserreiches, einen französischen Konsul und Commissaire, einen großbritannischen Generalkonsul, dazu einen japanischen Ministerresidenten und Chargé d'affaires, und — last not least — einen Residenten aus dem Reiche der Mitte. Alle diese Herren haben ihren Stab von Vizekonsuln, Sekretären, Attachés, und Sie können sich demnach denken, daß wir auch ohne die Missionare der verschiedensten Religionsgesellschaften eine ganz hübsche Gesellschaft bilden."

„Kommen Sie, ich bin begierig, Ihre diplomatic mixed pickles kennen zu lernen." Damit trank ich mein Glas aus und folgte, da ich mich wegen Mangels jeglichen Gepäcks — ausgenommen eine Zahnbürste — nicht umkleiden konnte, meinem Führer im Reitanzug in den nahegelegenen Klub.

Hier fand ich gegen ein Dutzend Herren der verschiedendsten Nationalitäten beisammen, die alle ein Herz und eine Seele zu sein und sich nur im Mischen von cocktails gegenseitig den Rang streitig zu machen schienen. Einer nach dem andern trat an der bar als cocktail mixer auf, um seine Kollegen zur Beurteilung seiner Mischung einzuladen. Sine ira et studio mußte ich dem Consul et Commissaire de la République Française den Preis als raffiniertesten Giftmischer zuerkennen.

In dem engen, aber behaglich eingerichteten Speisezimmer unseres Konsulats nahm ich später mit Konsul

Krien und Vizekonsul Reinsdorf ein vortreffliches Mahl ein, welches mit einer Tasse Kaffee und mit einer guten Cigarre seinen Abschluß fand. Kaum hatten wir uns vom Tisch erhoben, als einer der Diener meldete, die halbe Stadt stünde in Flammen. Vor die Thür eilend, sahen wir, daß der Feuermelder den Mund zwar, wie das bei solchen Leuten überall in der Welt der Fall ist, ein wenig voll genommen hatte, daß aber nicht weit vom Konsulat die Lohe thatsächlich gen Himmel schlug und das Feuer sich mit unheimlicher Geschwindigkeit ausbreitete.

Niemand war glücklicher als ich. Mir thaten zwar die armen Menschen leid, welche Habe und Gut bei der Gelegenheit einbüßten, aber wenn es doch einmal brennen sollte, so war es mir lieb, daß dies während meiner Anwesenheit geschah, denn die Charaktereigenschaften eines Volkes treten nie deutlicher hervor als bei großen Festlichkeiten, Aufständen und Feuersbrünsten.

Ohne auch nur eine Minute zu verlieren, begab ich mich auf die Brandstätte, und was ich da sah, war immerhin des Verzichtes auf die geistvollste Plauderei in dem behaglichsten Salon wert.

Söul besitzt eine Anzahl Straßen, deren Ausdehnung und Breite sich keine abendländische Großstadt zu schämen brauchte. Der größte Teil der Straßenfläche wird aber, wahrscheinlich zu Nutz und Frommen einer Anzahl von Beamten, an ärmere Leute und Händler aller Art zum Aufschlagen leichtgebauter Buden und Schuppen vermietet, so daß von der breitesten Straße nichts übrig bleibt als ein Weg, der kaum zwei Ochsenkarren das Ausweichen gestattet. Sobald der König

glieder setzen sich fast au[illegible] beabsichtigt, werden
accreditierten frem[illegible] entfernt, und Seine Ma=
sammen. Wir [illegible] eine Ahnung davon haben, wie
der Vereinigt[illegible] aussieht, solange er geruht im
d'affaires [illegible] leider die Regel und nicht die
Konsul u[illegible]
ralkonsu[illegible]
Charg[illegible] einer solchen Straße, die zufällig von der für
Resid[illegible] angesetzten Prozession nicht berührt wurde, war
hat[illegible] ein Feuer ausgebrochen, welches, zumal der Wind
u[illegible] seine Ausbreitung begünstigte, unter dem leicht brennba=
ren Material eine furchtbare Verheerung anrichtete.

Die Besitzer der Buden, ausnahmslos Koreaner, standen, mit ihren weißen langen Gewändern geisterhaften Wesen gleich, entweder thatenlos da und sahen sich die Bescherung an, oder sie hatten sich auf die Ziegeldächer der die eigentliche Straße begrenzenden Häuser geflüchtet, und beschworen alle guten Geister der Luft, des Wassers und der Erde, den Flammen Einhalt zu gebieten. Nur einige beherzte Männer hatten sich zu thatkräftigem Handeln aufgerafft und trugen in Schüsseln und Schälchen, Töpfchen und Tassen Wasser herbei, welches sie, etwa wie eine Opfergabe, in die Flammen schütteten. Wären nicht die japanischen und chinesischen Feuerbrigaden aus ihren Quartieren, die sie wahrscheinlich mehr oder weniger bedroht glaubten, zur Stelle geeilt, ich glaube, ganz Söul hätte niederbrennen können, ohne daß die Koreaner den energischen Versuch zu einem corriger la fortune gemacht hätten. Deutlich traten übrigens auch bei dieser Gelegenheit die Charakterverschiedenheiten der Chinesen und Japaner zu Tage; denn während die ersteren mit größter Ruhe und Überlegung den Flammen auf den

Leib rückten, wollte bei den Japanern jeder alles thun und jeder der erste sein, so daß man vor lauter Eifer und Überstürzung erst verhältnismäßig spät zur Entfaltung einer wirklich nutzbringenden Thätigkeit kam. Die nach und nach auf ein begrenztes Gebiet zurückgedrängten Flammen verbreiteten eine wohlthuende Wärme, und Mitternacht war längst vorüber, als ich im höchsten Grade befriedigt von dem Gesehenen und Erlebten die Brandstätte verließ, um mein Kämmerchen im Konsulatsgebäude aufzusuchen und mich dort mit der durch einen sechsundzwanzig Meilen langen Ritt, eine internationale cocktail-Probe und eine Feuersbrunst gerechtfertigten Erwartung auf einen tiefen Schlaf ins Bett zu legen.

Als ich am nächsten Morgen, in einen mir als Schlafrock dienenden gelbseidenen, pelzgefütterten mongolischen Fürstenmantel, den ich in Peking erstanden hatte, gehüllt, zur Thür hinausschaute, hätte ich mich ohne die geringste Phantasie in mein geliebtes Hinterpommern, wie sich's im Herbste zuweilen dem Auge zeigt, zurückversetzt wähnen können; denn dichter Nebel entzog selbst die nächstliegenden Gegenstände meinen Blicken, und ich sah nichts, was mich auch nur im geringsten an das Land erinnerte, in dem ich weilte.

Nachdem ich gleich dem nach frischem Wasser schreienden Hirsch einige unartikulierte Laute ausgestoßen, schlüpfte ich wieder in mein mollig warmes Bett zurück und harrte des dienstbaren Geistes, der da als eine Folge meiner unartikulierten Laute kommen sollte. Und er kam, kam in Gestalt eines allerliebsten kleinen Koreaners von höchstens zwölf Jahren, der aber, wie ich aus seiner Haartracht erkannte, bereits verheiratet, zum mindesten

aber verlobt sein mußte. Er war ein herziges Kerlchen mit pfirsichblütfarbenem Teint, haselnußbraunen Augen und einem feingeschnittenen Gesichtchen. Mit seinen der Kälte wegen vier- oder fünffach übereinandergezogenen wattierten Hosen und Jacken sah er aus wie ein wandelnder weißer Luftballon und nickte derartig komisch, daß ich mich vor Lachen im Bette kugelte.

Da der kleine Mann an mir ebensoviel Vergnügen zu haben schien, wie er mir bereitete, verständigten wir uns, trotzdem ich kein Wort Koreanisch und er keines einer andern Sprache konnte, wunderbar, wie aus der Thatsache erhellt, daß der Ballon zur Thür hinausschwebte, um bald darauf mit Thee, Eiern, Butter und Brot zu erscheinen und mich nach Erledigung des Frühstücks ins Badezimmer zu führen. Erst gegen neun Uhr hatte sich der Nebel verflüchtigt, und als ich nun ins Freie trat, um mich an den Strahlen der Herbstsonne zu wärmen, bot sich meinen Blicken ein Bild, wie ich es täglich anschauen könnte, ohne seiner müde zu werden; denn vor mir lag die Hauptstadt des Königreiches Korea, eines der merkwürdigsten Reiche der Erde, von dem man nicht weiß, ob es sieben oder zwanzig Millionen Einwohner hat, eines Landes, welches es fertig gebracht hat, in seiner Abgeschlossenheit gegen abendländische Kultur selbst sein Nachbarreich China zu übertrumpfen. Erst seit dem Jahre 1876 sind die koreanischen Häfen den Japanern laut Vertrag geöffnet, diesem folgte als zweiter 1882 ein solcher mit den Vereinigten Staaten, und wenige Wochen später wurden gleiche Verträge mit England und Deutschland abgeschlossen. Nach diesem ist es schließlich nicht sonderlich überraschend, daß Korea auch heute

noch ein Land ist, von dem die meisten Geographielehrer weniger wissen, als sie ihre Schüler lehren, ein Land, unendlich reich an terra incognita für die gesamte gebildete Welt, und ein Land, welches einen geradezu fascinierenden Reiz auf den Reisenden ausübt; denn der größte Reiz liegt für den letzteren bekanntlich darin, das zu schauen, was vor ihm wenige Menschen gesehen haben, oder was er womöglich als erster sieht.

Der Anblick, den Söul vom Garten des deutschen Konsulats aus gewährt, ist weniger malerisch als imposant und eigenartig; denn man sieht aus einem Meer blauschwarzer Ziegeldächer verschiedene hochgelegene Paläste nach europäischer Bauart emporragen, während im Norden von kahlen oder strichweise bewaldeten Bergen altersgraue Türme stolz herabschauen. Gerade vor dem deutschen Konsulate auf einem Hügel inmitten der Stadt erhebt sich ein ganz Söul beherrschender Renaissance-Palast, das russische Konsulatsgebäude; etwas weiter östlich fesselt ein Bau im Stil Elisabeths II. das Auge, an der neben ihm wehenden Flagge als das Eigentum Ihrer Großbritannischen Majestät kenntlich; ihm stellen sich würdig zur Seite die japanische Ministerresidentur, die festungsartig angelegte Wohnung des chinesischen Residenten und andere mehr. Über dem ganzen Bilde schwebt eine zauberhafte Ruhe, die den abgehetzten Kulturmenschen ungemein wohlthuend berührt, und ich hätte in diesem Augenblicke, wenn zufällig eine weibliche Majestät in der Nähe gewesen wäre, in die Knie sinken und ausrufen können: „O Königin, das Leben ist doch schön!“, wenn — nun wenn Deutschland in Korea in gleich anständiger Weise vertreten gewesen wäre wie die

anderen Groß- und Kleinmächte. So aber hätte ich die verführerischste Königin unangekniet stehen lassen und wäre beschämt wieder in meine Kammer des kaiserlich deutschen Konsulatsgebäudes geschlichen, denn dieses Gebäude, welches sich vielleicht zu einem Landkrug im Kreise Schievelbein ganz gut eignen würde, ist alles andere als geeignet, das Ansehen Deutschlands — ich will nicht einmal sagen, zu heben, sondern nur auf der Höhe zu halten, die notwendig ist, um nicht lächerlich zu erscheinen. Wo andere Nationen in Gesellschafts-toilette auftreten, da steht es dem Deutschen Reiche schlecht an, die Rolle des Aschenbrödels zu spielen.

Nicht das auswärtige Amt in Berlin ist für eine solche Handlungsweise verantwortlich zu machen, denn il y a des juges à Berlin, Leute, die wissen, was sich schickt, und wie es in der Welt aussieht, sondern in erster Linie diejenigen Reichsboten, die stets verneinen, wenn Summen gefordert werden für Repräsentationszwecke ꝛc. im Auslande. Möge man an Regierungsgebäuden daheim sparen, soviel man will und kann, im Auslande darf nicht mit dem Pfennig gefuchst werden; denn da taxiert uns eine ganze Nation nach einem einzigen Gebäude und dem in demselben hausenden Vertreter. Es giebt gar keine beschränktere Ansicht als diejenige mancher deutscher Bierphilister, daß Deutschland mächtig und angesehen genug sei, um auf Äußerlichkeiten Verzicht leisten zu können. Wenn der deutsche Michel sich einbildet, er könne noch heute a conto des im Jahre 1870 geernteten Ruhmes im Schlafrock oder, wenn es hoch kommt, im Jägerhemd mit angeknöpften Manschetten unter den Vertretern anderer Nationen einherlaufen, so

verdient er seinen Namen mit Recht, und wenn unsere Herren Abgeordneten glauben, die Siamesen oder Koreaner bildeten sich ihr Urteil über uns und unser Vaterland aus den Treitschkeschen Jahrbüchern, so mögen sie sich gesagt sein lassen, daß genannte Personen uns lediglich danach beurteilen, wie der deutsche Vertreter in ihrem Lande auftritt. Wie die Siamesen aus dem Gebäude der deutschen Ministerresidentur in Bangkok, so ziehen die Koreaner aus dem des deutschen Konsulates in Söul folgende Schlüsse:

„Entweder ist Deutschland ein Land, welches nicht einmal so viel Geld hat wie beispielsweise Japan, oder aber es läßt es uns und unserem Könige gegenüber an der Achtung fehlen, die andere Nationen uns und ihm zu zollen für geboten erachten. In beiden Fällen lohnt es sich nicht, den Deutschen irgend welche Sympathien entgegen zu bringen."

Nein, meine Herren Landsleute! Glauben Sie mir, daß für die Vertretung unseres Vaterlandes in der Fremde gar nicht genug gefordert und gar nicht wenig genug abgelehnt werden kann. Wollen wir uns mit anderen Nationen auf gleicher Höhe halten, so brauchen wir für unsere Vertretungen im Auslande Gebäude, die der Weltmachtstellung des Deutschen Reiches entsprechen, und in den Gebäuden wiederum Leute, die nicht nur schwierige Examina, sondern auch eine Kinderstube hinter sich haben, Männer mit tadellosen Manieren, weitem Horizonte und dem festen Willen, die ihnen vom Reich gezahlten Repräsentationsgelder auch zu dem Zwecke zu verwenden, zu dem sie bewilligt worden sind; kurzum Leute von Welt.

Promenade beiträgt. Tempel sind in der Hauptstadt nur in geringer Zahl vorhanden, die meisten liegen außerhalb der Stadt, und die sonstigen öffentlichen Gebäude, die königlichen Paläste nicht ausgenommen, sind ihrem Äußeren nach wenig anziehend. Anders sieht es schon in den Straßen aus, in denen die Magazine der Kaufleute und die Werkstätten der Handwerker sich in offenen Gewölben aneinanderreihen, oder in denen in Holzbuden und auf freistehenden Tischen Lebensmittel feilgehalten werden. Besonders waren es die Magazine der Pfandleiher — richtige Trödelbuden, wie sie der selige Mühlendamm in Berlin in Hülle und Fülle aufzuweisen hatte —, die mein Interesse erregten, denn ich fand in ihnen zu wahren Spottpreisen die merkwürdigsten Produkte alter und moderner Industrie, kleine Stahlkästchen mit Einlage von Silber, verschiedene Messing- und Bronzearbeiten, uralte Lederköcher mit Pfeil und Bogen — Rangabzeichen der Mandarinen —, allerliebste Messerchen in metallbeschlagener Holzscheide mit seitlich angebrachten metallenen Eßstäbchen, Musikinstrumente, Hüte, Fächer, Laternen, Unterjacken aus Rohrgeflecht, das heißt eine Art Brust- und Rückenpanzer, den die Koreaner im Sommer tragen, um das Durchschwitzen ihrer weißen Gewänder zu verhüten, Pulskühler aus feinem weißen Roßhaargewebe, die, wie bei uns Pulswärmer im Winter gegen die Kälte, hier im Sommer gegen die Hitze angelegt werden und deren Hauptaufgabe darin besteht, die Handgelenke vor direkter Berührung mit den Ärmeln zu schützen, und anderes mehr. Auch die Erzeugnisse der Möbeltischlerei reizten meine Kauflust, doch bekämpfte ich die letztere in anbetracht der Transportschwierigkeiten.

Dagegen erstand ich eine Sammlung koreanischer Kopfbedeckungen und eine solche der verschiedensten Produkte der Papierindustrie; denn Korea ist nicht nur, wie schon bemerkt, das Land der Hüte, sondern auch das Land des Papiers.

Es ist kaum zu glauben, was der Koreaner alles aus Papier herstellt, und nur zu einem scheint es ihm vorläufig nicht zu dienen, nämlich als Nahrungsmittel. Der Koreaner könnte ohne Papier ebensowenig leben, wie der Bewohner Assams oder Burmas ohne Bambus, wie der Tamile ohne die Palmyrapalme. Er verwendet es zu all den Zwecken, zu denen wir Europäer es gebrauchen, und nebenbei zu hundert anderen. Es dient ihm in den Häusern in geöltem Zustande als Fußbodenbelag und als Ersatz des Fensterglases, im Freien als wasserdichte Decke, als Schirm und Hut. Aus alten Manuskripten werden vorzüglich haltbare Bindfaden gedreht und diese wieder zur Herstellung von Schuhsohlen, ja, ganzer Schuhe, von wasserdichten Gefäßen, Körben u. s. w. verwendet. Das Rohmaterial zu diesem in Bezug auf Stärke und Haltbarkeit einzig dastehenden Papiere liefert das Holz des Maulbeerbaumes.

Weniger appetitlich als originell erschienen mir die an offener Straße liegenden Garküchen, in denen vielfach in Töpfen von der Größe eines Asphaltkessels ein mit Fleischstückchen zusammen gekochter Bohnen- oder Hirsebrei brodelte, von dem jeder Lüsterne gegen Erlegung einiger Cash mit seinem Eßstäbchen direkt aus dem Topfe so lange naschen konnte, bis ihm der Appetit verging. Daneben wurden in kleinen, in den Boden gegrabenen Löchern Kastanien geröstet, welche reißenden Abgang fanden.

Auf dem Markte sah ich neben kolossalen Mengen roter Pfefferschoten die herrlichsten Kohlköpfe der Welt, Bohnen, Erbsen, Kastanien, Nudeln, Kartoffeln, rohe und gesottene Eier, Rind- und Schweinefleisch, gekochte Rinderhaut — scheinbar ein hochgeschätzter Leckerbissen —, Flußmuscheln, verschiedene Arten Fische und sonstige Seetiere. Die Fische wurden der Mehrzahl nach in totem Zustande und nicht, wie in China, lebendig in wassergefüllten Zubern feilgeboten, Taschenkrebse nicht, wie bei uns, in Körben durcheinander kriechend, sondern mit Strohhalmen zu langen Reihen zusammengeflochten, so daß solch eine etwa meterlange Kette einem riesigen Tausendfuße glich.

An Früchten entdeckte ich nur die orangegelbe Persimone, und zwar sowohl in rohem wie in gepökeltem Zustande.

Weibern begegneten wir verhältnismäßig selten, und die wenigen, die uns in den Weg kamen, waren entweder alt und garstig, oder aber sie wußten sich durch einen über den Kopf geworfenen Mantel fast gänzlich unseren Blicken zu entziehen.

Daß es unter den jüngeren Mädchen des Landes auch solche giebt, die sich, ohne daß wir dagegen Protest erheben würden, uns unverhüllt zeigen könnten, steht wohl außer Zweifel.

Die für den Reisenden interessantesten Vertreterinnen der koreanischen Weiblichkeit sind unstreitig die Abigails oder Palastsklavinnen, meist jüngere Weiber, die sich teilweise durch Schönheit, ausnahmslos aber durch die monströsesten Haartrachten auszeichnen, die je erfunden worden sind, nämlich phantastische Bauwerke aus Men-

schen- und Roßhaar von oft derartigen Dimensionen, daß eine Katze versucht sein könnte, ihr Wochenbett darin aufzuschlagen.

Einen Anblick, den ich nie im Leben vergessen werde, boten diejenigen Straßen, durch welche heute die Prozession des Königs marschieren sollte. Durch Abreißen aller sonst den Verkehr hemmenden Baracken und Verkaufsstände war die ursprüngliche Breite derselben wieder hergestellt worden. Die Fahrdämme waren geebnet und gesäubert, und eine Anzahl Arbeiter war gerade damit beschäftigt, in der Mitte einen etwa zwei Fuß breiten Streifen mit weißem Sand zu bestreuen. Allerorten standen plaudernde Gruppen müßiger Gaffer umher, und zu beiden Seiten räkelten sich die zum Spalierbilden kommandierten Soldaten und Polizisten auf dem Boden herum, sonnten sich oder schnarchten um die Wette. Diese Soldaten der koreanischen Armee — die Stärke derselben wurde mir auf siebentausend Mann angegeben — sind bis auf die Fußbekleidung nach europäischer Art uniformiert, tragen runde, rauhe Filzhüte, ähnlich denen der italienischen Bersaglieri und sind mit Remingtongewehren bewaffnet. Als Instruktoren dienen ihnen sonderbarerweise amerikanische Offiziere. Ich möchte nicht behaupten, daß sie mir, so wie sie dalagen und sich im Staube herumwälzten, während ihre schlecht geputzten Gewehre ohne Aufsicht daneben standen, einen achtunggebietenden Eindruck gemacht hätten. Ihre eingeborenen Offiziere — oder waren es diejenigen der Polizeimannschaften — trugen die alte koreanische Uniform: schwarzseidenen langen, oberhalb der Füße mit breitem buntem Seidenbande — denn Knöpfe kennt der Koreaner nicht — geschlosse-



Palastsklavin.

nen Rock, an der Linken ein Schwert in Holzscheide mit herabhängenden Seidenquasten, an den Füßen chinesische hohe Filzstiefel und auf dem Kopfe einen rauhen runden Roßhaarfilzhut, durch eine Schnur haselnußgroßer gelber und roter Wachsperlen unterm Kinn befestigt. Von dem Knauf des Hutes hängt nach vorn ein Büschel Pfauenfedern, nach hinten ein roter Roßhaarschweif herunter.

Zwischen dem lagernden Fußvolk verteilt, standen, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — denn sie würden, wenn sie gekonnt hätten, sich's sicherlich ebenso bequem gemacht haben wie ihre Kameraden von der Infanterie —, einige Dutzend Leib-Gardereiter Seiner Majestät des Königs. Nie sah die Welt ihresgleichen! Neben ihren kaum meterhohen, unausgesetzt um sich beißenden und hinten ausschlagenden, pomphaft aufgeputzten Ponies standen sie da, gleich soeben von der Bühne eines Schmieretheaters entlaufenen geschundenen Raubrittern, mit Stiefeln von so kolossalen Dimensionen, daß sie sich weder setzen noch legen, geschweige sich ohne Hilfe in den Sattel schwingen konnten, Gewändern aus uralten, von Würmern und dem Zahne der Zeit benagten Brokaten oder schwarzen, mit vergoldeten Stiften beschlagenen mächtigen Schuppenpanzern, die sie, gleich Zwangsjacken, an jeglicher Bewegung hinderten. Mindestens einige Jahrhundert alte rostüberzogene Schwerter und stählerne Sturmhauben mit Spitze und Kettenbehang vervollständigten die Ausrüstung dieser königlichen Leibgarde. Ich konnte mich gar nicht satt sehen an diesen ebenso malerisch wie komisch wirkenden armen Rittern, die gar nicht zu wissen schienen, was sie

mit ihren Gliedern und all ihrer wurm- und rostzerfressenen Pracht anfangen sollten.

Doch auch andere Erscheinungen fesseln unsere Aufmerksamkeit. Von einer Schar singender Trabanten begleitet, an jeder Seite von mehreren Dienern gestützt und festgehalten, kommt, auf einem, sein vier Fuß hohes Pferdchen um mindestens einen Fuß überragenden Sattel balancierend, irgend ein Mandarin vorüber. Auf der Brust seines dunkelfarbigen Gewandes trägt er eine etwa sechs Zoll im Quadrat messende bunte Seidenstickerei, die, je nachdem er Zivil- oder Militärbeamter ist, einen weißen Kranich oder einen Tiger darstellt, während ein seitlich an den Rippen fest anliegender, vorn und hinten mehrere Handbreit vom Körper abstehender, einem Tonnenbande vergleichbarer, mit Gold, Silber, Nephrit oder Elfenbein geschmückter Gürtel scheinbar dazu da ist, den gelahrten Herrn davor zu schützen, sich seine Verzierungen abzustoßen. Hinter ihm trägt einer seiner Diener in einem weitmaschigen Netze aus Papierbindfaden das merkwürdigste Insignium eines Mannes von Rang, nämlich ein straußeneigroßes, blankpoliertes rundes Messingtöpfchen, welches den gleichen Zwecken dient wie gewisse Porzellangefäße, die wir in unseren Schlafzimmern in neben den Betten stehenden Schränkchen sorgsam den Blicken unserer Nebenmenschen zu entziehen pflegen.

Andere Mandarinen, Minister und Hofbeamte legten den Weg zum Palaste in offenen Sänften zurück, von deren Rücklehne Leoparden- und Pantherfelle herabhängen. Sie trugen vielfach dunkelfarbige geblümte Seidenmäntel. Unter einigen Sänften, deren Insassen



Hauptstraße und Palastthor in Soeul.

sich durch eine mitraähnliche vergoldete Kopfbedeckung aus Papiermaché auszeichneten, befand sich an einer Stange ein etwa zwei Fuß im Durchmesser haltendes, auf dem Boden entlang laufendes Rad, welches mir durchaus geeignet erschien, den Trägern ihre Arbeit zu erleichtern. Von meinen Begleitern hörte ich, daß die also beförderten Herrschaften der Zunft der Astrologen und Geomanten angehörten, und daß diese berufsmäßigen Schwindelmeier sich im Lande so hoher Achtung erfreuten, daß schlechterdings nichts unternommen würde, ohne vorher ihren Rat einzuholen.

So, mit jeder Minute neue Eindrücke in uns aufnehmend, hatten wir langsam voranschreitend diejenige Straße der Stadt erreicht, die etwa mit den Berliner Linden verglichen werden könnte, insofern wenigstens, als sie zum Palaste des Königs führt und, was ihre Breite anlangt, jede andere Straße Söuls in Schatten stellt. Nach koreanischen Uhls, Dressels, Kranzlers, Felsings, Ashers, nach Hotels, Cafés, American bars sucht man freilich umsonst, denn die Straßenfronten werden ausschließlich durch Kasernen und Beamtenwohnungen in dem uns bekannten Pferdestallstil gebildet. Trotzdem erkennt man auf den ersten Blick, daß man sich im Mittelpunkte des Verkehrs befindet. Ein großes mächtiges Thor am Ende der Straße wird uns als Eingang zu dem Palaste gezeigt, in dem die von seinem Volke heilig gehaltene Person des Monarchen, der Sohn des Himmels, residiert. Den Namen dieses hohen Herrn kann ich dem geehrten Leser leider nicht verraten, da er einen solchen erst nach seinem Tode erhält. Zwar ist ihm bei seiner Thronbesteigung vom Kaiser von China

für die Dauer seiner Regierung ein Name verliehen worden, aber das Aussprechen desselben würde die schwersten Strafen nach sich ziehen, nur im schriftlichen Verkehr mit dem Hofe in Peking darf er gebraucht werden.

Wie in Deutschland bei Schustern und Schulmeistern, so sind in Korea bei den Beamten aller Rangstufen Brillen — namentlich solche aus Rauchtopas — ungemein beliebt; ja, ein Mandarin ohne Brille ist eigentlich kaum denkbar. Ob auch der kleine Mann die Berechtigung hat, sich ein solches Ding auf die Nase zu setzen, ist mir unbekannt, dagegen weiß ich, daß selbst der höchste Mandarin in Gegenwart des Königs ohne Brille zu erscheinen hat. Je näher wir dem Palastthore kommen, um so lebhafter wird das Treiben, überall lagern Soldaten mit Hunderten von Fahnen, die in tausend schönen Farben spielen; zu Roß oder in Sänften ziehen hohe und niedere Beamte, je nach ihrem Range von einer geringeren oder größeren, mehr oder minder Spektakel vollführenden Dienerschaft umgeben, heran, um an den Thoresstufen abzusitzen und letztere, an jeder Seite gleich gichtbrüchigen Greisen von einem Diener gestützt, mit langsam abgemessenem Schritte emporzusteigen, denn so und nicht anders will es die Sitte, und ein Beamter, der ohne Unterstützung mit elastischen Schritten einherwandeln würde, wäre für die Koreaner ein ebenso unerhörtes Schauspiel, wie für uns etwa ein in Trikots gesteckter, durch brennende Reifen springender Kultusminister. Die Würde seines Amtes lastet — so wird angenommen — derartig auf ihm, daß er der Unterstützung zweier kräftiger Männer bedarf, um nicht unter

der Last zusammenzubrechen. Wesentlich erleichtert wird ihm die vorschriftsmäßige Schwerfälligkeit seiner Bewegungen dadurch, daß er als Mann von Rang und Würden bei allen feierlichen Anlässen so viele Hemden, Hosen und Röcke übereinanderzieht, wie er deren besitzt, d. h. von jedem vielleicht ein halbes Dutzend. Bedenkt man, daß alle diese Kleidungsstücke stark wattiert sind, so wird man es begreiflich finden, daß ein bayerischer Braumeister in Bezug auf Taillenweite eine Pinie ist im Vergleich zu einem koreanischen Mandarinen.

Man sollte glauben, daß in einer Stadt, in der neben einer ganzen Anzahl europäischer Ministerresidenten und Konsuln auch noch einige Dutzend Missionare — europäische Kaufleute giebt es in Söul nicht — ihr Wesen treiben, die eingeborene Bevölkerung über die Erscheinung eines neuen Europäers ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen würde. Das wird auch in der Regel der Fall sein; anders mit meiner Person, die bei den Koreanern annähernd dasselbe Interesse erregte, welches ich jedem von ihnen entgegenbrachte, nicht etwa meiner körperlichen Reize wegen, ach nein! sondern einesteils wegen meiner mit zahlreichen Erinnerungen an die Studentenzeit bedeckten linken Wange, anderenteils aber wegen meiner aus dickem gereifeltem, silbergrauem englischen Plüschstoff gefertigten Reithosen, die ich in vorläufiger Ermangelung anderer Beinfutterale auch heute wieder hatte anlegen müssen.

Wo immer ich ging und stand, bildete sich um mich eine Korona wißbegieriger Kinder, Männer und Greise, die meine Schenkel betasteten und sich lebhaft darüber unterhielten, von was für einem Tiere wohl dieses

sonderbare glänzende Fell stammen möchte. Sie wurden gar nicht müde, mit der Hand über den Plüsch zu fahren und sich an seiner Weichheit zu ergötzen. Mit wahrer Lammesgeduld ließ ich die liebenswürdigen Menschen gewähren und entzog mich nur dann ihrem Forschungsdrange, wenn mir die Sache zu kitzelig wurde.

Pünktlichkeit ist, wie wir aus Büchmann wissen, die Höflichkeit der Könige. Dieses Wort Ludwigs XVIII. hat leider für den Orient keine Bedeutung, denn Fürst und Volk handeln dort gleichmäßig nach dem Grundsatz: Kommst du heute nicht, kommst du morgen. Auch der König von Korea ist in dieser Hinsicht kein Ausnahmemensch, und so hatte er, trotzdem die Prozession auf die elfte Vormittagsstunde festgesetzt worden war, um ein Uhr noch immer nicht geruht zu erscheinen. Hoffen und Harren macht bekanntlich hungrig. Das verspürten auch wir deutlich, und da wir keine Lust hatten, gegen das Knurren unserer Magen taub zu bleiben, andererseits aber auch — um die Prozession nicht zu versäumen — nicht zum Frühstück ins Konsulat zurückkehren konnten, so nahmen wir unsere Zuflucht zu einem Chinesen, der in einer der vom Zuge berührten Straßen einen Laden besitzt, in dem man so zu sagen alles haben kann, vom Richtschwert bis zur Puderquaste. Wir trafen hier einige japanische Elegants in perlgrauen Hosen und schwarzen Gehröcken, die uns mit gutem Beispiel vorangingen und sich einen Frühschoppen ausgezeichnet schmekken ließen. Der bezopfte Ladenbesitzer sprang mit verständnisvollen Blicken auch uns sofort mit einigen Flaschen ins Gesicht, schleppte Brot herbei, öffnete eine Büchse marinierter Heringe und überließ uns damit

unserem Schicksal. Dem Deutschen vergeht die Zeit nie schneller als bei Bier und Heringen, und wir bemerkten daher kaum, daß wir nochmals zwei Stunden durchlebt hatten, bevor der Ruf ertönte: Der König kommt!

Als wir vor die Thür traten, sahen wir vorläufig nichts als eine Schar gleich einer vom Fuchs gehetzten Gänseherde schreiend auseinanderstiebender weißer Gestalten, die von Läufern mit Holzrudern rechts und links an die Mauer gedrückt wurden.

Nach geraumer Zeit kommt die Spitze des Zuges in Sicht. Eine Anzahl geschundener Raubritter und Panzerreiter sprengt, mit Mühe sich im Sattel haltend, auf winzigen Ponies heran; ihnen folgt, in abgekürztem Trabe durch einander rennend, eine Abteilung Infanterie mit vier Posaunenvirtuosen, die mit solcher Begeisterung in ihre fünf Fuß langen Messinginstrumente hineinblasen, daß ihnen die Augen aus den Höhlen treten; dann kommt ein an der Spitze mit einem Fasanenbündel geschmücktes Banner, getragen von einem Offizier. Zu beiden Seiten desselben laufen Träger mit sechzehn blauseidenen Fahnen, deren Stangen mit Glocken behangen sind. Hierauf wieder eine Abteilung Infanterie als Vortrab eines Generals mit gelbem Banner, zu beiden Seiten Träger der seltsamsten Feldzeichen, als da sind Lanzen mit roten Roßschweifen, Schirmen, Dreizacken, buntlackierten Schildern mit chinesischen Schriftzeichen, Feuerhaken, Hellebarden und Holzrahmen, die mich lebhaft an die Pfeifengestelle unserer Großväter erinnerten, nur daß hier die Pfeifen durch mit der Spitze nach unten stehende Pfeile mit weißen Federn an den Enden ersetzt waren. Da erscheint zu Roß, das Haupt

bedeckt mit güldenem Helm, ebenfalls eine gelbseidene Fahne in der Rechten, der Oberst der Leibgarde, umgeben von Trabanten mit rotlackierten Säbeln, hinter ihm zottelt ein Reiter mit mächtigem Dreizack, und diesem schließt sich der Träger des weißen, schwarzumränderten Reichsbanners an. Dichter Staub verkündet das Nahen eines neuen Trupps Infanterie. Darauf rasseln einige kleine, von den Bedienungsmannschaften gezogene Gatlinggeschütze vorüber. Ein im vollsten Trabe blasendes und trommelndes Musikkorps in gelben gazeartigen Gewändern und gleichfarbigen mit buntfarbigen Rosetten besetzten Strohhüten fesselt Ohr und Auge in gleichem Maße wie die nächste Abteilung, nämlich eine Schar Sänger und Herolde, die das Nahen des Königs verkünden. Gleich hinter ihnen, unter Vorantritt eines Trägers mit der Königsstandarte, gewahren wir eine mit einem Baldachin versehene und mit rotem Stoff bezogene königliche Sänfte, die aber, wie man mir bedeutet, leer ist und nur dazu dient, die Aufmerksamkeit der bösen Geister, die sich — so nimmt man an —, lüstern wie sie sind, gleich auf die erste Sänfte stürzen, von derjenigen, in der Seine Majestät folgt, abzulenken. Nachdem wieder ein Trupp Hellebardenträger und Panzerreiter vorübergezogen ist, kommt, umschwärmt von einem ungeordneten Haufen Fußvolk mit aufgepflanztem Bajonett, unter rotem, an den Seiten offenem Baldachin ruhend, der Sohn des Himmels, ein freundlich und wohlwollend dareinblickender Herr von etwa vierzig Jahren, angethan mit dunkelrotem Seidenmantel, das Haupt bedeckt mit schwarzer, mitraartiger Mütze. Das Bärtchen, welches die Lippen des leut-



Königliche Prozession in Soeul.



seligen Monarchen einrahmt, könnte höchstens den Neid eines bartsüchtigen deutschen Sekundaners erregen. Lautlos — so verlangt es die Etikette — und scheinbar ohne die geringste Notiz zu nehmen, läßt das Volk die königliche Sänfte vorüberziehen, einige Leute wenden sich sogar ab, um durch ihren Blick nicht die geheiligte Person des Herrschers zu verunreinigen; nur wir Europäer lüften den Hut zum Gruße, und durch ein Neigen des Hauptes dankt der König. Unmittelbar hinter der Sänfte Seiner Majestät folgt eine Anzahl berittener fetter Eunuchen in Gewändern von blaugrüner Seide. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß alle diese Herren, von denen man annehmen sollte, daß das Ewig-Weibliche sie nicht mehr hinanzieht, verheiratet sind, als die eifersüchtigsten Gatten ihre Frauen oft zur Verzweifelung bringen und den ihnen von der Natur versagten Kindersegen dadurch ersetzen, daß sie Eunuchen im Knaben- oder Jünglingsalter an Kindesstatt annehmen. Riesenhafte, auf Bahren ruhende Pauken, deren Schläger nebenher springen, werden der Sänfte des Kronprinzen, eines bartlosen blassen Jünglings, der fast die gleiche Tracht wie sein Vater angelegt hat, voraufgetragen, während Diener in weißen Röcken mit grünen Gazeüberwürfen und schwarzen Filzhüten neben- und hinterherlaufen.

Ein unscheinbarer älterer Herr, auf einem Ponny von der Größe eines Neufundländers hockend, ward mir als der Präsident des auswärtigen Amtes mit einem Monatsgehalt von vier Sack Reis, zwei Sack Bohnen und zehntausend Cash (etwa sieben Mark zwanzig Pfennige) bezeichnet. Den Schluß des Zuges

bildet ein Trupp geschundener Raubritter unter Führung des eine himmelblaue Fahne schwingenden, einflußreichsten Mannes bei Hofe, eines Lieblings Seiner Majestät, des Generals Han.

Sobald sich das Volksgetümmel verlaufen hatte, traten wir den Rückmarsch zum Konsulate an, um uns dort durch ein kurzes Nachmittagsschläfchen von den Strapazen des Tages zu erholen.

Gegen Sonnenuntergang machte ich allein einen Spaziergang auf den südlich von der Stadt gelegenen Nam Shan, der, teilweise mit Nadelholz bedeckt, schroff ansteigt und die Stadt um mehrere hundert Fuß überragt. Ich sah von hier aus, daß die Häuser der Stadt entweder in Hufeisenform oder in Form von Rechtecken gebaut sind und auf diese Weise nach hinten einen offenen Hof bilden.

Die verschiedenen königlichen Palastanlagen mit ihren ausgedehnten Höfen und Gärten, Mauern und Thoren bilden gewissermaßen kleine in sich abgeschlossene Städte. Einer derselben, der sogenannte Neue Palast, in dem der König gelegentlich Hof hält, bedeckt mit seinen Anlagen einen Flächenraum von mehreren hundert Morgen.

Manche Paläste werden nur zu besonderen Anlässen, königlichen Hochzeiten, zur Beherbergung der aus Peking eintreffenden Gesandten u. s. w., benutzt. Der Palast, in dem der König während meiner Anwesenheit in Söul residierte, der Thoi Hwa Mun, ist von hohen Mauern umschlossen, in welche drei Thore eingelassen sind. Das Hauptthor in der uns bekannten chinesischen Form mit Doppeldach, wird von zwei auf gemauerten

Sockeln ruhenden grotesken Steinlöwen flankiert und hat drei mit bunten Figuren bemalte hölzerne Doppelthüren, von denen wie in Berlin die Durchfahrt durch den Mittelbogen des Brandenburger Thores nur königlichen Wagen zusteht, die mittlere einzig und allein für Seine Majestät geöffnet wird.

Durch das Thor gelangt man nacheinander in zwei gepflasterte, von Beamtenwohnungen umgebene Höfe, von diesen in einen dritten Hof, an dessen Ende auf hoher Plattform sich die königliche Audienzhalle erhebt. Zu beiden Seiten derselben stehen in zwei Reihen je zwölf niedere Säulen, neben denen bei großem Empfange des Königs die Beamten genau nach ihren Rangabstufungen Aufstellung zu nehmen haben.

In einem angrenzenden Hofe steht, auf achtundvierzig Steinsäulen ruhend, inmitten eines Lotusteiches, der Sommerpalast des Königs. Außerdem befinden sich innerhalb der ganzen riesenhaften Anlage noch unzählige andere Gebäude, so die Prüfungshalle, die Halle der Geister, in welcher die Leichenfeierlichkeiten für Mitglieder der königlichen Familie stattfinden, die ausgedehnten Räume, in denen der König mit seiner Familie und seinen Weibern lebt u. s. w.

In einem Lande, in dem wie in Korea die ganze Religion — die meisten Koreaner bekennen sich zur Lehre des Konfucius — eigentlich lediglich im Ahnenkultus besteht, werden den Verstorbenen begreiflicherweise ganz außerordentliche Ehren erwiesen. Stirbt der König, so hat jeder Bürger des Landes siebenundzwanzig Monate lang zu trauern. Diese Trauerzeit zerfällt in zwei Perioden: die der tiefen und die der Halbtrauer.

Die erstere währt so lange, wie die königliche Leiche aufgebahrt steht, nämlich gegen fünf, die letztere zweiundzwanzig Monate. Während der Dauer der Volltrauer dürfen an den Hausaltären nur Opfer für den verstorbenen König gebracht werden; Hochzeiten, Begräbnisse, Auspeitschungen und Hinrichtungen haben zu unterbleiben; ebenso ist es verboten, Tiere zu töten und Fleisch zu essen. Diese Vorschriften werden allseitig strengstens befolgt, doch wird es ärmeren Leuten, die nicht in der Lage sind, die Leichen verstorbener Angehöriger einbalsamieren zu lassen, im Sommer aus sanitären Gründen gestattet, solche zu beerdigen. An festgesetzten Tagen haben sich für die Dauer der tiefen Trauerzeit die Mandarinen der einzelnen Provinzen an bestimmten Punkten zu versammeln und, mit dem Gesicht der Hauptstadt zugewendet, offiziell einige Stunden lang zu heulen. Nachdem von den Astrologen Ort und Zeitpunkt der Beisetzung der königlichen Leiche ausbaldowert worden ist, wird der Sarg auf eine Bahre von kolossalen Dimensionen gehoben und abwechselnd von den Mitgliedern des Trauergefolges, an dem unter anderen sämtliche Truppen, Beamten u. s. w. teilnehmen, nach dem meist auf einem Hügel in der Nähe der Hauptstadt belegenen Begräbnisplatz getragen. Für jede Königsleiche wird ein neuer Platz gewählt, auf dem nach erfolgter Beisetzung neben einem Monument ein Gebäude für die Unterkunft der mit der Bewachung und Opferdarbringung beauftragten Beamten errichtet wird.

Bemerkt sei noch, daß kein Unterthan den König oder dessen Leiche weder mit einem Teile seines Körpers noch mit einem metallenen Gegenstand berühren darf.

Ein koreanischer Arzt, der sich demnach einfallen ließe, seinem allergnädigsten Landesherrn mit Hilfe einer Pinzette einen Splitter oder sonst etwas aus dem Körper zu entfernen oder einen Absceß zu öffnen, würde sich der schwersten Majestätsbeleidigung schuldig machen und höchstwahrscheinlich schleunigst um einen Kopf kürzer gemacht werden.

Auf der anderen Seite, so erzählt Père Dallet, gilt — falls Seine Majestät die Schuld trifft — für den betreffenden Unterthan die zufällige Berührung mit der geheiligten Person des Königs für eine Auszeichnung allerersten Ranges, und der so Geehrte hat die Berechtigung, fortan zur Erinnerung an den glücklichen Unfall ein rotes Seidenband zu tragen.

Die Sonne war längst hinter den Bergen verschwunden, als ich fröstelnd wieder im Konsulat anlangte. Bald darauf sah ich auf verschiedenen Berggipfeln Feuer auflodern, die ich als Freudenfeuer so lange mit der heutigen Prozession in Verbindung brachte, bis ich vom Konsul Krien dahin belehrt wurde, daß allabendlich nach trojanischem Muster von einem Ende des Königreiches zum anderen — Korea hat etwa das gleiche Areal wie Großbritannien — von Berggipfel zu Berggipfel durch Fanale gemeldet würde, daß Ruhe und Friede im Lande herrsche. Für Zeiten der Not sind ganz bestimmte Feuerzeichen verabredet, so daß man binnen kürzester Zeit in der Hauptstadt von einem etwaigen Aufstande, einem Einfall feindlicher Truppen u. s. w. Kunde erhalten und entsprechende Weisungen erteilen kann.

Erst nach dem Essen erschien Shokra mit dem Gepäck. Der Flußdampfer, mit dem er gekommen war,

hatte sich, wie das gewöhnlich der Fall sein soll, verschiedentlich festgefahren und war infolge dessen erst so spät in Mapu eingetroffen, daß Söul nicht mehr vor Thorschluß hatte erreicht werden können. Ein vom Konsulat aus abgesandter Diener hatte ihn an Bord in Empfang genommen und ihn schließlich ebenso wie die einzelnen Gepäckstücke mit Hilfe eines Seiles unversehrt über die Stadtmauer gelotst.

Die Zähne des Jungen, der an Kälte noch gar nicht gewöhnt war, schlugen wie die Kastagnetten eines Tarantellatänzers auf einander, so daß wir den kleinen Kerl schleunigst in die Nähe des Ofens brachten. Aber selbst am Feuer wollte ihm nicht ordentlich warm werden, und er meinte, als ich fragte, wie ihm das Reisen hier zu Lande gefiele: „Korea est un pays très froid, même le feu est froid ici.“

Tags darauf hatte ich als zivilisierter Mensch im schwarzen Rock meine Besuche bei den verschiedenen fremden Vertretern zu machen, die sich gegenseitig in Bezug auf Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit überboten, so daß ich gleich einem Salonlöwen in der Berliner Ball- und Trüffelkampagne fortan für jeden Abend besetzt war.

Man verkehrt in Söul in zwangloser Weise, ißt gut und trinkt oft mehr, als einem bekömmlich ist.

Noch heute denke ich an ein Mittagessen, welches der russische Minister mir zu Ehren gab und bei welchem, nachdem man schon bei dem jedem russischen Essen vorangehenden Sakuska mindestens ein halbes Dutzend Schnäpse hatte zu sich nehmen müssen, die Diener aus Versehen zum Fisch Rum anstatt Moselwein einschenkten,

der denn auch, da er einmal da war, gewissenhaft getrunken wurde. Nach Tische wurde anstatt Bier Wodka gekneipt, und der Umstand, daß ich dieses russische Nationalgetränk nicht nur nicht verschmähte, sondern sogar lobte und pries, begeisterte meinen scharmanten Wirt dermaßen, daß er mich — wiederum nach russischem Brauch — beim Abschiede mehrfach umarmte und küßte. Daß ich mich auch des folgenden Morgens mit Freuden erinnerte, möchte ich nicht behaupten.

Kaum irgendwo ist mir die Zeit so schnell und angenehm vergangen wie in der Hauptstadt Koreas. Da gab es viel des Interessanten zu sehen und zu beobachten, so viel des Merkwürdigen zu kaufen und so viel nette Menschen kennen zu lernen, daß die Tage dahinschwanden, man wußte nicht wie. Wie sich denken läßt, war mir, nachdem ich die Monarchen aller übrigen von mir bereisten Länder, mit alleiniger Ausnahme des Kaisers von China, der eben Fremde — die fremdländischen Gesandten neuerdings ausgenommen — grundsätzlich nicht empfängt, persönlich kennen gelernt hatte, daran gelegen, auch in Söul dem Sohne des Himmels meine Aufwartung zu machen; weniger um mich in den Strahlen königlicher Huld zu sonnen, als um das beim Empfange übliche Ceremoniell zu studieren.

Ich war daher auf das angenehmste überrascht, als mir eines Morgens von unserem Konsul die Mitteilung gemacht wurde, daß Seine Majestät geruhen wolle, mir eine Audienz zu gewähren, und daß es demnach geboten erscheine, mich vorher dem Präsidenten des Auswärtigen Amtes, von dem wir schon wissen, daß er ein Gehalt

von vier Sack Reis, zwei Sack Bohnen und sieben Mark zwanzig Pfennig monatlich bezieht, vorzustellen.

Wir ließen uns daher noch in selbiger Stunde für den Nachmittag bei dem guten Mann anmelden, und da wir in Erfahrung gebracht, daß Seine Excellenz sich auf das angelegentlichste nach Shokra erkundigt und den Wunsch geäußert hatte, einmal einen schwarzen Menschen zu sehen, so wurde beschlossen, den Jungen mitzunehmen. Nach dem Frühstück bestiegen wir die bereitstehenden Pferde und erreichten nach einem Ritt von etwa zwanzig Minuten — Shokra, der sich als wenig gewandter Reiter entpuppte und sein zwerghaftes Tierchen un cheval très vicieux nannte, nur mit Mühe und Not — den Hof des auswärtigen Amtes, in dem uns von herbeieilenden Dienern die Reittiere abgenommen wurden. Auf einer Steintreppe gelangten wir in einen nach chinesischem Geschmack, d. h. mit Tisch und Stühlen ausgestatteten Raum, in dem uns der Herr Präsident mit freundlichem Lächeln, den Hut auf dem Kopfe, entgegenkam und uns die Hand zum Gruße reichte. Natürlich interessierte ihn Shokra, der in seiner Matrosentracht allerliebst aussah, ungleich mehr als wir beiden Europäer, aber man weiß im Orient, was sich schickt, und wandte vorläufig daher ausschließlich uns seine Aufmerksamkeit zu. Nachdem wir einige Täßchen chinesischen Thees geschlürft, wurden Champagner und englische Bisquits gebracht, und wir stießen mit der alten Excellenz, die auf diese Weise uns zu Ehren mindestens einen ganzen Monatsgehalt verpuffte, auf das Vivat, crescat, floreat Koreas an.

Auch Shokra erhielt sein Glas Sekt und seinen Kuchen und wurde von unserem Wirte seiner schönen

Augen, dunklen Hautfarbe und seiner wie Rabengefieder glänzenden Haare wegen viel bewundert. Die Audienz beim König, so meinte der freundliche Präsident beim Abschiede, würde wahrscheinlich am nächsten Tage stattfinden.

Auf dem Rückwege begegneten wir mehreren verhüllten Weibern, denen unter Musikbegleitung eine lebende Gans vorangetragen wurde. Sie begaben sich, wie mein Begleiter an dem genannten Vogel erkannte, zu einer Hochzeit. Die Gans spielt in Korea bei Hochzeitsfesten eine große Rolle, nicht etwa als Festbraten, sondern als ein glückbringendes Tier, welches sich im Hause der Neuvermählten bis an das Ende seiner Tage eines sorgenlosen Daseins erfreut.

Schon von dem Augenblicke an, da ich die Hauptstadt Koreas betreten hatte, war mir ein eigentümliches, beständig die Luft erfüllendes Klappern aufgefallen. Auch wenn ich zufällig einmal des Nachts erwachte, hörte ich nichts als das gleiche monotone Geräusch, welches ebensogut von einigen tausend Webstühlen, wie von ebensovielen Fleischhackern oder Dreschern herrühren konnte. Auf Befragen wurden mir die Wäscherinnen als die Urheberinnen des Geklappers angegeben. Nirgendwo in der Welt nun hatte ich je zuvor Waschfrauen einen solchen Heidenlärm bei ihrem Geschäfte vollführen hören, und da niemand mir sagen konnte, in welcher Weise denn eigentlich die Wäscherei betrieben würde, beschloß ich, der Sache auf den Grund zu gehen. Das war nun keine so leichte Sache; denn die Räume der Frauen gelten in Korea als Heiligtum, und der unbefugte Eindringling riskiert daher eventuell die schönsten Prügel.

Das Glück war mir günstig, denn in einem Hause, dessen äußeres Gemach ich von der Straße aus als leer erkannt hatte, sah ich durch eine zweite Thür in einen Raum, in dem mehrere Weiber neben einander am Boden hockten und wie die Verrückten mit kleinen hölzernen Klöppeln in der Größe der bekannten vierkantigen Badethermometer, von denen sie einen in jeder Hand hielten, eine mit weißem Zeuge umwickelte Holzrolle bearbeiteten.

Das Rätsel war gelöst, nicht das Waschen selbst, sondern das Walken der Wäsche war mit dem für Söul so charakteristischen Geräusch verbunden. Die Weiber mußten sich die Arme lahm arbeiten, um durch stundenlanges Klopfen den weißen Gewändern ihrer gestrengen Gatten den nötigen Glanz und die erwünschte Weichheit zu verleihen. Auf den Zehenspitzen, wie ich mich hineingeschlichen, zog ich mich zurück, aber doch nicht vorsichtig genug, um nicht noch im letzten Augenblicke von einem der Weiber gesehen zu werden. Mir einige Komplimente an den Kopf und gleichzeitig die Thür ins Schloß werfen, war für die energische Dame das Werk eines Augenblickes, und ich dankte meinem Schöpfer, daß ich neben dem Kompliment nicht auch noch ein halbes Dutzend Wäscheschlägel an den Kopf bekommen hatte.

Anstatt der erwarteten Ansage zur Audienz wurde einige Tage später aus dem auswärtigen Amte die Meldung überbracht, Seine Majestät seien unpäßlich und daher nicht in der Lage, mich zu empfangen.

An Verschiebungen derartiger Haupt- und Staatsaktionen war ich während meiner langjährigen Reisen im Orient längst gewöhnt worden, namentlich hatte man am siamesischen Königshofe nach dieser Richtung das

Menschenmöglichste geleistet. Außerdem, warum sollte nicht auch der Sohn des Himmels sich einmal den Magen überladen oder einen Katzenjammer haben können. Möglich auch, daß die Herren Astrologen und Geomanten den angesetzten Tag nachträglich für ungünstig erkannt hatten. Genug, ich tröstete mich und dachte, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei.

Als indessen Tag auf Tag verging, ohne daß Seine Majestät etwas von sich hören ließ, zogen wir nähere Erkundigungen ein und erfuhren nun, daß der König auf das Vergnügen, mich kennen zu lernen, endgültig Verzicht leiste, nachdem er erfahren, daß ich — keinen Bart habe.

Daß das Fehlen eines Bartes eine Audienz vereitelt, mag den Lesern dieser Zeilen gewiß mehr als unwahrscheinlich klingen, aber das ändert nichts an der Thatsache. Europäer haben für die Koreaner im allgemeinen und für ihren König im besonderen in der Hauptsache ein Interesse ihrer Bärte wegen, und dieses Interesse steigt ebenso mit der Größe des Bartes, wie es mit der abnehmenden Größe desselben fällt. Da ich nun so glatt rasiert bin, daß eine englische Zeitung, die sich mit der Beschreibung meiner Persönlichkeit befaßte, mich ungestraft als einen gentleman with a somewhat ecclesiastical appearance schildern konnte, hatte ich für Seine Majestät, die gerade einige Tage zuvor ein bartloses englisches Parlamentsmitglied ahnungslos empfangen hatte, jeglichen Reiz verloren; der hohe Herr blieb andauernd unpäßlich, und ich hatte das Nachsehen.

Die Weigerung Seiner Majestät, mich zu empfangen, hatte aber noch weitere Folgen; denn der Herr

Präsident des Auswärtigen Amtes, der sich gewissermaßen mit seiner Ehre engagiert glaubte, ärgerte sich über die Weigerung des Königs dermaßen, daß er sein Portefeuille niederlegte und sich in die Provinz versetzen ließ; so wenigstens hörte ich später von dem Vizekonsul Reinsdorff. Und alles das, weil ich keinen Bart trage.

Vielleicht werden diese Zeilen dazu beitragen, daß von Berlin aus nur solche Leute als Konsulats-Beamte nach Söul gesandt werden, die sich nicht nur eines hervorragend starken Bartwuchses erfreuen, sondern sich auch kontraktlich verpflichten, von dem Rasiermesser, solange sie in Korea weilen, keinen Gebrauch zu machen. Übrigens hat sich auch in China der Besitzer eines starken Vollbartes stets hervorragender Wertschätzung zu erfreuen, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß unser ehemaliger Gesandte in Peking, Herr von Brandt, seine außerordentlichen diplomatischen Erfolge, abgesehen von seinen vielen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften, auch seinem den Gegenstand allseitiger Bewunderung bei den Chinesen bildenden prächtigen weißen Vollbarte verdankt.

In Begleitung des von Chemulpo zum Besuch herübergekommenen Herrn Wolter unternahmen wir eines Morgens einen längeren Ritt in die Umgebung Söuls. Durch das Ostthor die Stadt verlassend, trabten wir etwa eine Stunde auf leidlichen Wegen dahin, bis wir plötzlich, durch aufsteigenden Rauch, Gonggeläute und Flötengeblase angelockt, vom Pfade abwichen und, querfeldein sprengend, an einen mit in den Boden gesteckten Fähnchen abgegrenzten Platz gelangten, in dessen Mitte auf einem brennenden Haufen trockenen Grases

die Leiche eines buddhistischen Mönches schmorte. Mönche und Nonnen, beide dem Äußeren nach nur an ihren Kopfbedeckungen zu unterscheiden — die Mönche tragen korbförmige gelbe Mützchen aus feinstem Bambusgeflecht und darüber große sechskantige Bambushüte mit einem wasserdichten Überzug aus geölter Seidengaze, die Nonnen dagegen auf ihrem kurz geschorenen Haar dicke graue spitze Mützen aus ungebleichten Reiswurzeln — standen plaudernd umher und schienen in vortrefflicher Laune zu sein. Wenn auch seit Begründung der heutigen Dynastie, also seit gerade einem halben Jahrtausend, die eigentliche Landesreligion der Konfucianismus ist, so haben sich doch noch einige Überreste des im vierten Jahrhundert nach Christo in Korea eingeführten Buddhismus erhalten, namentlich in Gestalt von Mönchs- und Nonnenklöstern, wie sich solche auch in der Umgegend von Söul in den Bergen finden, und einzelnen buddhistischen Tempeln, die sich in ihrer Bauart von denen in China meist nur durch ihre messingbeschlagenen Thüren unterscheiden. Während der mit einer langen Stange bewaffnete Leichenschmorer in den Flammen herumstocherte, brachten die übrigen Leute Gras herbei oder vergnügten sich mit ihren Musikinstrumenten. Als Herr Wolter, der seinen photographischen Apparat mitgenommen hatte, sie ersuchte, sich einen Moment ruhig zu verhalten, da er ein Bild von ihnen aufnehmen wolle, zeigten sich Mönche und Nonnen gleich photographenfromm; auch hatten sie nichts dagegen einzuwenden, daß ich einigen von ihnen die Hüte beziehungsweise Mützen vom Kopfe nahm und ihnen je einen mexikanischen Dollar dafür in die Hand drückte.

Allseitig befriedigt schieden wir von unseren neuen Freunden, die sämtlich trotz ihres Asketenlebens fett waren wie die Klosterkatzen, und zogen weiter. Bald ging es in die Berge, und hier entrollten sich Bilder vor unseren Blicken, über welche ein Landschaftsmaler vor Wonne Purzelbäume geschlagen hätte, die aber auch jeden anderen für das Schöne empfänglichen Menschen mit Entzücken erfüllen mußten. Man konnte sich wirklich nichts Stimmungsvolleres denken als diese lauschigen Haine von Koniferen und herbstlich gefärbten Laubbäumen, zwischen denen über Felsgeröll silberklare Bächlein plätschern, während ringsum kahle Granitmassen sich zu beträchtlicher Höhe auftürmen. An einem dieser, allem Anscheine nach eigens für lyrische Dichter geschaffenen Plätzchen, in dessen Nähe sich eine größere Tempelanlage befindet, hatte irgend ein frommer Mann ein allerliebstes Rasthäuschen in chinesischem Stil erbaut, in dem wir in Ruhe und Behaglichkeit unser mitgenommenes Frühstück verzehrten.

Auf dem Rückwege besuchten wir eine auf baumumstandener Lichtung gelegene, viele Hundert Jahre alte, wahrscheinlich königliche Grabstätte in der Nähe des Mönchsklosters Myo-Wanam. In der Mitte erhebt sich ein grasbedeckter Hügel, um den eine durchbrochene Steinballustrade herumläuft, außerhalb derselben halten lebensgroße steinerne Tiger und Widder Wache, vor dem Grabe liegt eine schwere, etwa einen Fuß dicke Granitplatte, und daneben stehen vier in Stein gehauene Pferde, zwei Priester und zwei Soldaten. Die ganze Grabstätte erinnert lebhaft an die berühmten Ming-Gräber in der Nähe von Peking, nur daß letztere unendlich viel großartiger sind.

Rasthaus.

Als sehr lohnend erwies sich auch ein Spaziergang auf dem zum Teil noch innerhalb der Stadtmauern gelegenen Nordberg oder Puk Han, von dem aus man die Stadt noch besser übersieht als von Nam Sham. Auf halber Höhe traf ich eine Abteilung Soldaten, die mit Pfeilen nach einer Scheibe schossen. Die Soldaten leisteten wirklich Erstaunliches, denn trotzdem die Entfernung zwischen ihnen und der Scheibe über hundert Meter betrug, wurde letztere von den meisten Schützen getroffen, wohingegen ich bei ähnlichen Übungen in China auf weit kürzere Entfernungen Treffer verhältnismäßig selten beobachtete. Ein besonders glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß gerade an dem Abende, an welchem ich den Puk Han bestieg, sich in einem der Höfe des königlichen Palastes die Verteilung der Diplome an diejenigen Studenten vollzog, die bei der alljährlich einmal stattfindenden Prüfung mit Ehren bestanden hatten. Da ich mein Fernglas mitgenommen hatte, so konnte ich die sich im Palasthofe abspielenden Vorgänge fast so genau beobachten, als stände ich auf der Umfassungsmauer des Palastes selbst.

Für den König war ein großes Zelt aufgeschlagen worden, Truppen standen umher, und einige Tausend Menschen wimmelten durcheinander wie auf einem Jahrmarkte. Die eigentliche Feier schien gerade beendet zu sein und Seine Majestät sich zurückgezogen zu haben; denn anderenfalls würde es auf dem Platze wohl weniger formlos hergegangen sein; auch sah ich, daß einzelne Mandarinen sich bereits dem Ausgange zuwendeten.

So schnell ich konnte, rannte ich den Berg hinunter, um an demjenigen Palastthore Aufstellung zu nehmen,

aus dem, wie ich aus den draußen lagernden Dienern erkannte, die von der Feier zurückkehrenden Beamten und Studenten herauskommen mußten. Sie erschienen sämtlich im großen Ornat, bestiegen die ihrer harrenden Sänften und Ponies und zogen truppweise von dannen, die frischgebackenen Doktoren, ihr in rosafarbigen Seidenstoff gehülltes Diplom in der Rechten; hinten an ihren Roßhaarmützen waren zwei auf Draht gezogene Blumenguirlanden befestigt, deren andere Enden sie mit den Zähnen festhielten. Draußen wurden sie von ihren Verwandten und Freunden beglückwünscht und im Triumph heimgeleitet. Sie gehören beinahe ausschließlich dem Adel des Landes an, denn wenn auch gesetzlich jedermann sich an den Prüfungen beteiligen kann, so kommt es doch nur selten vor, daß ein Mann ohne einflußreiche Beziehungen einen Grad, und seltener noch, daß der also Ausgezeichnete auch auf Grund seines Grades einen Posten als Beamter erhält. Überhaupt sind die Prüfungen in Korea nichts als eine Form, denn alles kommt hier auf Protektion und Familie an, und wenn sich trotzdem jährlich viele Tausende junger Leute, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg, an diesen Prüfungen beteiligen, so geschieht das, weil sie eine Reise in die Hauptstadt damit motivieren und sich ein paar vergnügte Tage machen können. Wie im Reiche der Mitte, so besteht auch in Korea das ganze Studium in einem Auswendiglernen der Klassiker, aber hier nicht etwa der eigenen Klassiker, sondern chinesischer, denn Korea hat keine alte Litteratur, ferner in einem Erlernen chinesischer Geschichte und chinesischer Schrift, da letztere ebenso wie

die chinesische Sprache überall im Lande im amtlichen Verkehr gebraucht wird.

Daß der etatsmäßige Gehalt eines hohen koreanischen Beamten wenig Verführerisches hat, haben wir an den vier Sack Reis, zwei Sack Bohnen und 7 Mark 20 Pfg. unseres Präsidenten des Auswärtigen Amtes gesehen; aber der koreanische Beamte lebt gleich seinem Kollegen im Reiche der Mitte nicht von dem, was er vom Staate erhält, sondern von dem, was er dem Volke abnimmt. Um einen bestimmten Posten zu erhalten, scheut er sich oft nicht, so viel an Geschenken und Bestechungen zu opfern, daß sein ganzes Leben nicht ausreichen würde, diese Opfer wieder aus dem bezogenen Gehalte zu decken. Es ist daher begreiflich, daß die Herren Beamten, nachdem sie von vornherein so viel Geld ins Geschäft gesteckt haben, nicht nur das Bestreben haben, die Geschäftsunkosten möglichst schnell zu decken, sondern auch noch möglichst viel zu erübrigen. Das geschieht nun dadurch, daß sie selbst erpressen, soviel sie können, und außerdem von den Erpressungsgeldern der Unterbeamten gewissermaßen ihre Tantieme beziehen.

Weder in China noch in Korea findet daran irgend jemand etwas Anstößiges, solange die Ausquetschungen sich in den hergebrachten Grenzen bewegen und der Beamte nach oben nur die nötigen Prozente abführt.

Daß unter diesen Verhältnissen sich die Wage der Gerechtigkeit stets nach der Seite neigt, wo sich der schwerste Geldbeutel befindet, versteht sich von selbst. Hat weder der Kläger noch der Beklagte Geld zuzusetzen, so kommt es ganz auf die Laune des über sie zu Gericht sitzenden Mandarins an, ob der eine oder der andere

oder alle beide ihre Hiebe bekommen. Geständnisse ganz nach Wunsch des Richters werden nötigenfalls mit Hilfe aller erdenklichen Folterqualen erzwungen. Ein beliebtes Mittel, schweigsame Zeugen oder Angeklagte gesprächig zu machen, ist die Kniebastonnade, bei der der Betreffende sitzend, auf einen Stuhl festgebunden, mit einem Rohrstock auf Knie und Schienbeine geschlagen wird.

Ich war eines Abends vor dem Hauptthore des Palastes Zeuge einer allem Anscheine nach durchaus unwichtigen öffentlichen Gerichtssitzung oder vielmehr Streitschlichtung, bei der der Angeklagte mit gesenktem Haupte vor dem aufrecht stehenden Richter in der Hucke saß, während hinter ihm der Ankläger hockte und zu beiden Seiten je sechs Soldaten ein Spalier bildeten. Die Sache verlief in diesem Falle ohne Prügel, vielmehr erfolgte Freisprechung des Angeklagten, was ich daraus schließe, das der Richter denselben nach beendetem Verhör unters Kinn faßte, ihn emporhob und seiner Wege gehen hieß.

Schon in der zweiten Hälfte des Oktobers wurde es in Söul derartig winterlich, daß in den Zimmern des deutschen Konsulats trotz beständigen Heizens das Thermometer kaum über 14 Grad C. stieg. Wir froren infolge dessen wie die Schneider, und Shokra erklärte Korea für „un pays mauvais, mauvais". Hierzu hatte er unstreitig eine gewisse Berechtigung, denn abgesehen davon, daß er zum ersten Male in seinem Leben erkannte, was das Wort Winter bedeutet, war ihm der Kampf gegen die Kälte noch dadurch erschwert, daß die Koreaner ihm trotz aller Liebe, die sie ihm sonst entgegenbrachten, die einzige Hose, die er zu seinem

Matrosenanzug besaß, gestohlen und es dadurch mit dem kleinen Sansculotten ein für allemal verdorben hatten.

Zweifellos wurde ihm der Abschied von Söul leichter als mir, da ich mich für alle Zeiten der hoch interessanten Tage, die ich in der Hauptstadt Koreas verleben durfte, mit besonderer Freude erinnern werde.

Auf gleichen Wegen, wie wir gekommen, kehrten wir nach Chemulpo zurück, Shokra zu Wagen, ich im Sattel, und wenige Tage später trug uns ein japanischer Dampfer zum Hafen hinaus, um uns nach Fusan und Gensan, zwei Hafenplätzen auf der Ostküste der koreanischen Halbinsel, zu bringen.

Fusan ist von beiden der weitaus bedeutendere Platz und bessere Hafen, der Wert seiner Ein- und Ausfuhr bezifferte sich im Jahre 1891 auf 3200000 Dollar, wohingegen auf Gensan kaum 800000 Dollar entfielen. In malerischer, von kahlen Bergen gebildeter Meeresbucht gelegen, bietet die Stadt mit der davorliegenden Hirschinsel bei der Einfahrt ein hübsches Bild. Schon vom Schiffe aus erkennt man an den schmucken am Ufer liegenden Holzhäuschen und einzelnen Gruppen dunkelgrüner Koniferen, daß auch hier die Japaner die Bewohner des Landes bereits verdrängt haben. In der That ist denn auch die eigentliche Hafenstadt, in der über 5000 Japaner leben — das Reich der Mitte ist nur mit etwa 150 Zöpfen vertreten —, in ihrem Charakter durchaus japanisch. Überall sieht man japanische Gasthäuser, Kaufläden mit europäischen Schundartikeln oder japanischen Nachahmungen solcher, mit Porzellanen, Glas- und Steingutwaren, in den Schneiderwerkstätten klappert

oder alle beide ihre Hiebe bekommen. Geständnisse ganz nach Wunsch des Richters werden nötigenfalls mit Hilfe aller erdenklichen Folterqualen erzwungen. Ein beliebtes Mittel, schweigsame Zeugen oder Angeklagte gesprächig zu machen, ist die Kniebastonnade, bei der der Betreffende sitzend, auf einen Stuhl festgebunden, mit einem Rohrstock auf Knie und Schienbeine geschlagen wird.

Ich war eines Abends vor dem Hauptthore des Palastes Zeuge einer allem Anscheine nach durchaus unwichtigen öffentlichen Gerichtssitzung oder vielmehr Streitschlichtung, bei der der Angeklagte mit gesenktem Haupte vor dem aufrecht stehenden Richter in der Hucke saß, während hinter ihm der Ankläger hockte und zu beiden Seiten je sechs Soldaten ein Spalier bildeten. Die Sache verlief in diesem Falle ohne Prügel, vielmehr erfolgte Freisprechung des Angeklagten, was ich daraus schließe, das der Richter denselben nach beendetem Verhör unters Kinn faßte, ihn emporhob und seiner Wege gehen hieß.

Schon in der zweiten Hälfte des Oktobers wurde es in Söul derartig winterlich, daß in den Zimmern des deutschen Konsulats trotz beständigen Heizens das Thermometer kaum über 14 Grad C. stieg. Wir froren infolge dessen wie die Schneider, und Shokra erklärte Korea für „un pays mauvais, mauvais“. Hierzu hatte er unstreitig eine gewisse Berechtigung, denn abgesehen davon, daß er zum ersten Male in seinem Leben erkannte, was das Wort Winter bedeutet, war ihm der Kampf gegen die Kälte noch dadurch erschwert, daß die Koreaner ihm trotz aller Liebe, die sie ihm sonst entgegenbrachten, die einzige Hose, die er zu seinem

mit anormalen Geruchsnerven längere Zeit auszuhalten ist, wird man begreiflich finden.

Im Jahre 1891 wurden von hier für 90000 Dollar gesalzene und getrocknete Fische, für 3000 Dollar Fischdünger und für 700 Dollar Haifischflossen nach China und Japan ausgeführt.

Die Zollverwaltung ist die einzige Behörde in Korea, die in der Lage ist, zuverlässige Angaben über ihr Ressort zu machen; denn sie ist gewissermaßen eine Filiale des unter der Leitung Sir Robert Harts stehenden musterhaft organisierten chinesischen Zolldienstes, dessen Beamte durchweg Europäer der verschiedensten Nationen oder Amerikaner sind. Die in Korea angestellten Zollbeamten sind der koreanischen Regierung von der chinesischen leihweise überlassen worden.

Der Chief Commissioner der koreanischen Zölle war zu meiner Zeit ein Deutscher, Herr J. F. Schönicke, der mir in liebenswürdigster Weise seinen letzten Jahresbericht (1891) zur Verfügung stellte. Danach ist der Wert des Imports und Exports in den letzten sechs Jahren von 2059585 Dollar (1885) auf 8622812 Dollar (1891) gestiegen; die Zolleinnahmen beliefen sich im letztgenannten Jahre auf 549058 Dollar.

Ausgeführt werden in der Hauptsache Reis, Getreide und Bohnen, und zwar ausschließlich nach Japan, daneben Rinderhäute und Hundefelle (der Hund wird von den Koreanern gegessen), Fische, eßbarer Seetang, Trepang, Papier u. s. w.

Als Importartikel stehen Baumwollstoffe englischen Fabrikates mit über $2^1/_4$ Millionen Dollar obenan, danach kommen chinesische Seidenstoffe mit $^1/_2$ Million, und

den Rest bilden europäische Waren verschiedenster Art. Der Löwenanteil des Importgeschäftes entfällt mit etwa 3 Millionen Dollar auf England, dann folgen Japan mit etwa 1 Million, China mit 800000 Dollar, Deutschland mit 250000, die Vereinigten Staaten mit 190000, Frankreich mit 70000, Holland mit 25000, Österreich mit 18000, Belgien mit 3000 und Rußland mit etwa 1000 Dollar. Trotz seines bedeutenden Handels ist die Schiffahrt Englands nur mit 1430 Tonnen im Jahre 1891 vertreten, wohingegen Deutschland mit 7657 Tonnen, China mit 11263, Rußland mit 18893 und Japan mit 311754 Tonnen beteiligt ist.

Daß der koreanische Markt von Jahr zu Jahr größere Bedeutung gewinnen wird, steht außer Frage, denn alle Reisenden, die das Innere des Landes kennen gelernt haben, sind darüber einig, daß die Landwirtschaft einer großartigen Entwickelung fähig und daß das Land reich ist an Gold-, Silber-, Blei-, Kupfer-, Eisenerzen und Kohlen. Leider aber verpufft der König den größten Teil der Landeseinnahmen in allerhand Festlichkeiten und verwendet keinen Cent auf die Hebung des Verkehrs. Die Wege sind infolge dessen im Innern des Landes in einer solchen Verfassung, daß es sich für den Bauer nicht lohnt, mehr Getreide zu bauen, als er für sich und seine Familie gebraucht, da der Transport etwaigen Überflusses mit zu viel Mühen und Kosten verbunden wäre. So kommt es vor, daß zuweilen ein Distrikt Hunger leidet, während in benachbarten Bezirken die Leute gar nicht wissen, was sie mit ihren Erntevorräten anfangen sollen. Aus dem gleichen Grunde ist zur Zeit an eine Ausbeutung der verschiede-

nen Minen nicht zu denken, und das einzige heute in nennenswerten Quantitäten exportierte Metall ist Gold, welches die Eingeborenen in den Flußbetten waschen. Dem Handelsberichte zufolge ist für 689 078 Dollar Gold im Jahre 1891 ausgeführt, aber da kein Japaner Korea verläßt, ohne einige Päckchen Goldstaubes auszuschmuggeln, wird angenommen, daß tatsächlich die fünffache Menge Goldes alljährlich aus dem Lande geht. Immerhin steht zu hoffen, daß der König über kurz oder lang zu der Einsicht gelangen wird, daß er sein Geld gar nicht besser anlegen kann als in Verkehrswegen, Eisenbahnen und Förderung der verschiedenen Metalle, an denen sein Land so reich ist. Nach dieser Richtung auf Seine Majestät einzuwirken, scheint mir die Hauptaufgabe der fremdländischen Vertreter in Söul zu sein.

Während meines Aufenthaltes in Fusan war ich Gast des Sohnes des berühmten norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson, Herrn Einar Björnson, der einen höheren Posten im koreanischen Zolldienst bekleidet und ein reizendes Häuschen mit herrlichem Blick auf die Hafenbucht bewohnt. Nachmittags fuhren wir meist auf den Fischfang und brachten jedesmal reiche Beute heim. Nie zuvor habe ich irgendwo in der Welt so wunderbares Meerleuchten beobachtet wie bei einer nächtlichen Bootfahrt in der Hafenbucht von Fusan. Man hatte die Empfindung durch eine Masse flüssigen stahlblauen Metalls zu fahren, und konnte mühelos gedruckte Schrift, die man dem leuchtenden Wasser näherte, lesen.

Japan ist in Fusan durch einen Generalkonsul, China durch einen Konsul vertreten.

Gensan, welches ich nach einer recht bewegten

Nachtfahrt erreichte, ist der nördlichst gelegene Hafen an der koreanischen Ostküste. Mit dem an Bord gekommenen Zollkommissar Herrn Grundmann, einem Deutschen, fuhr ich an Land und besichtigte das friedlich und anmutig gelegene Städtchen, in dem neben 13000 Koreanern etwa 700 Japaner, 50 Chinesen und 6 Europäer ein allem Anschein nach recht beschauliches Dasein führen, in welches nur gelegentliche Jagdausflüge, sowie die Ankunft eines japanischen oder russischen Dampfers etwas Abwechselung bringt. Für Jäger ist Gensan ein wahres Eldorado, denn in der nächsten Umgebung ist neben anderem Wilde der Tiger ein häufig gesehener, den Eingeborenen recht unwillkommener Gast. Allein im letzten Jahre wurden über dreihundert Tigerfelle von Gensan ausgeführt, und ein prächtiges lebendes Exemplar wurde mir für 250 Mark zum Kaufe angeboten. Daneben gehört die Wasserjagd namentlich zur Winterszeit, in der es in der Hafenbucht von wilden Schwänen und Wildgänsen wimmelt, zu den besten des ganzen Ostens. Herr Grundmann erzählte mir, daß er erst kürzlich an einem Tage zweiunddreißig Gänse geschossen habe. Eine derselben, die in Gestalt eines ausgezeichneten Bratens bei einem Diner, zu dem mich mein freundlicher Landsmann eingeladen hatte, auf der Tafel erschien, hat mich zu der Erkenntnis gebracht, daß eine gute gebratene Gans auch in Korea eine gute Gabe Gottes ist. Eine Spezialität Gensans sind ferner seine vorzüglichen Austern, die den besten holländischen in keiner Hinsicht nachstehen und zu lächerlich billigen Preisen in jeder gewünschten Menge zu haben sind. Wenig appetitlich erscheint mir nur die Art, wie sie

feilgeboten werden, nämlich ihrer Schalen beraubt, in offenen Körben zu einer quabbeligen Masse vereint.

Die Austernschalen werden namentlich in dem japanischen Viertel als Wegebaumaterial verwendet. Wie in Fusan, so haben auch hier China und Japan ihre Konsulate, und die japanische Regierung besitzt in Gensan ein zweiflügeliges, dreistöckiges Konsulatsgebäude, dessen sich kein deutscher Botschafter irgendwo in der Welt zu schämen brauchte.

Vor meiner Abreise von Gensan stattete ich noch einem koreanischen Goldkäufer einen Besuch ab. Ich fand den mit untergeschlagenen Beinen auf seiner Matte sitzenden alten Herrn in vollster Thätigkeit, vor sich einen Mörser, in dem er das ihm angebotene Metall zerstieß, um es auf seinen Quarzgehalt zu untersuchen, neben sich eine chinesische Wage. Etwa ein halbes Dutzend seiner Landsleute, die aus dem Inneren gekommen waren und das von ihnen gewaschene Gold in Papierdütchen bei sich führten, beobachteten aufmerksam das Zerstoßen und Wägen ihrer Ware. Sie schienen unbedingtes Zutrauen zu ihrem Abnehmer zu haben und mit dem von ihm genannten Preise ohne weiteres einverstanden zu sein; denn das ganze Geschäft wickelte sich mit wunderbarer Ruhe und ohne jegliches Gefeilsche ab. Ich erfuhr später in Wladiwostock von einem Herrn Kustor, einem geborenen Schweizer, ehemaligen Sträflingsinspektor in Sibirien und heute Goldminenbesitzer daselbst, daß das koreanische Gold bei weitem nicht so gut sei, wie das sibirische, welches zur Zeit mit 540 Rubeln pro Pfund bezahlt würde, während koreanisches Gold kaum 300 Rubel erziele. Ich war Herrn Kustor

für diese Belehrung um so dankbarer, als er mir gleichzeitig zwei der größten in seiner Wäscherei geförderten Stücke rohen Goldes als Muster seiner Ware zur freundlichen Erinnerung überreichte.

Indem wir nun Korea und damit eines der merkwürdigsten Reiche der Erde verlassen, seien mir noch einige wenige Worte über die politische Zukunft des Landes gestattet.

Je nach Laune der Chinesen von diesen als Vasallenstaat oder als unabhängiges Königreich behandelt, in früheren Jahrhunderten bald von den Japanern, bald von den Chinesen geknechtet und von jeher ohnmächtig, ohne Anlehnung an eine dieser beiden Mächte auf eigenen Füßen zu stehen, hat Korea nach Abschluß des russisch-chinesischen Vertrages vom Jahre 1860, dem zufolge ein Teil der Mandschurei bis zum Flusse Tumen zu Sibirien geschlagen wurde, an Rußland einen dritten Nachbarn erhalten, vor dem auf der Hut zu sein es ein volles Recht hat, denn weder für China wie für Japan hat der Besitz der koreanischen Halbinsel eine auch nur annähernd so große Bedeutung wie für Rußland, welches in dem berechtigten Wunsche, sich aus den Fesseln, die ihm die unwirtliche Natur auf allen Seiten anlegte, zu befreien, sich mit Hilfe der im Bau begriffenen, in Wladiwostock mündenden sibirischen Bahn nach dem Stillen Ozean Luft zu schaffen sucht. Während nun Wladiwostock für nahezu vier Monate durch Eis von jedem Verkehr abgeschlossen ist, besitzt Korea in Gensan und Fusan zwei vortreffliche, stets offene Häfen. Kein Wunder daher, daß Rußland mit lüsternen Blicken zu seinem schwächlichen Nachbarn hinüberschielt und ihm

unter seine Fittiche nehmen möchte. Zwar hat es sich China gegenüber im Jahre 1886 verpflichtet, unter keinen Umständen koreanisches Gebiet zu besetzen; aber die Weltgeschichte hat genugsam bewiesen, was von solchen Zusicherungen Rußlands zu halten ist.

Ob Japan die Ansprüche, die es früher auf Korea hatte oder zu haben glaubte, später versuchen wird zur Geltung zu bringen, ist eine Frage, deren Entscheidung der Zukunft überlassen bleiben muß.

Korea selbst thut zweifellos weise daran, falls es sich seine heutige Stellung als selbständiges Königreich noch möglichst lange erhalten will, sich ausschließlich an China anzulehnen und gegen die Einflüsterungen fremder Diplomaten, das chinesische Joch von sich abzuschütteln, taub zu bleiben. Auf der anderen Seite wird es aber auch die höchste Zeit, daß die koreanische Regierung zu der Einsicht gelangt, daß mit dem Regieren Pflichten gegen diejenigen, die man regiert, verbunden sind, sonst könnte man doch eines schönen Tages die Erfahrung machen, daß selbst die Geduld des koreanischen Volkes ihre Grenzen hat.



Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W.-Schöneberg.

ırte zu Ehlers, Im Osten Asiens.



Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W.-Schöneberg.

Karte zu Ehlers, Im Osten Asiens.

